Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben
von
Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung
von
Eduard Arnd.

Sechster Band.

Mittlere Geschichte II.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mittlere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug.
(814—1096.)

24. Kaiser Heinrich's IV. letzte Regierungsjahre *).
(1085—1106.)

Mit dem Tode Gregor's VII., seines großen Gegners, endeten Heinrich's Kämpfe und Leiden nicht. Auch nachdem Otto von Nordheim, der gefährlichste und verschlagenste Feind des Kaisers, gestorben war (1083), dauerte in Deutschland der Krieg fort, und erhielt neue Nahrung, als Heinrich nach seiner Rückkehr aus Italien mit unermüdeter Kraft und Thätigkeit seine Widersacher bekämpfte. Unter abwechselndem Kriegsglücke wurde das Land furchtbar verwüstet, und die Nation, dieser Zerrüttung aller Verhältnisse müde, seufzte nach Frieden. Endlich legte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg — so unbedeutend und machtlos, daß er einem Schutzflehenden einst erwiederte: er könne ihm so wenig als sich selber helfen — die Krone freiwillig nieder (1088); und um dieselbe Zeit kam bei einem Auflaufe in Goslar Bischof Burchard von Halberstadt um, der Führer und Mittelpunkt der Gegner des Kaisers in Sachsen. Noch ließ sich der ehrgeizige Markgraf Ekbert II. von Thüringen nach der Herrschaft gelüsten, konnte aber den alten Eifer wider

*) Wir führen die Geschichte Deutschland's hier noch um einige Decennien über das Ende unserer zweiten Periode (1096) hinaus, um den inneren Zusammenhang derselben nicht auseinanderzureißen, da für dieses Reich erst nach dem Aussterben des salischen Hauses die neue Reihe der Begebenheiten anfängt.

Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Da waren die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So konnte jetzt die allgemeine Ruhe in Deutschland leicht wieder hergestellt werden, wenn Heinrich nur den Gegenpapst aufgegeben hätte. Weil er dies aber nicht wollte oder aus Rücksicht auf seine Partei nicht konnte, so setzten die von den Cardinälen erwählten Päpste Gregor's Krieg wider ihn fort. Victor III., der diesem zunächst folgte, starb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., der dann den heiligen Stuhl bestieg, ein geistvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normannischen und Mathildischen Partei wieder nach Rom, obschon sich auch der Gegenpapst Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwischen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des römischen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater fester an die Kirche gekettet und dem Kaiser in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich sah sich daher genöthigt, zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich; aber als er 1092 auf kurze Zeit nach Deutschland ging, empörte sich sein eigener Sohn, den er in Italien zurückgelassen, der schon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Den sonst milden und wohlwollenden jungen Mann hatte die Ueberredung Mathilden's und der päpstlichen Partei fortgerissen; der Erzbischof Anselm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien und der sicilische Graf Roger gab ihm seine Tochter zur Ehe. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, in denen die päpstlich Gesinnten die Oberhand gewonnen hatten, erklärten sich für ihn und schlossen einen Bund auf zwanzig Jahre zur Bekämpfung des deutschen Kaisers. Des Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, und Clemens mußte zum Kaiser flüchten. Zum Glück für den Hartbedrängten entzweiten sich jetzt seine Feinde. Welf ward inne, daß seine Gemahlin den Vortheil der römischen Kirche weit mehr fördere, als seinen eigenen; er trennte sich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen sich mit dem Kaiser, und strebten ihm auch in Deutschland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit, und gewann fast alle seine Widersacher, so daß Deutschland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad starb in Italien in der Blüthe seiner Jahre (1101), von den

Städten verlassen, die seiner bald überdrüssig geworden waren, da sie ihn hatten erhalten müssen.

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens hegte der Kaiser den ernstlichen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen; aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrich's Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort. Ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde derselbe von den baierschen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Fürsten, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige erweckt, und trotz seiner Jugend hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte noch einmal die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Heer zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von dem Glanze der Herrschaft schon so geblendet, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz der Krone zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien ergriffen, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche; zu dem Ende möge dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dort-

Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Da waren die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So konnte jetzt die allgemeine Ruhe in Deutschland leicht wieder hergestellt werden, wenn Heinrich nur den Gegenpapst aufgegeben hätte. Weil er dies aber nicht wollte oder aus Rücksicht auf seine Partei nicht konnte, so setzten die von den Cardinälen erwählten Päpste Gregor's Krieg wider ihn fort. Victor III., der diesem zunächst folgte, starb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., der dann den heiligen Stuhl bestieg, ein geistvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normannischen und Mathildischen Partei wieder nach Rom, obschon sich auch der Gegenpapst Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwischen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des römischen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater fester an die Kirche gekettet und dem Kaiser in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich sah sich daher genöthigt, zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich; aber als er 1092 auf kurze Zeit nach Deutschland ging, empörte sich sein eigener Sohn, den er in Italien zurückgelassen, der schon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Den sonst milden und wohlwollenden jungen Mann hatte die Ueberredung Mathilden's und der päpstlichen Partei fortgerissen; der Erzbischof Anselm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien und der sicilische Graf Roger gab ihm seine Tochter zur Ehe. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, in denen die päpstlich Gesinnten die Oberhand gewonnen hatten, erklärten sich für ihn und schlossen einen Bund auf zwanzig Jahre zur Bekämpfung des deutschen Kaisers. Des Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, und Clemens mußte zum Kaiser flüchten. Zum Glück für den Hartbedrängten entzweiten sich jetzt seine Feinde. Welf ward inne, daß seine Gemahlin den Vortheil der römischen Kirche weit mehr fördere, als seinen eigenen; er trennte sich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen sich mit dem Kaiser, und strebten ihm auch in Deutschland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit, und gewann fast alle seine Widersacher, so daß Deutschland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad starb in Italien in der Blüthe seiner Jahre (1101), von den

Städten verlassen, die seiner bald überdrüssig geworden waren, da sie ihn hatten erhalten müssen.

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens hegte der Kaiser den ernstlichen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen; aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrich's Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort. Ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde derselbe von den baierschen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Fürsten, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige erweckt, und trotz seiner Jugend hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte noch einmal die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Heer zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von dem Glanze der Herrschaft schon so geblendet, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz der Krone zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien ergriffen, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche; zu dem Ende möge dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dort-

hin nicht mit ihm gehen könnten. Der Kaiser glaubte den Eidschwüren, mit welchen sich der Sohn für seine Sicherheit verpfändete; er glaubte ihnen selbst noch, als der König ihn unter dem Vorwande, daß der Erzbischof von Mainz keinen Gebannten aufnehmen wolle, bis zur ausgemachten Sache nach Beckelheim (einer Burg bei Kreuznach) ziehen hieß. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichen Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt und, um dem Unglück Schimpf hinzuzufügen, mit ausgezeichneter Härte. Dann brachte man ihn nach Ingelheim, und zwang ihn dort, dem Reiche zu entsagen. Und doch erhielt der tiefgebeugte Fürst nicht einmal die Lösung vom Banne, um die er den päpstlichen Legaten flehentlich bat, noch seine Freiheit als Preis der Abtretung; er fürchtete noch Schlimmeres, entfloh, und wandte sich nach Lüttich. Unerwartet fand er in dem Herzog Heinrich von Niederlothringen einen Freund und wackeren Beschützer, der den an der Spitze eines Heeres nachdrängenden König zurückschlug. Auch Köln leistete diesem so tapfern Widerstand, daß er die Belagerung der wichtigen Stadt nach großem Verlust wieder aufheben mußte. Eine Schlacht zwischen Vater und Sohn schien unvermeidlich, und der König zog zur blutigen Entscheidung herauf, als er die erwünschte Kunde erhielt, daß sein Vater, so vielem Gram erliegend, zu Lüttich gestorben sei (7. Aug. 1106). Der Bischof dieser Stadt, Otbert, der in allem Unglück treu wie kein Anderer zu ihm gestanden hatte, ließ ihn in der Kirche des heiligen Lambert feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen; allein er mußte, auf Befehl des Königs und der anderen Bischöfe, den Kaiser wieder hervorholen und unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hinstellen lassen, bis der Papst den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier sang ein mitleidiger Mönch aus Jerusalem, aus eigenem Antriebe, Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daselbst empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verstorbene hatte sich um die Stadt sehr verdient gemacht. Man gab ihm eine würdige Ruhestätte in der Marienkirche, die er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpstlich gesinnte Bischof allen Gottesdienst, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde; dann erst ward der Bann aufgehoben und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt. Aber selbst in neueren Zeiten störten Räuber seine Ruhe. Es waren Franzosen, welche 1689 auf ihre gewohnte Art in Speier

hausten, und selbst die stillen Gräber der fränkischen Kaiser nicht verschonten.

Dies war der Ausgang Kaiser Heinrich's IV. Wie groß auch die Verirrungen und Sünden seiner Jugend gewesen, wie hart man auch den Mangel an Festigkeit tadeln möge, der ihn und das Reich in unnennbare Verwirrungen gestürzt: die Schläge, mit welchen ihn das Geschick verfolgte, sind so schwer, daß man dennoch mit dem Gefühle des Bedauerns und versöhnt von ihm scheidet. Großmuth auch gegen Widersacher, Wohlthätigkeit, Milde und Tapferkeit bei schönem ritterlichen Wesen und königlicher Würde rühmten ihm selbst seine Feinde nach.

---

25. Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Als Papst Paschalis II. die Empörung Heinrich's gegen seinen Vater unterstützte, war er der gewissen Hoffnung, an einem durch ihn erhobenen Herrscher auch einen willfährigen Diener der römischen Kirche zu finden; aber er hatte sich getäuscht. Heinrich hatte die Schande des Betruges und heuchlerischer Hinterlist gegen den eigenen Vater auf sich geladen, um die Krone zu erwerben, aber ihre Hoheit wollte er nicht erniedrigen, noch an Rom für die Dienste verrathen, die es ihm geleistet. Es war sogar seine Absicht, den Papst nach Deutschland zu locken, und wirklich war dieser schon auf der Reise begriffen, als er noch zeitig genug merkte, worauf es abgesehen sei, daher vom Wege ablenkte und sich nach Frankreich begab. Hier erschienen Abgeordnete Heinrich's, der nun die Maske ablegte, vor ihm, und verlangten die Einwilligung des Papstes zu dem alten kaiserlichen Investiturrechte. Als Paschalis dies in den strengsten Ausdrücken verweigerte, entfernten sich die deutschen Gesandten mit den Worten: „nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit dem Schwerte entschieden werden."

Diese Drohung zu erfüllen, ward Heinrich in den nächsten Jahren durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen Böhmen und Ungarn, noch abgehalten. Aber im Jahre 1110 unternahm er seinen Römerzug mit einem zahreichen Heere, welches auf zwei verschiedenen Wegen über die Alpen ging. Da Novara dem Könige den Gehorsam verweigerte, nahm er es mit Waffengewalt und riß die Mauern

ein. Am Po vereinigte er sich mit der andern Heeresabtheilung und schlug auf den roncalischen Feldern bei Piacenza in fast unübersehbarer Weite sein Lager auf. Da erschraken die Städte Oberitalien's und sandten ihm, Mailand ausgenommen, Zins; die Fürsten erschienen mit ihren Truppen, und beim weitern Fortzuge ließ sich selbst die mächtige Mathilde bewegen, dem Könige durch Gesandte ihre Unterwerfung zu bezeugen, doch blieb sie parteilos. In Florenz ward das Weihnachtsfest gehalten. Sodann ging der Zug über Arezzo, welches zerstört ward, nach Aqua-Pendente. Hier trafen den König seine rückkehrenden Boten, durch die er nochmals das Investiturrecht vom Papste hatte fordern lassen, mit einem höchst unerwarteten Antrage. Da der Streit, ließ der Papst ihm entbieten, doch nur von den weltlichen Gütern und Regalien, welche die Bischöfe und Aebte besäßen, herrührte, so möge der Kaiser diese zurücknehmen, dagegen der Investitur, zu der er dann gar kein Recht mehr habe, entsagen. Heinrich mochte zweifelhaft sein, ob es dem Papste mit diesem Vorschlage, welcher der weltlichen Macht einen so unermeßlichen Vortheil darbot, Ernst sei oder nicht*); doch schloß er sofort einen Vertrag in diesem Sinne ab, der ihm wenigstens, wenn er auch nicht zur Vollziehung kam, den Vortheil versprach, daß schon die Absicht einer solchen Entäußerung alle Geistlichen gegen den Papst aufbringen mußte. Am 12. Februar 1111 hielt er seinen Einzug in Rom, wo er von dem Papste, den Cardinälen und allen höheren Geistlichen feierlich empfangen und in die Peterskirche geführt ward. Als nun Paschalis hier vom Könige vor der Krönung eine nochmalige feierliche Entsagung der Investitur verlangte, kam es zu Erklärungen, wodurch der Inhalt jenes Vertrages kund ward, und die Bischöfe den Papst, wie Heinrich es vorher gesehen hatte, mit Vorwürfen überhäuften. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel, und einer der anwesenden Deutschen rief: „Was braucht's vieles Redens? Unser Herr, der König will die Krone empfangen, wie ehemals Karl der Große." Und als der Papst noch immer widersprach, ließ Heinrich ihn sammt den Cardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber erhob sich Aufruhr und Empörung in der Stadt, bei welcher Heinrich selbst in Gefahr kam, doch trugen die Deutschen den Sieg da-

*) Gleichviel, ob es der Papst mit dem Vorschlage ernst meinte oder nicht: er würde nicht ausführbar gewesen sein; weder die Bischöfe noch die weltlichen Großen, die Lehnsträger der Kirche würden die Ausführung zugegeben haben, die letzteren auch deshalb nicht, weil dann die eben gebrochene Macht des Kaisers übermäßig emporgewachsen wäre.

von. Heinrich verließ darauf Rom mit den Seinen, der Papst aber, den er gefangen mit sich fortführte, ward nach einiger Zeit durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewogen. Er versprach in einem neuen, feierlichst beschwornen Vertrage, dem Könige, nach vorhergegangener freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Aebte, die Belehnung mit Ring und Stab zu überlassen. Erst nach diesem solle die geistliche Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgen. Zugleich mußte er geloben, das ihm zugefügte Unrecht nicht zu rächen und keinen wegen dieser Streitigkeiten, insbesondere aber nie den König mit dem Fluch der Kirche zu belegen, vielmehr ihm überall Hülfe und Beistand zu leisten. Hierauf entließ Heinrich den Papst nach Rom, und wurde von ihm am 13. April zum Kaiser gekrönt; dann kehrte er vollkommen befriedigt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis ward von denjenigen Cardinälen und Prälaten, die keinen Antheil an dieser Ausgleichung genommen hatten und höchst entrüstet darüber waren, genöthigt, die ganze Bewilligung als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst seinem Eide gemäß den Kaiser nicht bannen konnte, so that es an seiner Stelle der Erzbischof Guido von Vienne. Dadurch kam Heinrich mit der Kirche in das Verhältniß seines Vaters; auch in Deutschland wandten sich Viele von ihm ab, und selbst sein vertrauter Freund und Kanzler, Adalbert, der Haupturheber aller gewaltsamen Maßregeln wider den Papst, den Heinrich nur eben noch mit dem Erzstifte Mainz belehnt und mit Gütern überhäuft hatte, trat zur päpstlichen Partei über und suchte verrätherisch Alles wider den Kaiser aufzuregen. Aber er fiel in Heinrich's Gewalt, der ihn in ein hartes Gefängniß werfen ließ. Um dieselbe Zeit war Heinrich mit den sächsischen Fürsten in Feindschaft gerathen. Diese, höchst aufgebracht, daß Heinrich nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Lande, trotz der Ansprüche mehrerer unter ihnen, als eröffnetes Reichslehen eingezogen hatte, ergriffen die Waffen, an ihrer Spitze ihr Herzog, Lothar von Suplinburg*), welchen Heinrich selbst, als mit dem Herzoge Magnus die Linie des Hauses der Billinger erloschen war, mit dieser Würde bekleidet hatte. Sie wurden jedoch bei Warnstädt von Hoyer von Mansfeld geschlagen (1113). Als der Kaiser nun im Anfange des folgenden Jahres zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter König Heinrichs I.

*) Dieser Fürst war durch Reichthum und Ansehen ausgezeichnet, und kam durch seine Gemahlin Richenza, Erbtochter des Sohnes Otto's von Nordheim, Heinrich des Dicken, in Besitz der großen Güter dieser Familie.

von England, auf das glänzendste feierte, und dort Herzog Lothar von Sachsen erschien und Vergebung erflehte, glaubte er am Ziele seiner Bestrebungen zu sein, da er die Kirche und die aufrührerischen Fürsten zu seinem Willen gezwungen. Aber die Gemüther hatte er nicht gewonnen, sondern durch seine strenge Härte ganz von sich abgewendet, und gerade die stolze Zuversicht, mit der er jetzt den einer Verschwörung verdächtigen Grafen Ludwig von Thüringen verhaften ließ, erweckte einen noch viel gefährlichern und verbreitetern Aufstand gegen diese Willkür. Am 11. Februar 1115 ward Heinrich von den Sachsen beim Welfesholze gänzlich geschlagen, worauf sogleich neue Bannflüche erfolgten und des Kaisers Ansehen dermaßen sank, daß die Mainzer Adalbert's Freilassung von ihm ertrotzten. Aber des Kaisers Neffen, die beiden hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, Söhne des ersten Friedrich von Schwaben, blieben ihm treu in seinem Unglück zur Seite und wichen an Macht keinem Gegner, denn der erste hatte das Herzogthum Schwaben vom Vater geerbt, dem zweiten hatte der Kaiser die Ueberreste der herzoglichen Gewalt in Franken verliehen; und Welf V., Herzog von Baiern, Mathildens gewesener Gemahl, schloß sich wenigstens nicht den Feinden des Kaisers an. Daher sehen wir diesen schon 1116 wieder nach Italien ziehen, wohin ihn besonders die Erbschaft der kurz vorher (1115) gestorbenen Mathilde rief. Die Markgräfin hatte zwar in ihrem Testamente der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht; es entstand jetzt aber nicht nur die Frage, was diese in sich begriffen und was das Reich als Lehen einziehen könne, sondern Heinrich behauptete, als Mathildens Verwandter auch auf ihre Allodialverlassenschaft Ansprüche zu machen. Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, kam, als der Kaiser nach Oberitalien gezogen war, wieder zurück, starb aber gleich darauf (1118). An seine Stelle wurde der Cardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm, erwählt. Heinrich stand am obern Po, als er die Nachricht davon erhielt. Er ging noch einmal nach Rom, und Gelasius entfernte sich gleichfalls bei seiner Annäherung, worauf der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wollte. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Hiernach kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wohin ihn die Aufforderungen seiner Anhänger, die gefährlichen Bewegungen seiner Feinde und die durch den Krieg erneute Noth des Landes riefen. Aber die Härte, mit der er auftrat, konnte

den Sturm nicht beschwören, sondern entflammte die Wuth des Kampfes noch mehr. Als Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte die streng kirchliche Partei den obengenannten Erzbischof Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II., welcher den Kaiser, nach vergeblich gepflogenen Unterhandlungen, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims von neuem in den Bann that. Da die Empörung in Deutschland noch immer fortdauerte, so war dieser Bannstrahl nicht ohne Wirkuug, und der Kaiser um so geneigter, sich mit den Sachsen auszusöhnen. Dies geschah 1121 zu Würzburg durch einen Vertrag, in welchem nicht nur jedem die Zurückstellung entrissener Güter und Erbschaften zugesichert und ein allgemeiner Reichsfriede, bei Todesstrafe für den Bruch, angeordnet, sondern auch festgestellt ward, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten Friede mit dem Papste schließen solle. Denn diese begannen ihre Stärke und ihren Einfluß, welchen die Zerwürfnisse unter dieser und der vorigen Regierung bedeutend gehoben hatten, immer mehr zu fühlen, und traten jetzt als Mittelmacht zwischen Kaiser und Papst, da sie einsahen, wie sehr es ihr Vortheil verlange, daß Keiner von beiden ganz unterliege; auch unter den Kardinälen sehnten sich die Gemäßigten nach dem Ende des Streites.

Indeß war Calixtus nach Rom gezogen, hatte über den kaiserlichen Gegenpapst, der zum Mönch geschoren und auf höchst erniedrigende Weise behandelt ward, den vollkommensten Sieg davongetragen und zeigte sich nun einer Vergleichung mit dem Kaiser nicht abgeneigt. So kam das berühmte Concordat zu Stande, geschlossen auf einem großen Reichstage zu Worms den 23. September 1122. Man verständigte sich dahin, daß der Kaiser versprach, in Zukunft die Freiheit der Bischofs= und Abtswahlen nicht zu stören, und keinem neu gewählten Bischofe und Abte die Investitur mit Stab und Ring mehr zu ertheilen. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Bischofs= und Abtswahlen im ganzen deutschen Reiche nie anders als in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, jedoch ohne Simonie, vorgenommen werden sollten; dann solle der Gewählte von dem Kaiser die Belehnung über die Regalien mit dem Scepter empfangen, und sich anheischig machen, alle seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit nach seiner Schuldigkeit zu erfüllen; erst nach dieser Belehnung sollte er die Weihe erhalten, in Italien schon vorher. So endete dieser funfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat, freilich nicht nach dem Sinne Gregor's VII., der diesen ganzen Lehnsverband der Geistlichen hatte sprengen wollen, aber doch mit der vom Staate freieren Stellung der Kirche und mit der Vermehrung des

päpstlichen Ansehens durch jenen großen, über Heinrich IV. davongetragenen Sieg. Neben der Kirche hatten die Fürsten den Gewinn einer selbständigen Machtstellung davon getragen.

Mitten unter Plänen zur Vergrößerung der königlichen Macht starb Heinrich, an dem Ausbruch eines krebsartigen Geschwürs, zu Utrecht am 23. Mai 1125.

---

26. Veränderungen in Deutschland unter den salischen Kaisern.

Wie die Bemühungen der beiden ersten Salier, Konrad's II. und Heinrich's III., die dem Reiche so gefährliche Gewalt der Herzöge zurückzudrängen, durch die Schwierigkeit, die einzelnen Volksstämme von dem Festhalten an solche Vorsteher abzubringen, besonders aber durch den großen Umschwung der Verhältnisse unter Heinrich IV. vereitelt wurden, hat die bisherige Geschichtserzählung gezeigt. Dagegen war die alte Verfassung der Gaue mit den Grafen an ihrer Spitze um diese Zeit bereits fast überall aufgelöst. Wir sahen oben, wie Bischöfe und Reichsäbte zuerst Befreiungen, dann Hoheitsrechte über kleinere und größere Landstrecken, ja über ganze Gaue gewannen. Eben so brachten die Herzöge die Verwaltung von Grafschaften an sich, die in ihren Gebietskreisen lagen. Auch nahmen die Kaiser Städte, so wie andere Ortschaften und Bezirke, von der Grafengewalt aus, und stellten sie unter neue, nur von ihnen abhängige Beamte, Vögte genannt. So entstanden die Reichsvogteien. Die Grafenwürde war nämlich erblich geworden; es hatte sich die ursprüngliche Bedeutung derselben, des Amtes in einem bestimmten Sprengel, ganz verloren und der Vorstellung Platz gemacht, daß die Grafschaft wie ein Eigenthum besessen würde, wodurch natürlich der Einfluß der Kaiser auf die Inhaber beträchtlich gelitten hatte. Doch besaßen die meisten dieser Grafen nicht den ganzen Bereich der alten Gaue, der auch nach Abzug der geistlichen Güter und Reichsvogteien übrig blieb; es theilte sich vielmehr der Gau in mehrere Grafschaften; denn es hatten neben ihnen auch kleinere Besitzer, theils unmittelbar vom Könige, theils von den Bischöfen, Aebten oder den Grafen selbst, gaugräfliche Rechte über ihre Territorien lehnsweise erworben. Wo es vorkam, daß die Grafen den Besitz des ganzen Gaues behaupteten oder sogar mehrere zusammenfügten und wo sie als hohe Beamte des Kaisers ihre fürstliche

Stellung festhielten, wie in Thüringen, da nannten die sich Landgrafen (comes provincialis).

Auch dem Heerbanne des Grafen war der größte Theil der noch übrigen freien Leute durch die Exemptionen und Befreiungen und durch das Eintreten in Dienstverhältnisse entzogen worden; da aber die unaufhörlichen Römerzüge eine bestimmte Organisation des Heerbannes nothwendig machten, wenn man sich nicht, wie es bereits geschah, mit Söldnern begnügen wollte, so forderte der König jetzt nur noch in den Reichsvogteien den Kriegsdienst unmittelbar durch seine Beamten, im Uebrigen wurden die weltlichen und geistlichen Vasallen aufgeboten, welche Lehnsgüter vom Reiche inne hatten, mit einer Anzahl von Kriegsvolk je nach der Größe ihres Territoriums zu erscheinen. Wie sie dieses aus ihren Dienstleuten und den Freien, über welche sie Hoheitsrechte übten, zusammenbrachten, war ihnen ganz überlassen. Nun bestand seit Heinrich I. der Kern der Heere aus Reiterei, deren Bewaffnung immer schwerer, deren Uebung und Kriegsfertigkeit immer größer wurde. Von freien Grundeigenthümern waren deßhalb nur noch die reicheren im Stande, diesen Kriegsdienst regelmäßig zu leisten; diese hießen in der Folge wohl auch Dynasten und wurden, wenn sie sich von einer abhängigen Stellung zu den Fürsten frei zu erhalten verstanden, später zum reichsunmittelbaren Adel. Die ärmeren zahlten den Immunitätsherren für die Befreiung davon Entschädigung, wurden schutzpflichtige Leute und geriethen durch die Lasten, welche diese ihnen dafür auflegten, als ihre Hintersassen in immer größere Abhängigkeit. Dagegen wurden durch diese neuen Einkünfte die Herren wiederum in den Stand gesetzt, noch größere Gefolge zu erhalten; Unbegüterte drängten sich des Unterhalts wegen hinein und kleinere Besitzer verwandelten, um ihre Waffenehre zu retten, ihr bisher noch freies Eigenthum in Lehen. Die aber den Kriegsdienst zu Roß leisteten, wurden durch die Benennung Ritter (milites) geehrt. Es kam der Grundsatz auf, daß Waffendienst adele, ohne Rücksicht, ob der Waffenführende ein Fürst, ein Dienstmann oder ein schutzpflichtiger Hintersasse sei. Der Ritterstand war ebensowenig wie die übrigen Stände geschlossen; noch konnte jeder Freie, der begütert genug war, durch Uebernahme des Reichsdienstes in denselben eintreten. Bald aber wurde es feste Regel, ein Lehen, von dem der Dienst zu Pferde geleistet werden mußte, nur einem Mann zu geben, dessen Väter schon in derselben Weise gefochten hatten; nur der sollte die kriegerische Laufbahn betreten, dessen Vorfahren ihm hierin vorangegangen waren. Dem Ehrenrange nach gab es keinen Unterschied zwischen den ganz freien Rittern und denen,

die zu einem Herrn in Dienstverhältnissen standen. Aber jener ist nur dem Reiche zum Kriege, dieser außerdem seinem Herrn zu Treue und Hülfe auch in Privatfehden durch einen besonderen Eid (homagium, vasallagium) verpflichtet. Er lautete: „Ich schwöre, daß ich niemals wissentlich in Rath, oder in der Hülfe, oder in der That dabei sein will, daß du Leben oder ein Glied verlierst, oder daß du eine Kränkung, ein Unrecht oder eine Schmach erleidest, oder daß dir eine Ehre genommen werde. Oder wenn ich weiß und höre von einem, der dir solches thun will, will ich nach meinen besten Kräften verhindern, daß es geschehe. Und wenn ich dies nicht vermag, will ich es dir melden, so schnell als möglich, und dir meine Hülfe leisten. Und wenn etwas, das du hast oder haben wirst, durch Unrecht oder Zufall dir entrissen werden sollte, will ich dir zu Wiedererlangung und Behauptung für alle Zeit behülflich sein. Wenn ich weiß, daß du in Rechten jemanden angreifen willst, und zur Hülfe gefordert bin, werde ich sie bringen. Und wenn du mir im Geheim etwas vertraut hast, so will ich es niemand verrathen; meinen Rath aber will ich dir geben, wenn du ihn verlangt hast, nach meinem besten Wissen, und niemals will ich wissentlich etwas thun, was dir oder den Deinen Schimpf und Schmach bringen würde." Unter den Dienstmannen selbst aber findet ein Unterschied statt, zwischen den eigentlichen Vasallen, den Lehnsmannen (milites liberi) und den Ministerialen oder Dienstmannen im engeren Sinn, deren Verhältnisse ganz auf ihren eigenthümlichen Vertrag mit dem Herrn begründet sind. Wir haben schon oben über die Entstehung der Ministerialität berichtet. Sie waren ihrem Rechte nach eigentlich Unfreie und dessenungeachtet, weil nicht mehr nach dem Stande, sondern nach dem Waffendienst die Ehre gemessen ward, an Ansehen den freien Rittern gleich, an Einfluß ihnen sogar nicht selten überlegen; nur standen sie allerdings, wie sie von den Freien sich unterschieden, auch weit über den gemeinen Unfreien (den Grundholden). Als sich immer mehr ehemalige Freie in dieses Verhältniß begaben, in dem sie oft größere Vortheile fanden, fing der Unterschied, der rechtlich zwischen den Ministerialen und Freien bestand, immer mehr an zu schwinden; die ersteren waren zur Ritterwürde, zum Zweikampf berechtigt wie die letzteren. Aber das Verhältniß zu dem Herrn blieb lange Zeit ein anderes als das des freien Vasallen. Außer zum Zuzug und besonderer Treue ist der Ministeriale auch zu Diensten am Hoflager des Herrn verpflichtet, seine Kriegsleistungen sind unbedingt, während der Lehnsträger nur bestimmte Zeit zu dienen hat. Dieser kann in die Treue mehrerer Herren treten, auch das Lehnsgut zurückgeben

und seine Verbindlichkeit dadurch auflösen, wenn er will; jenem steht weder das erste noch das zweite zu, er kann sogar mit dem Gute, zu dem er gehört, veräußert werden, die Dienste des Vaters gehen auf die Kinder über; auch darf der Ministeriale ohne Erlaubniß seines Herrn keine Ehe eingehen, am wenigsten mit einer Auswärtigen, die in ähnlichem Verhältniß zu einem andern Herrn steht. Umgekehrt ist der Herr dazu verpflichtet, den Ministerialen zu ehren mit Weib und Kind, für ihn und sein Haus zu sorgen. Zwistigkeiten, welche über das Lehnsverhältniß entstehen, entscheidet der Lehnsherr mit Zuziehung der Vasallen als Schöffen, über Streitigkeiten der Dienstmannen spricht der Dienstherr mit Zuziehung seiner Ministerialen. Unterschieden von diesem strengen Dienstverhältniß ist die Ministerialität zunächst des Reiches, die ihren Gerichtsstand vor dem Kaiser hatte und hoch geehrt war, dann der hohen Geistlichkeit und der Herzöge; die letztere stand in geringerem Ansehen. Allmählig verschwand dies auf die Treue gegründete Institut; die Vergabungen, welche an die Ministerialen für ihre Dienste verliehen waren, wurden nach und nach den Lehen der Vasallen gleich; die Reichsministerialen wurden reichsunmittelbare Ritter, die niederen Ministerialen verwuchsen mit den Dienstmannen zum niederen Adel*).

Die Verhältnisse des Grundbesitzes hatten sich jetzt etwa in folgender Weise gestaltet. Ein Theil des Grund und Bodens ist Eigenthum des Reiches; ein anderer und der bei weitem größere ist den Fürsten und Herren oder den Kirchen und Klöstern zu Lehen gegeben; ein dritter ist freies Eigenthum der Lehnsherren. Von den landherrlichen Reichslehen ist dann wieder ein großer Theil Kirchen, Stiftern und Rittern zu Lehen und Afterlehen gegeben. Das Uebrige wird entweder durch Knechte bewirthschaftet oder ist an freie und unfreie Leute gegen die Leistung von Abgaben und Frohnden ausgegeben. Viele Güter gehören der Kirche eigenthümlich; diese werden dann wieder zusammen mit den Lehngütern und Gefällen an einzelne Geistliche oder an ganze Stifter als Pfründen vertheilt. Ebenso haben die niedern Lehnsleute neben dem bedingten auch freien Besitz. Noch andere Strecken des Grund und Bodens gehören den einzelnen Mitgliedern der Stadt- und Dorfgemeinden, oder diesen selbst als Gemeindegut.

So war das deutsche Reich in eine Menge größerer oder kleinerer Gebiete zerfallen, deren jedes seinen Vorsteher, einen Vogt, Grafen,

---

*) Vgl. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte, §. 202—211.

Herzog u. s. w. hat, welcher eine beschränkte Regierungsgewalt ausübt. Ueber allen steht der König. Durch das Herkommen hat es sich festgestellt, daß er von den weltlichen und geistlichen Herren gewählt wird, welche der Erzbischof von Mainz zu diesem Zwecke zusammenruft. In der Umgegend dieses bischöflichen Sitzes findet auch die Wahl statt, die Krönung erfolgt aber jedesmal zu Aachen. Hier leistet der neue König zuerst dem Reich die Huld und schwört, „daß er das Recht stärken und das Unrecht kränken und dem Reiche vorstehen wolle zu seinem Rechte, zum Besten als er könne und möge," wie die Formel später lautete; dann erst empfängt er den Eid der Treue von allen Fürsten, Herren und Rittern und ertheilt die Reichslehen. Die Verwaltung des Reiches besorgte er theils persönlich, theils mit Beihülfe der Geistlichkeit; in der Folge fielen den drei ersten der Erzbischöfe, nämlich Mainz, Trier und Köln unter dem Titel von Erzkanzlern bestimmte Verwaltungsbezirke zu, so daß der Mainzer in allen deutschen, der von Trier in den lothringischen und burgundischen, der dritte in den italienischen Landen dies Amt bekleidete. Außer ihnen gab es noch Erzbischöfe in Bremen, Magdeburg und Salzburg, Bisthümer aber im Ganzen fünfunddreißig. Allgemeine und wichtige Angelegenheiten, z. B. die Abfassung von Gesetzen, was freilich selten genug vorkam, Beschlüsse über Krieg und Frieden u. s. w. durfte der König nicht auf seine eigene Hand bestimmen; hierzu war die Berathung und Bestätigung des Reichstages nöthig, der aber nicht mehr wie zu Karl's des Großen Zeit regelmäßig zusammentritt, sondern vom Könige jedesmal besonders berufen wird. Im Allgemeinen regierte der König nach dem Gewohnheitsrecht. Die Rangordnung der Unterthanen zeigt sich sehr bestimmt in den sieben Abtheilungen des Reichsheeres, Heerschilde genannt. Den ersten Heerschild hat der König; den zweiten haben die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstleute sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, Dienstleute der Geistlichen werden können; den vierten die Grafen und Freiherren, weil sie Untergebene der Fürsten sind. Diese vier Heerschilde machen den hohen Adel aus. Den fünften haben die Bannerherren oder Mittelfreien, welche Freie zu Mannen haben können und nachmals Dynasten heißen; den sechsten die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen hat, sondern den Ritterdienst persönlich leistet; den siebenten alle Freien, die nicht ritterlicher Geburt sind, die sogenannten Gemeinfreien.

Der Stand der gemeinen Freien würde in seiner Schutzlosigkeit wohl ganz untergegangen sein, wenn nicht zum Glück die Städte ihm

eine Zuflucht dargeboten hätten. Die ersten Städte in Deutschland waren die alten römischen am Rhein und an der Donau. In diese, wie in zahlreiche andere Ortschaften, die im Drange der kriegerischen Zeiten durch das ganze Land sich zu befestigten Städten heranbildeten, zogen viele solche Freie, welche sich nicht in die Dienstmannschaft des Adels begeben wollten oder dazu keine Gelegenheiten hatten. Diese Ortschaften waren besonders Bischofssitze und königliche Pfalzen. In jenen ging die Grafengewalt auf bischöfliche, in diesen auf königliche Vögte über. Die Absonderung der Stadtbewohner oder Bürger von der Verbindung mit den übrigen schutz= und dienstpflichtigen Freien übte großen Einfluß auf die eigenthümliche Entwickelung der Städte, und bildete sie allmählig zu selbständigen Corporationen. Ein aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt gewählter Gemeinderath gelangte von den ihm anfangs zustehenden beschränkten Befugnissen nach und nach zur selbständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und die Vorsteher desselben, die Bürgermeister, ließen dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung dabei. Die Gewerbe blühten bei der fortschreitenden, mehr Bedürfnisse erzeugenden Cultur in den Städten empor, der Handel machte sie reich, und aus dem Wohlstande ging eine Macht hervor, durch welche die befestigten Städte ihrer Grundherrschaft, wenn sie sie in ihren Privilegien und in ihrer freien Verwaltung beschränken wollte, wohl Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Alles dieses entwickelte sich in kräftiger Eigenthümlichkeit zwar erst in der folgenden, Hohenstaufischen Periode der deutschen Geschichte; welche Macht indeß auch schon unter den Saliern Worms und Köln besaßen, und wie sie den dem Kaiser Heinrich IV. feindlichen Lehnsadel nicht fürchteten, hat uns die frühere Erzählung gezeigt. Doch haben die deutschen Könige damals noch nicht den Versuch gemacht, diese Gesinnung auf entschiedene Weise zu benutzen, und gegen die durch den Lehnsadel mächtigen Fürsten, von denen sie so häufig bedrängt wurden, in den emporstrebenden Städten und dem Bürgerstande ein Gegengewicht zu suchen.

Die Blüthe der Dom= und Klosterschulen, welche unter den Ottonen von neuem begonnen hatte, dauerte in der ersten Hälfte der salischen Periode noch fort. Wir nennen unter den Schriftstellern jener Zeit: Hermann von Reichenau (contractus), aus einem gräflichen Geschlechte, der, wegen seiner Gebrechlichkeit in das Kloster gebracht, sich dort mit großem Erfolge auf die Wissenschaften legte, und sowohl historische als mathematische Schriften hinterlassen hat; und den oben bei Heinrich IV.

einige Mal angeführten Lambert von Hersfeld, der die Geschichte Deutschland's in seiner Zeit nicht ohne Parteilichkeit*), aber in einem für sein Jahrhundert ausgezeichneten Latein beschrieben hat.

---

27. Die Angelsachsen bis auf Alfred's Tod.

(827—901.)

Im Anfange dieses Zeitraums waren die Staaten der Heptarchie noch zu keinem Ganzen vereinigt. Sussex war von Wessex verschlungen worden, die Könige von Mercia hatten Kent, Essex und Ostangeln abhängig gemacht. Als aber König Bernwulf von Mercia mit Egbert von Wessex in Krieg gerieth, ward er überwunden, Mercia und die von ihm abhängigen Staaten fielen dem Sieger zu, der dann auch Northumberland unterwarf (827). Hier und in Mercia blieben jedoch noch eine Zeit lang einheimische Könige, die dem von Wessex zinspflichtig waren. So war die Vereinigung der sieben Reiche zu Einem Staate wo nicht vollendet, doch begründet; auch soll Egbert der erste gewesen sein, der sich König von England nannte. Die Herstellung dieser Einheit war für das Ganze sehr heilsam, weil sie der beständigen Fehde der Könige unter einander ein Ende machte, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde gestört. Denn auch England wurde das Ziel der Angriffe jener normannischen Abenteurer (hier meistens Dänen genannt), die im neunten Jahrhundert alle europäischen Küsten verwüsteten, und die Nachfolger Karl's des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen. So erschien schon 787 eine Flotte dänischer Seeräuber an der englischen Küste. Ihr folgten mehrere, doch wagten sie sich unter Egbert's kräftiger Regierung noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem Sohne Ethelwulf (837—858) kamen sie häufiger, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute heim. Die erste Ueberwinterung wagten sie 851. Zwar wurden einige Schwärme derselben geschlagen, aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dänemark eine Unter-

---

*) Man hat bis auf die neueste Zeit unter dem Eindrucke der gebildeten und gemäßigten Schreibweise Lambert's seiner Auffassung zu viel Auctorität beigelegt; er ist jedoch nicht frei von Voreingenommenheit gegen Heinrich IV. und steht zu einseitig zur Partei der Gegner. Vgl. Ranke, zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten.

stützung von dreihundertundfunfzig Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, plünderten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okely von Ethelwulf eine blutige Niederlage erlitten. Aber auch das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Wir haben oben gesehen, wie das Christenthum in England von Rom aus verbreitet wurde, und welche Verehrung für den heiligen Stuhl hier Wurzel faßte. Diese herrschte in den Gemüthern noch ungeschwächt und vermochte auch Ethelwulf, trotz der seinem Reiche drohenden Gefahren, nach dem Beispiele vieler früheren sächsischen Fürsten und Prälaten mit seinem jüngsten Sohne, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Pilgerreise nach Rom zu unternehmen, wo er ein ganzes Jahr unter Andachtsübungen zubrachte, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer regelmäßig zu entrichtenden Gabe verpflichtete, wovon ein Drittel für den Papst und zwei Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte der fromme, aber schwache König einem immer größern Einflusse des päpstlichen Stuhles auf England den Weg; der Geistlichkeit seines Reiches, die seine Gesinnungen für ihren Vortheil zu benutzen verstand, schenkte er den zehnten Theil aller Kronländereien, mit Befreiung von allen Abgaben und Diensten. Der gottesfürchtige Sinn der Angelsachsen, der sich nach der Weise und den Vorstellungen der Zeit die besondere Gunst des Himmels zu erwerben suchte, hatte sogar schon mehrere Glieder ihrer königlichen Geschlechter bewogen, sich dem klösterlichen Leben zu widmen.

Ethelwulf hatte bereits bei seinem Leben einen Theil des Reiches seinem aufrührerischen Sohne Ethelbald abgetreten; einen andern erhielt der zweite Sohn Ethelbert. Dieser vereinigte Ethelbald's Antheil nach dessen Tode (860) mit dem seinen. Als er starb (866), folgte ein dritter Bruder, Ethelred, welcher in einem Kampfe mit den ihre Landungen unaufhörlich wiederholenden Dänen sein Leben verlor (871). Da bestieg endlich auch der jüngste der Brüder, der zweiundzwanzigjährige Alfred, den Thron.

Schon da er als Knabe zu Rom weilte, hatte ihn Papst Leo IV. im voraus zum Könige gesalbt. Schönheit und Lieblichkeit des Körpers zeichneten seine Jugend aus, und herrlich entfalteten sich seine Kräfte im Spiele der Leibesübungen und der Jagd, und im Ernste der Kriege gegen die Normannen. Auch für höhere Bildung wurde gesorgt; und die erste Anregung soll sein erwachender Geist durch die alten Sagen und Lieder

seines Volkes erhalten haben. Die erlangte Festigkeit, Ausdauer und Gewandtheit desselben sollte während der Dauer seiner Regierung auf harte Proben gestellt werden.

Noch nie hatten die Dänen das Reich so verheerend überschwemmt, als jetzt, eine Landung raubgieriger Schaaren folgte der andern. Nicht weniger als acht große Treffen und viele kleinere Gefechte lieferte ihnen Alfred in einem Jahre, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Das dänische Heer eroberte Mercia und setzte dort einen abhängigen und zinspflichtigen König ein; dann unterwarf ein Theil desselben Northumberland, ein anderer wandte sich nach Süden. Alfred gewann zur See einige Vortheile über diese und brachte sie zu einem Vertrage, Wessex unangetastet zu lassen (877). Aber schon im nächsten Jahre fielen sie treulos in das Land ein, so daß viele Einwohner über das Meer flohen, die Mehrzahl aber sich ihrer Herrschaft fügte. Schon wollte der König, von seinen Unterthanen verlassen und von dem dänischen Heere umringt, sich verzweiflungsvoll in die Feinde stürzen, als endlich die Vorstellung, daß er sich seinem Volke für bessere Zeiten erhalten müsse, in ihm den Sieg davon trug. Er entwich, und verbarg sich auf der Flucht in der Hütte eines Hirten, dessen Weib ihn nicht einmal kannte. Eine alte Sage*) von diesem Aufenthalt erhielt sich noch lange im Volke. Die vielbeschäftigte Frau, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend Bogen und Pfeile schnitzte, die Aufsicht über ihre Brote, und als sie diese bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er besser Brot zu essen als zu backen verstehe.

Nachdem er sich den Winter über auf solche Weise verborgen gehalten, zog er im Frühjahr mit wenigen Gefährten in eine waldige, sumpfige Gegend von Somersetshire, warf daselbst eine Verschanzung auf, und machte von hier rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Jetzt schlich sich auch Alfred als Harfner verkleidet unter das dänische Heer, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres

*) Ob die aus Alfred's Leben von dem Mönch Asser aus Wales überlieferten Züge Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, darf nach neueren englischen Untersuchungen bezweifelt werden.

Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbaren Engländer der nächsten Grafschaften heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen erfüllte alle mit Muth und Streitlust. So zog er an ihrer Spitze nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein englisches Heer wie aus dem Boden gewachsen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort, wo der Hunger sie nachgiebig machte. Es kam zu einem Vertrage, welchem zufolge die Dänen im Besitz ihrer früheren Eroberungen, Ostangeln, Northumberland und eines Theiles von Mercia als Lehnsträger Alfred's bleiben, das übrige Land aber räumen, und Geiseln für die Aufrechthaltung dieser Abkunft stellen sollten. Eine noch wichtigere Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Guthrum den Entschluß faßte, zum Christenthum überzutreten. Dieser, welcher in der Taufe, deren Zeuge Alfred selbst war, den Namen Athelstan erhielt, waltete nun in den ihm zugestandenen Landschaften als ein abhängiger Fürst, und gewöhnte sein Volk an ein ruhigeres Leben und an die Einrichtungen fortgeschrittener Cultur. Daß Alfred Dänen und Engländer als in gleicher bürgerlicher Stellung betrachtet wissen wollte, bezeugt seine Verordnung, wonach er für beide Völker dasselbe Wehrgeld feststellte.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Dasein und Freiheit gesichert. Um das Begonnene zu befördern, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. Sein Scharfsinn gab ihm mehrere zweckmäßige Verbesserungen bei der Einrichtung der Schiffe an die Hand. Seine neuen Fahrzeuge hatten sechzig Ruder und darüber, waren noch einmal so groß, schneller und schwankten weniger als die frühern; er bemannte sie mit Friesen und Sachsen von jenseit der Nordsee. Hundertundzwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wacht und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifenden Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den Plätzen, die am geeignetsten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder seine Fortschritte zu erschweren, wurden Festen gebaut, und man zählte gegen das Ende der Regierung Alfred's mehr als funfzig solcher Schlösser. Um durch das Aufgebot zur Heeresfolge dem Ackerbau nicht zu viele Hände zu entziehen, wurde die freie

waffenfähige Bevölkerung in zwei Classen getheilt, welche sich im Kriegsdienste ablösten.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten, setzte unter ihrem Anführer Hastings auf dreihundertunddreißig Schiffen über den Canal, und landete an der Küste von Kent (893). Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Zum Unglück war nun auch Athelstan (Guthrum) gestorben, und die Dänen aus Ostangeln und Northumberland standen alle wieder auf. Schwer war der Kampf gegen zwei solche Feinde; aber nach dreijährigen Anstrengungen hatte Alfred doch wieder obgesiegt, und die neuangekommenen Normänner erhielten entweder Niederlassungen bei ihren Landsleuten in Ostangeln und Northumberland, oder kehrten nach Frankreich zurück.

Sechsundfunfzig Treffen rechnete Alfred in Allem, in denen er persönlich mitgefochten. Und solch ein Krieger vertauschte doch so gern das Schwert mit dem Scepter und zeigte sich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich. Die Verwaltung war in dem langen Zeitraume der dänischen Verheerungeu beinah gänzlich verfallen, der Geist des Ungehorsams und der Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Alfred's Anordnungen für die Wiederherstellung der Rechtspflege waren eben so zweckmäßig als wirksam. Wichtige Fälle untersuchte er selbst, und bald lernte man seine Gerechtigkeitsliebe kennen und fürchten. Der bestochene oder böswillige Richter mußte dieselbe Strafe leiden, die er ungerechter Weise ausgesprochen hatte; weder Geburt noch Ansehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Diese Strenge hatte die wohlthätigsten Folgen, und um die große Sicherheit, die an die Stelle des frühern ordnungslosen Zustandes getreten war, anschaulich zu machen, pflegte man späterhin zu sagen, daß, wenn der Wanderer seine Tasche voll Geld auf dem Wege verloren hätte, er dieselbe nach einem Monate unberührt auf derselben Stelle gefunden haben würde.

Mit gleichem Eifer sorgte Alfred für die Verbreitung höherer Bildung. Die Wissenschaften hatten im achten Jahrhundert, im Verhältniß zu anderen Ländern, in England geblüht; während desselben lebte Beda, ein Muster jener Zeit an Gelehrsamkeit, von dem wir noch eine sehr schätzbare Kirchengeschichte seines Volkes besitzen. Aus solcher Schule ging auch Alcuin hervor, der an Karl's des Großen Hofe glänzte, und die Liebe für gelehrte Kenntniß dorthin verpflanzte. Aber in den Stürmen der folgenden Jahre war dies Alles untergegangen. Alfred griff

auch hier auf das thätigste ein, und ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Seine Vorliebe für wissenschaftliche Bemühungen trieb ihn selbst noch im sechsunddreißigsten Jahre den Beginn zur Erlernung der lateinischen Sprache zu machen. Um unter den Geschäften der Regierung hinreichende Zeit für die Studien zu behalten, bestimmte er die Anwendung seiner Stunden auf das pünktlichste. Er theilte seine Zeit in drei Theile, die er in Ermangelung einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte gelehrten Arbeiten und dem Gebet gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen alle Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der sein Brevier verstand, faßte der König selber Schriften ab, zu erneuter Heranbildung seines Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, bearbeitete die berühmten Bücher des Boethius von den Trostgründen der Philosophie, und übersetzte, wenn nicht den Aesop, was nicht ganz feststeht, doch die Kirchengeschichte des Beda und die Uebersicht der Weltgeschichte, welche der spanische Presbyter Orosius im fünften Jahrhundert zur Rechtfertigung des Christenthums wider die Heiden geschrieben hatte, ins Angelsächsische. Dem letztern Werke fügte er geographische Nachrichten über die germanischen und slavischen Völker bei. Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen (unter welchen besonders die zu Oxford genannt wird) bedacht. Er wollte, daß die Kinder eines jeden freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, und daß die zu höherer Stellung Bestimmten außerdem noch in der lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte lud er an seinen Hof, und beschenkte sie mit großer Freigebigkeit. Zu denen, mit welchen er freundschaftlich verkehrte, gehört auch der von uns oben schon erwähnte Johannes Erigena, der an seinem Hofe eine Freistatt fand, als er den Karl's des Kahlen verlassen mußte. Auch kunstreiche Handwerker und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer der durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Den sechsten Theil aller seiner Einkünfte setzte er zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse cultivirter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Südens wurden ihm von seinen Schiffern zugeführt, so daß die=

ser König in jedem Betracht als der wahrhafte Bildner seines Volkes erscheint.

Aus den Gesetzen seiner Vorgänger, Aethelbert's von Kent, Offa's von Mercia und Ina's von Westsachsen, sammelte Alfred das Vorzüglichste, und brachte es nach einer neuen Ueberarbeitung in ein Ganzes. Fälschlich wird ihm auch die Eintheilung von ganz England in Grafschaften und Hundreden zugeschrieben, die schon seit der Ansiedelung der Sachsen bestanden hatte, und jetzt nur, nachdem die wilden Kriege so Vieles zerstört und aufgelöst hatten, durch Alfred wieder erneuert und zu strengerer Ordnung zurückgeführt ward, wie er überhaupt für die Wiederherstellung der erschütterten angelsächsischen Verfassung sorgte. Die Verfassung ruhte auf der Grundlage der alten germanischen, und hatte sich weit weniger von ihr entfernt, als die in anderen von den Deutschen eroberten Ländern gebildeten, da die Angelsachsen sich in die vorgefundenen römischen Elemente wenig hineingelebt, vielmehr sie fast ganz zerstört hatten. Die Masse des Volkes bildeten die freien ansässigen Kriegsleute, Ceorle genannt; aus welcher sich die Gefährten des Königs als bevorzugte Stände erhoben hatten. Zwar sicherte den Kindern keine Erblichkeit die Ehrenstelle des Vaters, indeß verlieh ihnen doch der auf sie übergehende Ruf und der Name einen gewissen Vorrang. Die am höchsten stehenden Gefolgsleute, aus denen der König auch die Hofämter besetzte, sind die Earle. Ihr Name, zusammengezogen aus Ealdor, der Aeltere, ist übertragen von den friedlichen Vorstehern der Marken der patriarchalen Zeit des germanischen Lebens. Nach dem Könige haben diese das höchste Wehrgeld. Die übrigen Gefährten werden mit dem Namen der Thegene oder Thane bezeichnet. Auch sie rühmen sich eines sechsfach so hohen Wehrgeldes, als das des gemeinen Freien betrug. Geringeren Ansehens so wie geringerer Composition genossen die Thane, welche nicht unmittelbar dem Könige zur Treue verpflichtet waren, sondern im Dienste eines anderen reichen und edlen Herrn standen. Unzweideutige Spuren beweisen, daß auch ein aus dem Dienstgefolge hervorgehendes Vasallenverhältniß*) Statt fand, so wie denn z. B. die

*) Ob das Lehnssystem in England schon vor der normannischen Eroberung vorhanden gewesen sei, oder nicht, darüber sind die englischen Geschichtsforscher getheilter Meinung. Zu der erstern Ansicht neigt sich unter Andern Lingard hin (Geschichte von England, deutsch von Salis, Bd. I. S. 389.). Vgl. Phillipp's Geschichte des angelsächsischen Rechts, S. 137. Meint man die durch fortschreitende Cultur und größere Mannichfaltigkeit der Verhältnisse bei landbauenden und kriegerischen Völkern sich bestimmter entwickelnde Verknüpfung von

Würde des Thans überhaupt als mit einem gewissen Landbesitz verknüpft erscheint*); ja es traten sogar in den späteren Zeiten alle freie Männer, welche ein solches Maß Grundeigenthums erworben hatten, dadurch von selbst in die Rechte und das Wehrgeld dieser höher gestellten Klasse. Auch die gemeinen Freien sind noch nicht der unterste Stand; ihre Güter bauten, zum Theil mit bestimmten, gewöhnlich sehr harten Leistungen beschwerte gutshörige Leute. Es waren die alten Einwohner des Landes, die unterworfenen Briten. In vollkommener Knechtschaft befanden sich die Nachkommen der römischen Sklaven, Kriegsgefangene von den Wallisern und anderen Feinden.

Verbindungen der einzelnen, in der Mark zusammenwohnenden Freien zu gemeinsamen Berathungen und zur Handhabung der Rechtspflege, nach aufsteigender Ordnung in immer größeren Kreisen, bildeten eine feste und sichere Grundlage der bürgerlichen Ordnung. Der kleinste dieser Kreise war die Zehnde, eine Gemeinde von zehn freien Hausvätern. Diese waren, wie ursprünglich die Freien aller germanischen Völker, berechtigt und befugt, in den sie zunächst betreffenden Rechtsstreitigkeiten unter dem Vorsitze des Zehndhauptes, das Urtheil zu sprechen. Jeder Freie mußte einer solchen Zehnde angehören. Die Glieder derselben standen in einer so engen gegenseitigen Verbindung, daß sie jederzeit Alle für Einen und Einer für Alle verantwortlich gemacht wurden. Entzog sich einer von ihnen dem Gerichte, so wurde den neun übrigen ein Monat Frist gegeben, um den Flüchtling ausfindig zu machen; kam er dann nicht zum Vorschein, und sie konnten den Beweis nicht führen, ihm zu seiner Flucht nicht behülflich gewesen zu sein, so mußten sie die Geldbuße für sein Verbrechen erlegen, wenn sein zurückgelassenes Vermögen dazu nicht hinreichte.

Zehn Zehnden bildeten eine Hundrede. Das Gericht derselben versammelte sich in der Regel einmal in jedem Monate, und entschied Zwistigkeiten zwischen den Gliedern einzelner Zehnden. Aus den Gliedern der Hundrede wurde häufig eine Anzahl, gewöhnlich zwölf Männer, ausgewählt, um in einem vorliegenden Falle das Urtheil zu sprechen; ganz ähnlich den Schöffen in den fränkisch-germanischen Ländern. Ein-

---

Häuptern und Mannen, auf der Basis des Grundeigenthums, so ist das Lehnswesen ohne Zweifel auch hier zu finden; meint man hingegen die ausgebildete, zur Grundlage der ganzen bürgerlichen Ordnung gewordene, alle andere Verhältnisse in sich aufnehmende Feudalverfassung, so war diese eben so gewiß **nicht** vorhanden. Vgl. auch **Kemble**, The Saxons in England, London 1849.

*) **Lappenberg**, Geschichte von England, Theil I. S. 570.

mal im Jahre fand eine außerordentliche Zusammenkunft der Hundrede Statt, bei der jeder freie Grundbesitzer gegenwärtig sein mußte. Noch höher stand das Grafschaftsgericht, wo Angelegenheiten und Gerechtsame der Kirche, so wie die Rechtsstreitigkeiten und Geschäfte der Mitglieder verschiedener Hundrede verhandelt, und alle wichtigere Händel, die vor die niederen Gerichte nicht gebracht, oder von diesen nicht geschlichtet worden waren, entschieden wurden. Den Vorsitz in diesen Grafschaftsgerichten, welche zwei Mal im Jahre, zu Anfang des Mai und des October, gehalten wurden, hatte neben dem Bischofe der Alderman (Aeltermann), welcher im Kriege und Frieden der oberste Beamte der Grafschaft war. Zuweilen stand ein Alderman mehreren Grafschaften vor. Die Aldermänner wurden vom Könige ernannt; doch entzog dieser in den späteren Zeiten der angelsächsischen Herrschaft dem tüchtigen Sohne nicht leicht das Amt des Vaters. Zu Alfred's Zeit war indeß ihre Würde noch nicht einmal lebenslänglich.

Es ist klar, wie gleichförmig mit den germanischen Verfassungen auf dem Festlande die angelsächsische gebildet ist. Die Stellung des Alderman, den der König wie alle Beamte aus seinen Gefolgsleuten wählt, ist ganz die des fränkischen Grafen. Seine Einkünfte bestanden hier und dort in den ihm für die Amtsleistung bestimmt zugewiesenen Ländereien; außerdem erhielt er das Drittel von den Strafgeldern, Zöllen und sonstigen königlichen Einkünften seines Bezirks. Ebenso ist der Vorsteher der Hundrede, Hundredes Ealdor, dem Centenar der Franken, das Haupt der Zehn, Tienheofod genannt, dem Decan völlig gleich zu setzen. Wie es dem Alderman nicht zusteht, über wichtige Angelegenheiten der Grafschaft auf seine Hand zu entscheiden, sondern in solchen Dingen die Versammlung der angesehensten Leute des Gaues befragt werden mußte, so berief auch der König einige Mal jährlich einen Rath, welcher Witenagemot oder die Versammlung der weisen Männer (Witan) hieß, um in demselben Sachen, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, zu verhandeln. Es waren die vornehmsten Geistlichen und Laien, welche hier zusammenkamen; doch schienen auch Thane und andere Freie durch Gegenwart und Stimme berechtigt gewesen zu sein, auf den sie angehenden Beschluß einzuwirken. Wie die Reichstage war auch der Witenagemot an die Stelle der alten vollen Volksversammlung getreten. Die gesetzgebende Gewalt war demnach auch hier eine überwiegend aristokratische. Die kleineren Landbesitzer waren mit dem unschätzbaren Rechte, in ihren eigenen Angelegenheiten Recht zu sprechen, zufrieden. Auch ist bei allen Völkern, die in einfachen Verhältnissen leben, nach der Bemer=

kung eines großen Geschichtschreibers*) die richterliche Gewalt von weit höherer Wichtigkeit, als die gesetzgebende.

Alfred, der so viel Herrliches vollbracht, verließ die Welt schon 901 in einem Alter von noch nicht zweiundfunfzig Jahren, deren größten Theil er sogar unter unaufhörlichen Anfällen einer schmerzhaften Krankheit, welche der Kunst und Erfahrung der sächsischen Aerzte spottete, verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen und ihn selbst den Großen genannt.

---

28. Alfred's Nachfolger bis auf die normannische Eroberung.

(901 — 1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Alswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, erhob Streit über den Besitz der Krone und der Kampf dauerte fort, bis Ethelwald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und schreckte sogar die Schotten. Er starb 924.

Ihm folgte Athelstan, sein ihm an Kriegskunde und Tapferkeit ähnlicher Sohn (924 — 940), aus unechter Ehe, der schon als Knabe des großen Alfred Liebling gewesen war. Er unterwarf die Dänen in Northumberland und Ostangeln, und da der einst abgetretene Theil Mercia's schon von seinem Vater wieder in unmittelbaren Besitz genommen war, so war er der erste König, welcher alle die von den verschiedenen sächsischen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Worts unter seine Herrschaft brachte. Daß Athelstan auch den König von Schottland**), den er mit seinen Verbündeten, den Dänen, in einer großen Schlacht bei Brunanburg besiegte, zur Lehnsabhängigkeit

---

*) Hume history of England, V. I. p. 281. Ed. Basil.

**) Die frühere Geschichte Schottland's ist völlig dunkel und voll Fabeln. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein König der Schotten, Kenneth II., im neunten Jahrhundert die Picten völlig unterworfen, und so das Königreich Schottland begründet habe.

gebracht, wird von den englischen Geschichtschreibern eben so beharrlich behauptet, als von schottischen geläugnet. König Athelstan war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der drei lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than erhoben werden solle. Der deutsche König Heinrich begehrte eine von Athelstan's Schwestern für seinen Sohn Otto zur Ehe. Athelstan schickte ihm zwei derselben, damit Otto wählen könnte. Dieser führte Editha heim, welche ihm den Ludolf gebar; die andere wurde die Gemahlin eines Vasallen.

Nach seinem Hintritt folgte Athelstan's jüngerer Bruder Edmund (940 — 946). Die Dänen in Northumberland, Ostanglien und Mercia, die des vorigen Herrschers siegreiches Schwert im Zaume gehalten hatte, benutzten den Uebergang der Regierung in schwächere Hände zu einem neuen Aufstand. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Könige, sein Ansehen in diesen Gegenden wieder herzustellen. Nicht lange stand Edmund an der Spitze seines Volkes, eine auffallende Gewaltthat endete sein Leben. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich an die offene Tafel des Königs zu setzen. Zornig zückte der Fürst beim Anblick des Verbannten den Dolch, aber jener kam ihm zuvor, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte (946 — 955), obgleich Söhne vorhanden waren; eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Erscheinung. Auch die Engländer gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, aber nur wehrhafte Männer sollten Stab und Schwert des Herrschers führen. Bei Edred's Krönung leisteten die Fürsten von Wales und von Cumberland und Malcolm, König von Schottland, den Lehnseid, und ihm gelang es auch endlich, Northumberland völlig zu unterwerfen.

Die angelsächsische Geistlichkeit hatte bisher wenig unmittelbaren Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Lebens geäußert. Zum Theil lag dies darin, daß sie, meist dem Volke selbst angehörig, diesem nicht durchgängig durch eine fremdartige und höhere Bildung entrückt war. So war die Mehrzahl ihrer Mitglieder namentlich auch dem Nationallaster des Trunkes sehr ergeben. Die langwierigen verwüstenden Kriege wirkten noch schädlicher auf den sittlichen Zustand, so daß selbst die angesehensten Geistlichen, wie z. B. einmal der Erzbischof von York, sich mit den heidnischen Normannen verbinden konnten. Hier eine strengere Ordnung und Disciplin wieder einzuführen, unternahm ein kühner und

geistreicher Mönch, **Dunstan**. Er hatte sich ganz dem strengen Klosterleben gewidmet, und bald so großen Ruf erworben, daß ihn schon König Edmund als Abt an die Spitze des berühmtesten Klosters in England, Glastonbury, in dessen Schule Dunstan selbst gebildet worden war, stellte, und Edred vertraute seiner Obhut sogar die königlichen Schätze, die der fromme Vorsteher zum Theil mit der Beistimmung des Königs zur Anlage neuer Klostergebäude verwendete. Sein Ansehn bei Hofe war sehr bedeutend. In Verbindung mit mehreren der ersten Geistlichen des Reichs, namentlich des Erzbischofs Odo von Canterbury, war er nun zuerst für die Reformation des Mönchswesens in England durch Einführung der Benedictinischen Regel thätig.

Solcher stilleren Beschäftigung entriß ihn ein Vorfall bei der Krönung Edwy's (955—959), Edmund's Sohn und Edred's Nachfolger. Dieser, ein feuriger Jüngling, sechszehn oder achtzehn Jahr alt, war in heftiger Liebe zu einer Frau vornehmen Standes, Elgiva, entbrannt. Nach Einigen war sie seine Beischläferin, nach Anderen seine Gemahlin, die von den Geistlichen nur mit jenem Namen bezeichnet worden wäre, weil Edwy die Ehe mit ihr, der nahen Verwandten, wider das Verbot der Kirche eingegangen sei. Am Krönungstage entfernte sich Edwy plötzlich vom Mahle und begab sich zu Elgiva. Die Thane beleidigte diese Verachtung ihres Festgelages; die Geistlichen empörte, daß der König nicht einmal an einem solchen Tage die von der Kirche verdammte Leidenschaft zurückdrängen wollte oder konnte. Auf des Erzbischofs Odo Vorschlag wurden der Bischof Kinsey und der Abt Dunstan gesandt, ihn zurückzuholen. Sie fanden ihn mit seinem Weibe tändelnd und nicht geneigt, zu den Bechern zurückzukehren. Da ergriff Dunstan mit Eifer den Jüngling bei der Hand und führte ihn in den Saal zurück. Edwy zürnte über die rasche That und gab, überhaupt durch des Mönches Strenge vielfach in seinen Genüssen wie in der freien Führung der Staatsgeschäfte beschränkt, um so leichter den Einflüsterungen einer dem Dunstan feindlichen Partei unter den Geistlichen Gehör. Er forderte sämmtliche der Abtei von Glastonbury übergebenen königlichen Schätze zurück, und Dunstan zog es vor, der Erfüllung dieses Befehls durch die Flucht aus dem Lande zu entgehen. Aber die Lebensweise des Königs machte ihn beim Volke verhaßt. Würdige Männer wurden gekränkt und verfolgt, übermüthige Günstlinge auf jede Weise geschützt und gefördert. Mercia und Northumbrien standen gegen ihn auf, wählten seinen Bruder Edgar zum Herrscher und nöthigten Edwy zu einem Vertrage, vermöge dessen er auf das Land südwärts von der Themse beschränkt blieb.

Und so schwach war des Königs Herrschaft und Ansehen auch in diesen Gegenden, daß der Erzbischof Odo von Canterbury es wagen durfte, ihm Elgiva zu entreißen. Mit einem glühenden Eisen ließ er die Schönheit ihres Gesichts grausam entstellen und sie dann nach Irland wegführen. Sie kehrte zurück, fiel aber den Leuten des Erzbischofs in die Hände, die ihr mit wilder Grausamkeit die Sehnen an den Knien durchschnitten, woran die Unglückliche nach einigen Tagen unter großen Qualen endete. Auch Edwy starb bald darauf zu Glocester, vielleicht ebenfalls eines gewaltsamen Todes; und nun fiel das ganze Reich an Edgar, welcher Dunstan schon vorher ehrenvoll zurückgerufen hatte.

Unter Edgar's Regierung (959—975) vollendete der jetzt zum Erzbischof von Canterbury erhobene Dunstan, der Heilige (denn nach seinem Tode ward er canonisirt), ein Mann, dem man trotz seiner Herrschsucht, Frömmigkeit und Einsicht nicht absprechen kann, das früher begonnene Werk. Die Abteien und Klöster erhoben sich größer und prächtiger als je; wo es irgend möglich war, wurden Mönche an die Stelle der Weltgeistlichen gesetzt. Dunstan ging noch weiter. Der ganze Klerus sollte den verderblichen Berührungen mit der Welt entzogen werden und eine dem strengeren Mönchsleben annähernde Einrichtung erhalten. Zu diesem Zwecke berief er im Jahre 969 als erster Bischof des Reiches (Canterbury war der Sitz des heiligen Augustinus gewesen) ein großes Concilium, auf welchem unter seiner Autorität beschlossen wurde, daß alle Bischöfe, Presbyter, Diaconen und Subdiaconen keusch und ehelos leben, oder ihre Kirchenämter sammt den daran hängenden Einkünften verlieren sollten. König Edgar, überall den Anordnungen des heiligen Mannes gehorsam, ernannte zur Ausführung dieses Decrets zwei Bischöfe, beide Benedictiner, Oswald und Ethelwold, welche dann alle Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, gewaltsam austrieben. Ueberall war der Erzbischof bemüht, seinen Stand zum ersten und einflußreichsten des Staates zu machen; doch erwarb er sich auch um die bürgerliche Verwaltung, die fast ganz in seinen Händen war, große Verdienste.

Edgar erhielt den Beinamen des Friedsamen und ward der glücklichste König von England genannt, weil er die Früchte der Bemühungen seiner Vorgänger, Eduard's, Athelstan's und Edred's genießend, während seiner sechzehnjährigen Regierung nie genöthigt war, das Schwert in einem größeren Kriege gegen den Feind zu ziehen, wenn es gleich nicht an einzelnen Streifzügen fehlte. Eine bedeutende, wohl ausgerüstete Flotte, die alljährlich die Runde um das Reich machte, flößte den

normannischen Häuptlingen Furcht und Achtung ein, so daß sie keine Landung wagten. Das angelsächsische Reich genoß zur Zeit dieses Königs seines höchsten Glanzes, und stand auf einem höheren Gipfel des Ansehens als es selbst unter Alfred und Athelstan erreicht hatte. Im Jahre 973 fanden sich zu Chester sämmtliche abhängige Fürsten ein, bereit, die Huldigung zu erneuen. Edgar bestieg ein Boot, und acht Könige, Kenneth III. von Schottland, Malcolm von Cumberland, Maccus, König von Man und den Hebriden, Dunhewall von Strathclyde, Siferth, Jacob und Howel, Könige von Wales, Jukill, König von Westmoreland, ergriffen die Riemen und ruderten den stolzen Herrscher, der sich Kaiser von Albion, König der Angeln, Herr von ganz Britannien und den umliegenden Inseln nannte, auf dem Dee nach dem Kloster des heiligen Johannes. Hier wurden dem Apostel Dankgebete geweiht, und der Zug ging in derselben Weise nach Chester zurück. Merkwürdig ist unter Edgar's Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Auf Edgar folgte mit Dunstan's Hülfe dessen dreizehnjähriger Sohn, Eduard II., der Märtyrer (975—978). Seine Stiefmutter Elfride, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verschaffen wollte, und von der Partei der unzufriedenen Weltgeistlichen unterstützt ward, ließ Eduard schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch ablegte. Die unmenschliche That auszusühnen, baute die Mörderin Klöster, und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volkes konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978—1016) hielt das Scepter mit schwachen Händen, und seine verkehrten Schritte forderten die Feinde des Rechts und der Ordnung auf, im Reiche nach Willkür zu schalten. Dunstan, dessen Einsicht allein diese Zerwürfnisse heilen oder abwehren konnte, zog sich zu großem Nachtheil des Volkes in dieser Zeit ganz von den Staatsgeschäften zurück, um seinen Tod in klösterlicher Stille zu erwarten. Er starb im Jahre 988. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Norwegen und Dänemark wieder einzelne Landungen, und da sie inne wurden, wie sicher dergleichen jetzt zu wagen seien, kamen sie bald ver=

stärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen kräftig entgegen zu gehen, kaufte den beutelustigen Schaaren auf den Rath des Erzbischofs Siricius von Canterbury (des zweiten Nachfolgers Dunstan's) den Frieden mit zehntausend Pfund Silbers ab (991), wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem sich alle Seeräuber nach England wandten, um ähnliche Schätze zu gewinnen. Im Innern erhob sich bei der Unthätigkeit des Königs die Gewalt der Großen, und bald sanken durch solche Zustände, wie Einheit und Kraft, so auch Ruhm und Ansehen des Reiches. Als 993 normannische Fahrzeuge in den Humber einliefen und das Land ringsum verwüstet wurde, verriethen die englischen Anführer, welche dänischer Abkunft waren, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre segelten Swen, König von Dänemark, und Olav, König von Norwegen, mit vierundneunzig Schiffen die Themse hinauf bis vor London. Ethelred ergriff wieder den Ausweg der Schwäche und kaufte ihnen abermals den Frieden mit sechzehntausend Pfunden ab, ohne dadurch wahrhaft Frieden und Ruhe zu erlangen. Eine der nächsten Landungen der Dänen kostete bei immer steigenden Forderungen vierundzwanzigtausend Pfund. Ethelred hoffte von diesen Einfällen durch eine Verbindung mit den französischen Normannen befreit zu werden, und erbat sich deshalb (1001) die Prinzessin Emma, Schwester Richard's II., Herzogs vor der Normandie, zur Ehe. Aber ein neuer Vorfall vereitelte die etwa günstigen Folgen dieser Politik. Die dänischen Heere hatten nämlich trotz der ungeheuren Abkaufssumme, welche ihnen bei dem letzten Einfall gezahlt worden, das Land, in welchem ihnen bis zur Abfahrt friedlicher Aufenthalt zugesichert war, dennoch nicht verlassen, ja es ging das Gerücht, die Räuberschaaren hätten im Sinne, den König und die Ersten des Reiches zu erschlagen, um dann soviel leichter des hauptlosen Volkes Herren zu werden. Da befahl Ethelred an einem Tage (13. November 1002) alle noch in seinen Staaten befindlichen Dänen umzubringen, und sein Gebot wurde mit solchem Eifer ausgeführt, daß sogar einer Schwester des Königs von Dänemark, Gunhilda, die an den Alderman Paling verheirathet war, nicht geschont ward*). Die Erschlagenen zu rächen, erschien denn gleich im folgenden Jahre König Swen mit zahlreichen dänischen Schaaren, verheerte das Land mit Sengen und

---

*) Aus Mangel an genauen Nachrichten läßt sich nicht bestimmen, wie weit der grausame Befehl und die Ausführung sich erstreckt habe. In keinem Falle traf er die in Ostangeln, Northumbrien und einem Theile Mercia's schon lange angesiedelten dänischen Geschlechter.

Norden auf das furchtbarste, und wiederholte dies vier Jahre hinter einander, bis er für eine Bezahlung von dreißigtausend Pfunden einen Frieden gewährte, der nicht dauernder war, als die früheren. Der Zustand des Landes war entsetzlich. Häufige Verräthereien und Niederlagen hatten den Muth des Volkes völlig gebrochen und schnell war auf Glanz und Hoheit Elend und Erniedrigung gefolgt. Man glaubte, ein Normann könne es mit zehn Engländern aufnehmen. Die Sitten verwilderten; denn in dem Getümmel eines fortwährenden kriegerischen Zustandes wurde jedes Verbrechen straflos begangen. Was den Einwohnern die Plünderungs- und Zerstörungswuth der Feinde übrig ließ, nahm ihnen die drückende Abgabe, welche Ethelred zur Aufbringung der den Feinden zu steuernden Summen unter dem Namen des Dänengeldes erheben ließ.

An der Spitze einer großen Macht und mit der bestimmten Absicht, das Land zu erobern, kam Swen im Jahre 1013 wieder, so daß den hülflosen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und Ethelred mit seiner Familie nach der Normandie flüchten mußte, wo er ungeachtet der schlechten Behandlung seiner Gemahlin eine Zuflucht fand. Swen betrachtetete sich als Herrscher des verlassenen Reiches, und zwang die Thane, ihm den Huldigungseid zu schwören. Aber er starb schon einige Monate nachher (1014), und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König zurück. Knud, Swen's Sohn, konnte sich gegen den anrückenden Ethelred nicht halten, begab sich auf seine Schiffe und segelte, nachdem er zuvor die englischen Geiseln bei Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land gesetzt hatte, heim nach Dänemark, erschien aber bald von neuem mit ansehnlichen Streitkräften. Edmund, des Königs ältester Sohn (von einer früheren Gemahlin), wollte den Feinden das Heer entgegen führen; allein einer der mächtigsten Großen, Edric, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen über (1015). Ganz Nordengland unterwarf sich jetzt dem Knud, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in den Schutz ihrer Heimath.

Edmund (1016—1017) erwarb sich durch kühne Tapferkeit den Beinamen Eisenseite (Ironside), aber sein Volk von der fremden Herrschaft zu befreien, vermochte er während seiner kurzen Regierung nicht. Trotz unverdrossenen Kampfes und mehrerer Siege waren am Ende die

Dänen doch im Vortheil. Der treulose Edric, dem Edmund großmüthig verziehen hatte, verließ ihn abermals in der entscheidenden Schlacht bei Assington in Essex, und so mußte er Knud's Friedensbedingungen annehmen. Dieser verlangte Theilung des Reichs, und zwar für sich die Provinzen Mercia, Northumberland und Ostangeln; Edmund sollte die südlichen Grafschaften behalten, aber er starb gleich darauf zu London. Nach einigen Nachrichten wurde er auf Anstiften Edric's ermordet. Nur sechs Monate hatte er seinen Vater überlebt, und jetzt nahm Knud ganz England in Besitz.

Knud (1017—1035) war ein trefflicher Mann und einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und er scheint dieses Namens nicht unwürdig. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit waren in ihm vereinigt. Zuerst vertheilte er, um sich dem mächtigen Adel des Reiches, welcher in den Zeiten der Unruhen und Verwirrungen eine ziemlich unabhängige Stellung erworben hatte, für seine Anerkennung dankbar zu erweisen, die wichtigsten Provinzen unter angesehene Geschlechter, und behielt blos Wessex für sich allein; in der Folge aber benutzte er alle Gelegenheiten sorgfältig, jene Schenkungen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen. Selbst Hinrichtungen derselben scheute er nicht, nachdem er sich auf dem Thron befestigt sah. Auch den Verräther Edric traf diese Strafe, als er sich seiner Dienste hochfahrend rühmte, und Knud befürchten mußte, der Treulose werde die gewohnte Falschheit nun wider ihn üben. Sobald aber das Reich beruhigt war, that der König, was in seinen Kräften stand, um die Besiegten mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der Ersteren wieder in ihr Vaterland zurück, gab den angelsächsischen Gesetzen neues Ansehen, und versuchte die beiden an Sprache und Sitten ähnlichen Völker in jeder Weise einander zu nähern und den bestehenden Nationalhaß auszugleichen und zu mildern. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und Knud's Herrschaft giebt uns das merkwürdige Beispiel eines Eroberers, der von den Eroberten nicht gehaßt, und eines Volkes, das unter einer fremden Regierung ruhiger und glücklicher lebte, als dies zuletzt unter der seines angestammten Königshauses der Fall gewesen war. Um auch vor den französischen Normannen sicher zu sein, warb er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin um Ethelred's Wittwe, die Königin Emma, und erhielt ihre Hand. England war sein gewöhnlicher Aufenthalt; doch machte er häufig Züge nach Dänemark, welches ihm nach dem

Tode seines Bruders Harald (1018) gleichfalls zugefallen war. Auch Norwegen unterwarf er seiner Herrschaft. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die zukünftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelenmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom, wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031), war gegen Malcolm II., König von Schottland, und Duncan von Cumberland gerichtet, die er zwang, seine Oberheit anzuerkennen. Von seinem Privatleben ist uns nichts überliefert. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler, welche seine Allgewalt priesen, zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem echt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Knud's Körper verblieb dem Lande, welches er vor seinen anderen Staaten am meisten geliebt hatte, und ruht in der sächsischen Königsgruft im alten Münster zu Winchester. Sein mächtiges Reich zerfiel bald; und England, über ein Jahrhundert lang der unterliegende Angriffspunkt der Normannen und Dänen, dann nur auf kürzere Zeit von diesen Feinden frei, um ihnen am Ende ganz in die Hände zu fallen, hat doch zehn Jahre nach Knud's Tode in merkwürdigem Glückswechsel keinen Dänen mehr gesehen. Dennoch hat die dänische Herrschaft für das Bestehen des angelsächsischen Reiches schlimme Folgen, durch Zurückdrängung und Ausrottung der ältern Adelsgeschlechter, gehabt und das Gelingen einer zweiten Eroberung dieses Landes vorbereitet.

Von Knud's drei Söhnen erbte Swen Norwegen, und Hardiknud, d. i. Knud der Kühne, welchen Emma geboren, sollte Dänemark und England erhalten. Aber in der Besitznahme des letztern kam ihm sein dritter Bruder, Harald, zuvor. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe, da wurde ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen London mit dem nördlichen Theile des Königreichs Harald gelassen, und die Grafschaften auf dem rechten Themseufer dem in Dänemark abwesenden Hardiknud zugewiesen wurden, für welchen seine Mutter Emma die Regierung führen sollte. Harald, seinem Vater höchst unähnlich, ließ die Engländer das volle Gewicht tyrannischer Fremdherrschaft fühlen. Seine Grausamkeit wuchs durch die Ungewißheit des Thronbesitzes. Außer Hardiknud, der jetzt noch durch den Tod seines Bruders Swen und den Abfall der Norweger beschäftigt war, hatte er die Ansprüche der beiden Söhne Ethelred's, Eduard und Alfred, zu fürchten. Graf Godwin, der Mächtigste der Gegenpartei, ward von ihm gewonnen. Mit dessen

Hülfe lockte er Alfred zu sich und ließ ihn dann auf dem Wege plötzlich überfallen. Die Diener des jungen Fürsten wurden mit wilder, unmenschlicher Grausamkeit geblendet, verstümmelt oder unter Martern getödtet, Alfred selbst seiner Augen beraubt und in ein Kloster gebracht, wo er bald nachher starb. Emma und Eduard flohen, und Harald blieb im alleinigen Besitz von England, starb aber schon nach einigen Jahren (1039).

Eingeladen von dem Witenagemote kam nun sein Bruder Hardiknud (1039—1041) zur Uebernahme der Herrschaft. Erbittert auf Harald ließ er dessen Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten und in die Themse werfen; ja als er erfuhr, daß er aufgefunden und wieder begraben sei, gab er denselben Befehl zum zweiten Mal. Zur Freude der Engländer, welchen er durch Erpressungen verhaßt wurde, lebte auch er nur kurze Zeit, und die dänische Herrschaft auf der Insel hatte ihr Ende erreicht.

Denn gleich nach seinem Tode (er starb kinderlos) eilten die Engländer, Ethelred's jüngsten Sohn, Eduard III., wieder einzusetzen. Seine Regierung war ein ängstliches Schwanken zwischen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der den Mord seines Bruders befördert hatte, ihm selbst aber durch sein bedeutendes Ansehen zum Throne behülflich gewesen war, mußte geschont werden, so gefährlich er auch war, denn in seinen und seiner beiden Söhne, Sweno und Harald, Händen befand sich eine große Anzahl Grafschaften; ja Eduard hatte sogar zum Zeichen der Aussöhnung Godwin's Tochter, Editha, geheirathet. Allein er entzog sich dem ehelichen Umgange mit ihr von vorn herein und erwarb sich dadurch bei dem Volke den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Indeß hatte Eduard gleich zu Anfang eine besondere Vorliebe für das Land blicken lassen, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof bot denselben Anblick wie der zu Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge französische Adel war jederzeit willkommen. Normannische Günstlinge umgaben den König, und hieraus erwuchs bei den Godwin's und ihrer Partei, welche die vaterländischen Interessen vertretend sich dem Einflusse der Fremden widersetzte, ein so heftiger Unmuth, daß sie zuletzt sogar zu den Waffen griffen, aber geschlagen und verbannt wurden. Doch erschienen sie bald wieder mit einer mächtigen Flotte, die Ausländer am Hofe mußten sich durch schleunige Flucht retten, und die Godwin's nöthigten den König zu einem Vergleiche, vermöge dessen sie in ihre Grafschaften wieder ein=

gesetzt wurden. Godwin starb zwar bald darauf (1053), aber sein Tod änderte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohne Harald (der älteste, Sweno, war ebenfalls schon gestorben) einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters einen noch weit höhern Grad von Klugheit und Manneskraft vereinigte und sich von den väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war Statthalter von Wessex, Sussex, Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines gewinnenden Wesens sehr beliebt. Hierauf baute er Hoffnungen, nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen, weil Edgar, ein Enkel Edmund's Ironside, der einzige noch übrige Sprößling des alten sächsischen Königsstammes, wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte. Dagegen hatte er einen furchtbaren Mitbewerber an dem Herzog Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne Herzog Robert's, eines Neffen der Königin Emma. Ja als Graf Harald einmal von einem Sturme an die französische Küste geworfen und nach dem Strandrecht jener Zeit gefangen vor Wilhelm geführt worden war, hatte dieser die Gelegenheit benutzt und Harald vor seiner Freilassung zum Eide in Gegenwart einer Versammlung der normannischen Großen genöthigt, daß er die Nachfolge des Herzogs auf dem englischen Thron befördern wolle. Eduard starb endlich am 5. Januar 1066, fünfundsechzig Jahre alt*). Vor seinem Tode erklärte er Harald in Gegenwart der Barone zu seinem Nachfolger.

Graf Harald nahm ohne Zögern den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und fortgesetztes edles Bezeigen erworben hatte, waren ihm, dem selbst seine Gegner Kraft und Tüchtigkeit zur Regierung nie abgesprochen haben, wohlgeneigt. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduard's Tode. Aber Herzog Wilhelm hatte nicht sobald Nachricht erhalten, als er ihn an seinen Schwur erinnerte und den Eidbruch furchtbar zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harald, jenes Gelöbniß sei ihm abgedrungen worden, er trage die Krone mit der Zustimmung des ganzen englischen Volks und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des

*) Der einzige auswärtige Krieg, welcher unter diesem Fürsten geführt wurde, war der zur Unterstützung Malcolm's, als dieser seine Rechte auf Schottland geltend machen wollte. Malcolm's III. Vater, König Duncan, war 1039 von Macbeth erschlagen worden, dessen Unthaten durch Shakespeare's Dichtung ein unsterbliches Andenken erhalten haben. Malcolm stürzte mit englischer Hülfe den Anmaßer (1054) und bestieg den väterlichen Thron.

tapfersten auf der Welt hatte, rüstete sich mit Anstrengung aller Kräfte zu einer Landung in England. Es waren nicht seine Mannen allein, die mit ihm dieses Wagstück vollbringen wollten. In dieser Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen begann, und ein kühner Geist der Abenteuer durch Europa ging, strömte der Adel der benachbarten Länder zu seinen Fahnen, um unter einem solchen Führer Ehre und Ruhm zu erkämpfen. Howel, Herzog von Bretagne, schickte ihm seinen ältesten Sohn, Alain Fergant, mit fünftausend Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte seinen Vasallen, der Unternehmung beizuwohnen; und wenn gleich der französische Hof sie nicht hätte begünstigen sollen, so ertheilte doch der Graf von Flandern, Wilhelm's Schwiegervater, der über den minderjährigen König Philipp I. die Vormundschaft führte, mehreren französischen Großen die Erlaubniß. So brachte Wilhelm ein Heer, dessen Stärke auf funfzigtausend Krieger angegeben wird, und zur Ueberschiffung desselben siebenhundert, nach Anderen sogar dreitausend, Fahrzeuge zusammen. Der wirksamste Bundesgenosse war Papst Alexander II., der unter der Leitung Hildebrand's in der Unternehmung Wilhelm's ein geeignetes Mittel sah, den Einfluß der römischen Curie auch auf England auszudehnen*). Schon lange zürnte er dem Sachsenkönige, weil die Godwin's einst bei der Verdrängung der normannischen Partei auch die französischen Geistlichen und sogar den Erzbischof von Canterbury, Robert, der vorher Mönch zu Jumieges gewesen war, übers Meer gejagt hatten, und Harald auch später dessen Wiedereinsetzung verweigerte. Jetzt that er alle die, welche der Unternehmung des Herzogs Hindernisse entgegenstellen würden, in den Bann, und schickte ihm ein geweihtes Banner, so wie einen Ring mit einem Haar des heiligen Petrus.

Den ersten Angriff auf England that Tostig, Harald's jüngerer Bruder, der vormals wegen seiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande vertrieben worden war und nun Rache nehmen und einen Theil des Landes oder das Ganze für sich erobern wollte. Mit einigen Schiffen, die er zusammengebracht hatte, stieß er zu seinem Bundesgenossen, dem Könige Harald Hardrade von Norwegen, der dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein und setzten ihre Mannschaft ans Land, die alsbald eine gräuliche Verheerung anrichtete. Harald eilte schleunig herbei. In der Nähe von York an der Stamfordbrücke über den Deventer trafen die Heere der Brüder auf

*) Vgl. überhaupt Augustin Thierry, histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands I, 232 fg.

einander am 26. September 1066. Hardrade in Kriegsthaten und Abenteuern vielfach versucht, ließ sein großes Banner, Landeyda (Landödung) genannt, aufrichten und sammelte sein Gefolge um dasselbe. Daneben stand in langer Linie das norwegische Fußvolk, Schild an Schild, die langen Speere weit vorstreckend, das Ende derselben gegen die Erde gestemmt, zur Abwehr gegen die englischen Reiter. Die Bogenschützen sollten dahin eilen, wo die Gefahr des Angriffs dringender werde. Harald, mit den Seinigen vorgehend, erblickte einen norwegischen Krieger in hellblauem Mantel und blinkendem Helm auf schwarzem Rosse die feindlichen Reihen hinabeilend. Da stürzte der Gaul und schleuderte den Reiter zur Erde. „Wer ist jener Riese dort, der mit dem Pferde zu Boden fiel?" fragte der König von England. Und als er hörte, es sei Hardrade von Norwegen selbst, rief er frohlockend seinen Schaaren zu: „Wahrlich, ein stattlicher Kämpe, aber das Glück ist schon von ihm gewichen." Den Bannern Tostig's nahte zuerst ein kleines Häuflein von zwanzig englischen Thanen, so wie ihre Rosse ganz in Eisenrüstung gehüllt, und fragte nach dem Führer. „Seht ihn hier," entgegnete Tostig selbst. „Harald der König," sprach einer jener Ritter, „bietet dir Gruß und Botschaft; ganz Northumbrien will er dem Bruder lassen, des Friedens wegen; ja für seine Freundschaft dünkt ihm ein Drittel England's kein zu hoher Preis *)." „Und wenn ich einwillige," entgegnete Tostig, „was soll Hardrade's, Sigurd's Sohn, Entschädigung sein?" „Sieben Schuh von England's Boden oder wieviel sonst seine Länge andere Männer überragt," war die Antwort. „So saget meinem Bruder, daß er zum Kampf sich rüste, denn nimmer soll der Normann erzählen, daß Godwin's Sohn den König in Feindesland verlassen habe." Die Engländer wandten ihre Rosse. Jener Sprecher war Harald selbst gewesen. Die Angriffe der englischen Reiterei brachen sich zuerst an den norwegischen Lanzen. Aber der Eifer, die Weichenden zu verfolgen, trennte die enggeschlossene Reihe, und der Fall Hardrade's, den ein Pfeil in die Kehle traf, erschütterte sie. Auch Tostig blieb, und nun war die Schlacht für England entschieden. Aber noch lange hielt eines Norwegers Tapferkeit die vorwärts Dringenden auf. Er vertheidigte die Brücke, und seine Streitaxt soll vierzig Engländern Tod und Verderben gebracht haben, bis es gelang, ihn vom Flusse her zu erlegen. Großmüthig verstattete Harald dem Sohn Hardrade's, Olav, den Rest des Heeres auf zwanzig Schiffen nach Norwegen heimzuführen.

---

*) Lappenberg, Geschichte von England, Thl. I. S. 537.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit, der Freude nachzuhängen, denn schon lief die Nachricht von der Landung der großen normannischen Flotte zu Pevensey in Sussex ein. Die englischen Wachtschiffe waren heimgekehrt, um Lebensmittel einzunehmen; diesen Moment benutzte Wilhelm, um seine Mannschaften auszuschiffen, am 28. September 1066. Es war die Blüthe des normannischen, niederländischen und französischen Adels, die so fröhlich ans Land stieg, als wäre der Sieg schon errungen. Der ungestüme Wilhelm stolperte und fiel beim Aussteigen aus dem Schiffe; aber schnell gefaßt, verhütete er jede schlimme Deutung dieses Zufalls durch den lauten Ruf: „So nehme ich Besitz von diesem Lande!“ Harald's Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hungern zu ermüden; allein den König drängte es zur Entscheidung. Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine große Summe bot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf den Antrag mit Verachtung und verlangte dagegen, daß Harald entweder das Königreich ihm abtreten, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Papste überlassen, oder mit ihm im Zweikampfe darum streiten solle. Harald erwiederte: der Gott der Schlachten werde bald Schiedsrichter aller Streitigkeiten sein.

So bereiteten sich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Es war nur achtzehn Tage nach Herald's Siege bei Stamfordbridge. Am Morgen begeisterte Wilhelm seine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des Treffens und glücklicher Entscheidung vor Augen stellte. Das Lied vom tapfern Roland singend gingen die Normannen in drei Linien geordnet auf die Feinde los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sich die Engländer, welche in eine dichte keilförmige Schlachtordnung zusammengedrängt, die Hügel des Feldes hinter Verschanzungen besetzt hielten, heldenmüthig gegen die im Ganzen weit besser berittenen und bewaffneten Normannen, bis endlich am Abend König Harald von einem Pfeil getroffen neben des Reiches Banner niedersank, nachdem auch seine Brüder, Leofwin und Gurth, an derselben Stelle gefallen waren. Da ermattete allmählig der Kampf, und die Nacht machte vollends dem blutigen Schauspiel ein Ende. Auf Seiten der Normannen allein waren funfzehntausend gefallen. Wilhelm waren drei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Unter der Menge aber der gefallenen Engländer fand man viele Priester, die tapfer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes

gestritten hatten. Das war die berühmte Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heute besitzen.

---

29. Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Wilhelm von der Normandie war durch rühmliche Eigenschaften zum Herrscher eines großen Reiches berufen. In ihm bewunderte man unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, unermüdliche Thätigkeit, welche jedes Mittel ergriff, wenn es nur zum Ziele führte, und eine die Verhältnisse schnell durchschauende Klugheit. Schon als Jüngling hatte er sein Herzogthum mit überraschender Kraft aus großer Verwirrung gerissen, in die es während seiner Minderjährigkeit gerathen war, und den französischen Hof gezwungen, die darauf gebauten Entwürfe fallen zu lassen; doch entwickelten sich seine Eigenschaften erst völlig in der Unternehmung auf England.

Der Sieg bei Hastings verbreitete Bestürzung über das ganze englische Volk. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Manne, der Ansehen und Muth genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwei mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgar zum König aus. Allein dieser Edgar war ein Jüngling ohne festen Willen und Entschiedenheit, und während seine Rathgeber mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichere und rasche Schritte. Er machte sich zum Herrn von Dover, dem festesten Ort der ganzen Gegend, um den Rücken frei zu haben, und da die Stadt sich bald ergab, ließ er sogar den Bürgern, welche durch den zuchtlosen Uebermuth seiner Krieger ihre Häuser verloren hatten, den Schaden ersetzen. Darauf unterwarf sich die ganze Grafschaft Kent; London zögerte. Wie in Dover Milde, so zeigte er hier Strenge und ließ Feuer in die Vorstadt Southwark werfen, worauf der junge Edgar selbst und einige der vornehmsten Edelleute, Bischöfe und Einwohner von London ihm nach Berkhamstead entgegengingen, sich unterwarfen und ihm die Krone anboten. Er heuchelte eine Zeit lang Uneigennützigkeit, gab vor, es bedürfe dazu erst einer all=

gemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung des englischen Volks und viele Provinzen beharrten ja noch im Widerstande; allein Aimar von Aquitanien, sein kluger und tapferer Kriegsgefährte, rieth, die Bescheidenheit nicht allzu weit zu treiben, und so geschah denn die Krönung am 26. December 1066 in der Westminsterabtei zu London, unter dem Schutze der ganzen bewaffneten Macht der Normannen. Nicht der erste Prälat des Reichs, Stigand von Canterbury, dem Wilhelm nicht traute, sondern der Erzbischof Alfred von York mußte sie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte dieser die Engländer und der Bischof von Coutance die Normannen, ob es ihr Wille sei, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leistete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beschützen, Gerechtigkeit handhaben und Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächst begab er sich nach Barking in Essex, wo sich die englischen Thane der nördlichen Provinzen bei ihm einfanden und ihm die Huldigung leisteten. Die nächsten Maßregeln waren von der Klugheit vorgeschrieben. Von Harald's ansehnlichem Schatze, dessen er sich bemächtigt hatte, bestritt er eine Menge nöthiger Ausgaben, beschenkte seine Truppen und machte sich die Geistlichkeit geneigt. Dem Papst übersandte er Harald's Fahne nebst ansehnlichen Geschenken. Auf dem Schlachtfelde bei Hastings ward ein Kloster erbaut. Die mächtigen Grafen des Reiches, wie jetzt die ehemaligen Aldermänner durchgängig heißen, wurden zunächst in ihren Würden und Besitzungen bestätigt, Edgar erhielt ein ansehnliches Grundeigenthum. Die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht. Doch zog der König Güter und Vermögen aller Derer ein, welche auf Harald's Seite gestritten; und überhaupt hätten die Engländer diesen milderen und freundlichen Anfang nur dann als Pfand der ungestörten Fortdauer ihres bürgerlichen Zustandes betrachten können, wenn des neuen Königs Sinn ihnen wirklich geneigt gewesen, wenn nicht alles nur in der Absicht geschehen wäre, zunächst den Besitz des Reiches zu sichern, und wenn die Tausende fremder Ritter und Krieger gefehlt hätten, deren Ansprüche Wilhelm weder zurückweisen konnte noch wollte. Diese Normannen, die dem König das Reich erobert hatten und dafür mit Würden und Besitzungen verschwenderisch belohnt worden waren, ließen die Eingebornen dies Uebergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, als Wilhelm schon im nächsten Frühling eine Reise nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen

Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hier und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge war nicht eine heilsame Beschränkung der Normannen, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Sachsen, die er als ein störrisches, feindseliges Volk betrachtete, dem das Gelüste nach Freiheit ausgetrieben werden müsse. Bei jedem neuen Aufstande (und die Empörungen dauerten während seiner ganzen Regierung fort) schritt Wilhelm zu grausameren Maßregeln, durch welche er seinen Namen geschändet hat. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war, wurde eine Strecke von zwölf (deutschen) Meilen angebauten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben, und die Einwohner (man rechnet gegen hunderttausend) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben *).

Die Sachsen wurden allmählig immer tiefer heruntergedrückt, immer mehr verdrängt. Die Unterjochung einer Nation durch die andere — sagt ein neuerer englischer Geschichtschreiber **) — ist selten selbst in Asien vollständiger gewesen. Alle wichtige und einträgliche Aemter kamen in die Hände der Normannen, und, durch fortdauernde Einziehung der Güter Derer, die an den Aufständen Theil genommen hatten, oder durch willkürliche Beraubungen, auch beinahe der ganze Grund und Boden des Königreichs. Die Familien, welche sich unter der angelsächsischen Dynastie durch Reichthum und Ansehn ausgezeichnet hatten, verschwanden, viele kamen in den Empörungen um, andere erbettelten ihr Brot in der Verbannung oder schmachteten im Gefängniß; das leidlichste Loos fiel Denen zu, die als Untervasallen der Sieger einen Theil ihrer Besitzungen behalten durften. Sie bewahrten wenigstens damit auch die persönliche Freiheit. Alle kleinere angelsächsische Besitzer aber wurden, mit wenigen Ausnahmen, Gutshörige oder wenigstens sehr stark belastete Hintersassen des Adels. Diese große Umwälzung in dem Besitzstande war mit der Einführung der vollständigen und durchgreifenden Lehnsverfassung verbunden. Die normannischen Grafen und Barone, denen die bedeutenden Güter zugefallen waren, besaßen sie vom Könige als Lehen, auf welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienst haftete, und ver-

*) Edgar floh zum Könige Malcolm von Schottland, der aber nach vergeblicher Unterstützung der englischen Rebellen, von Wilhelm genöthigt ward, sich ihm zu unterwerfen, und Edgar mußte abermals Aussöhnung mit dem Manne suchen, der ihm die Krone geraubt hatte.

**) Macaulay, Geschichte England's, deutsch von Beseler, S. 15.

gaben wiederum einen Theil derselben als Rittergüter. Um aber die großen Vasallen dadurch nicht zu einer so unabhängigen Macht gelangen zu lassen, wie auf dem festen Lande, befahl Wilhelm weislich, daß alle Afterlehnsträger auch ihm huldigen und den Eid der Treue schwören müßten. Außer den bei gewissen Gelegenheiten zu entrichtenden Steuern mußten von den Baronen (unter welcher Benennung man alle unmittelbaren Vasallen begreift) zuweilen beträchtliche Geschenke dargebracht werden. Während der Minderjährigkeit der Vasallen zog der Lehnsherr ihre Einkünfte; und ohne die Einwilligung desselben, die nur durch eine ansehnliche Summe zu erkaufen stand, durften sich Weiber, welche ein Lehen erbten, nicht verheirathen. Dieses so vollständig ausgebildete Feudalsystem griff nothwendig, wenn auch Manches aus der alten Verfassung daneben stehen blieb, tief in alle Verhältnisse des Lebens ein, und übte auf den Geist des Volkes den mächtigsten Einfluß, zumal auch sein eigenthümliches Besitzthum, seine Sprache, eine große Veränderung erlitt. Denn da die französische Zunge die der Vornehmen und Angesehenen, überhaupt der herrschenden Kaste war, da sie in den niederen Gerichtshöfen zum Theil, in dem königlichen ganz herrschte, und in den Schulen auf ausdrücklichen Befehl Wilhelm's gelehrt ward: so erfuhr die Landessprache durch sie allmählig eine gänzliche Umgestaltung und ward zu einem Gemisch aus dem Französischen und Englischen, zu einer zwischen den neulateinischen und rein germanischen Sprachen in der Mitte stehenden Mundart, aus der das heutige Englisch erwuchs.

Diese Umgestaltung der Landessprache wurde nicht wenig dadurch gefördert, daß die Unterdrückung der Angelsachsen auch auf die Geistlichkeit ausgedehnt ward. Die meisten Bischofssitze verloren ihre bisherigen Inhaber und wurden an Normannen gegeben, welche „oft von Geistlichen nur den Namen hatten und übrigens Abenteurer ohne Panzer und Schwert waren"; selbst die englischen Mönche wurden aus den Klöstern gejagt, weil sie, wie der König sagte, ihm doch nichts Gutes wünschen könnten. Zwar gelangten die Klagen der Betroffenen nach Rom, allein die päpstliche Kurie war mit wichtigeren Dingen in Deutschland beschäftigt, als daß sie Einspruch gethan hätte. Alles, was der Papst bewirkte, war, daß der gelehrte Lombarde Lanfranc aus Pavia, der freilich ein eifriger Vertheidiger der päpstlichen Suprematie war, an des abgesetzten Stigand Stelle, zum Erzbischof von Canterbury befördert ward. Alle kirchliche Beschlüsse, sowohl des Papstes als der einheimischen Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt, und kein normannischer Vasall durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden

ohne königliche Einwilligung. Dagegen befreite Wilhelm die Geistlichen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Als Gregor VII. den Lehnseid und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer dem römischen Stuhle früher gezahlten Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle als herkömmlich entrichtet werden, Huldigung aber werde er nie leisten, weil er sie weder versprochen habe, noch finde, daß sie jemals von seinen Vorgängern den Vorgängern des Papstes geleistet worden sei. Er verbot sogar den englischen Bischöfen, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Außer den Aufständen der Engländer hatte Wilhelm auch Empörungen seiner normannischen Barone, ja seines ältesten Sohnes, Robert, zu bekämpfen. Diesem hatte der König die Abtretung der Normandie verheißen; da der junge Fürst aber herangewachsen war, weigerte sich sein Vater, die Zusage zu erfüllen. Darüber erhob Robert in der Normandie Aufruhr (1073). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normannen, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, und trieb den Sohn aus dem Lande. Fünf Jahre zog dieser umher, bis er sich in das Schloß Gerberoy, in der Landschaft Beauvoisis, warf. Als ihn Wilhelm hier belagerte (1078), endete ein seltsames Ereigniß diese Fehde. Bei einem Ausfalle gerieth Robert mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich und Beide fochten tapfer, bis endlich der Sohn den Vater am Arm verwundete und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seines Vaters. Reuevoll sprang nun auch der Sohn vom Roß, bat um Verzeihung und half dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd. Der König hob die Belagerung auf und ging nach der Normandie, wo durch der Mutter Vermittelung eine Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm besonders mit inneren Einrichtungen. Unter andern ließ er nach Alfred's Beispiel das berühmte Domesdaybook*), ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern oder Inhabern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst, Viehzucht ꝛc., aufnehmen, das noch vorhanden ist. Es fanden sich 700 Baronien (chieftenants) und 60,215 Ritterlehen (Knight-fees) im Lande. Da

---

*) Für die Sachsen enthielt es die unwiderrufliche Wegnahme ihres Eigenthums; vocatus Domysday..., quia nulli parcit sicut nec magnus dies judicii.

Wilhelm über die Lehenvertheilung ganz nach Willkür schaltete, so war er vorsichtig genug, nicht Alles wegzugeben, sondern vierzehnhundert Höfe in den verschiedenen Provinzen von England für sich zu behalten; und da er außer dem Ertrage derselben ansehnliche Steuern erheben ließ, so waren seine Einkünfte so beträchtlich, daß er unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er sich die ausgedehntesten Jagdfreiheiten zu. Er besaß achtundsechzig Forste. Außerdem legte er bei Winchester, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen ganz neuen Wald von sechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieses Bezirks liegenden Häuser, selbst Kirchen und Klöster, ohne Weiteres niedergerissen wurden. Zugleich erschienen tyrannische Gesetze gegen den Wilddiebstahl. Auf die Erlegung eines Hasens in den königlichen Forsten stand die Strafe der Blendung, zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einer Geldsumme gebüßt werden konnte.

In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm noch einen Kriegszug gegen Philipp I., König von Frankreich, von dem er sich theils durch häufige Einfälle französischer Vasallen in die Normandie, theils durch eine Spötterei beleidigt fühlte. Seine übermäßige Dicke und eine ihm zugestoßene Krankheit hatten nämlich Philipp zu dem Einfall veranlaßt, daß sein Bruder von England lange im Wochenbett verweile. Worauf Wilhelm erbittert, mit Anspielung auf die Sitte der Wöchnerinnen, sagte, er wolle seinen Kirchgang in der Notre-Damekirche zu Paris mit zehntausend Lanzen statt der Kerzen halten. Er eroberte die Stadt Mantes an der Seine und ließ sie in Flammen auflodern. Als er über die Schutthaufen jagte, stürzte sein Pferd und warf ihn mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknopf, daß er sogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieser Quetschung in einem Kloster bei Rouen starb (9. September 1087). Er hatte ein Alter von dreiundsechzig Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn die harten Maßregeln, die er gegen das gute englische Volk genommen, und er versuchte, durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter seine beiden älteren Söhne, Robert und Wilhelm, so, daß jener die französischen, dieser die englischen erhielt.

30. Skandinavien.

Jene nordischen Völker, deren Einfälle und Niederlassungen in den Hauptreichen Europa's so viele neue Verhältnisse und Bildungen hervorriefen, lebten in ihrer Heimath (den heutigen Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden) ursprünglich ganz nach der Weise ihrer Stammverwandten, der in Deutschland hausenden Germanen. Ihre Verfassung war von derselben Art: sie kannten wie diese den Ackerbau und die Kunst Metalle zu bearbeiten. Auch die ihnen eigenthümliche Zeichenschrift, Runenschrift genannt, zeugt für eine Stufe geistiger Cultur, welche man bei rohen Völkern nicht findet. Die Runen dienten zu Inschriften auf den Gedächtnißsteinen der Verstorbenen, zur Aufzeichnung von Liedern, und dem Aberglauben zu einem geheimnißvollen magischen Gebrauche. Das Land dieser Völker war noch weit rauher und weniger ergiebig, als das alte Germanien, aber wie der kalte Himmelsstrich und das Leben unter Felsen, Klippen und Schnee ihre Körper stählten, so gedieh dort auch der allen Gefahren trotzende Muth und kühner Unternehmungsgeist. Wie in Deutschland Viele den heimathlichen Sitz aufgaben und im Gefolge des Herzogs über Rhein und Alpen zogen, so bestiegen hier unter denselben Verhältnissen die nach Krieg und Beute dürstenden Männer leicht gezimmerte kleine Schiffe, und vertrauten dem Glücke, ihrem Schwerte und ihrem tapfern Führer. Ihre Schwimmkunst, worin sie sich besonders auszeichneten, flößte ihnen bei diesen kühnen Zügen fast größere Zuversicht ein, als die Bretter, von denen sie getragen wurden.

Erst um die Zeit, wo diese Fahrten der Normannen die Küsten der fränkischen Reiche beunruhigen und die Karolinger zittern machen, verbreitet sich einiges Licht über die Länder, von welchen sie ausgingen. Bis dahin ruht Dunkel auf ihnen, und so Vieles auch von früheren Zeiten aufgezeichnet ist, so hoch auch die Namen der Könige hinaufsteigen, so wenig ist dies doch für die beurkundete Geschichte brauchbar, da es nur auf Tradition und Sage beruht. Ihre Sagen knüpfen sich an die merkwürdige und eigenthümliche Mythologie der nordischen Völker an, deren Kunde in alten Liedern zu uns herübergeklungen ist. Mannichfache Göttergestalten treten hier hervor, doch weiset sie in der Vorstellung von einem die Welt und die Götter überdauernden Allvater auf reinere religiöse Anschauungen hin; in ihren Heldensagen ist eine historische Grundlage unverkennbar, aber wie in allen Mythen äußerst schwer von

der Hülle zu sondern. Der Mittelpunkt aller dieser Sagen ist Odin, der von den Ufern des Don nach dem Norden wanderte, und Ackerbau, Götterdienst, Tempelbau, Kriegskunst, Dichtkunst und die Runenschrift mitgebracht haben soll. Odin erscheint aber auch als oberster Gott, als Stammvater der Götter und Menschen, gemäß der alten Vorstellung, daß die Götter selbst die ersten Könige und Priester waren. Die zwölf Asen sind Odin's Götterrath, aber mit ihm zugleich die ersten Richter und Gesetzgeber auf Erden. Ihre Wohnung ist Asgard in Godheim, d. i. in der Götterwelt, über der Mitte der Erde gelegen, wo sie in goldenen und silbernen Palästen wohnen. Und die Götter bauten eine Brücke von Asgard nach Midgard, der Mitte der Erde, von ihnen Bifröst, von den Menschen Regenbogen genannt; der mittlere rothe Streif desselben aber ist brennend Feuer, damit kein Feind den Herrschern nahen möge. Auf dieser Brücke stiegen sie hinab und schufen aus der Esche und Erle die ersten Menschen, Mann und Weib, und Midgard wurde Manheim, das Reich der Menschen. Da war wohl eine schöne und glückliche Zeit, als die Götter unten alles ordneten und oben in Asgard selbst ihre Kräfte spielend übten und froh waren ihrer Gewalt. Aber die Riesen, die ungeheueren Mächte der Natur, welche Odin besiegt und nach Jöthunheim ans Ende der Welt, von Midgard durch die tiefe See getrennt, vertrieben hatte, ruhten nicht. Es kamen von ihrem Geschlechte drei Jungfrauen in die Götterburg, der Friede wurde gebrochen, und der lange Kampf der Götter mit den Riesen beginnt, der bis ans Ende dauert. Und als die Götter von der Erde wichen, setzten die von ihnen stammenden Heldengeschlechter auch hier diesen Krieg fort. Doch im Lauf der Zeiten vergessen diese ihrer Abstammung und kämpfen in Verwirrung auch unter einander selbst. Die aber streitend fallen auf Erden, ruft Odin zu sich nach seinem Palast in Asgard, nach Valhall, der Halle der Erschlagenen, deren Boden mit Speeren getäfelt, deren Wände mit Schildern bedeckt sind. Und Morgens ziehen sie hinaus und kämpfen schrecklich aber unblutig mit einander. Dann kehren sie fröhlich heim zum Gelage, wo ihnen liebliche Mädchen, Valkyren genannt, die Trinkhörner reichen. Die aber thatlos und feige starben, sitzen in den Klüften der bösen Hel in der Nebelwelt stumm, unthätig und leiden Hunger. Am Ende aber kämpft Odin mit den Asen und dem ganzen Reich des Lichtes, Muspelheim genannt, gegen die entfesselten Kräfte der Riesen und das Reich der Nacht, Niflheim. Und die Götter fallen alle, die Sonne wird schwarz, die Sterne sinken herunter und die Welt verbrennt. Aber aus den Wellen des Meeres erhebt sich eine neue grü=

nende Erde, der Wohnsitz des neuen, ohne Sorge und Arbeit lebenden Geschlechts.

Das Zeitalter Odin's, als historischer Person, wird so verschieden angegeben, daß neuere Forscher zu der Annahme von drei bis vier durch Jahrhunderte von einander getrennten Odinen gekommen sind, während Andere das historische Dasein eines Odin überhaupt in Zweifel ziehen. Weiter erzählt die Sage, daß Skiold, ein Sohn Odin's, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige geherrscht habe, und nach ihm seine Abkömmlinge, die Skioldunger. Nach einer langen Reihe dieser Herrscher soll das Ganze zerfallen sein, bis Iwar Vidfadmi (im siebenten Jahrhundert) es wieder vereinigte, der auch den Süden von Schweden unterwarf. Einer seiner Nachfolger (im neunten Jahrhundert) war Ragnar Lodbrok, dessen mit vielen wunderbaren Umständen durchwebte Geschichte noch halb der Dichtung angehört. Bei einem Einfalle in England ward er gefangen, und der Sage nach in einen schauerlichen Thurm geworfen, voller Schlangen und böser Gewürme, unter deren Bissen er sein Leben endete. In seinem Namen hat später ein begeisterter Skalde (so hießen die skandinavischen Dichter) ein Sterbelied gesungen, voll nordischer Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Nach ihm ward das Reich wieder getheilt, bis Gorm der Alte, der von 855 bis 936 regiert haben soll, den Staatsverein von Dänemark dauernd befestigte.

Das Christenthum kam zuerst zu Ludwig's des Frommen Zeit nach Dänemark. Der Mann, der von Begeisterung getrieben und vom Glauben gestärkt, es wagte, dieses schwierige Missionsgeschäft zu übernehmen, hieß **Anskar**, von dem schon oben die Rede gewesen ist. Ihm fehlte zwar die feurige, durchgreifende Kraft des Bonifacius, dafür wirkte er durch stillere, ausharrendere und unermüdliche Liebe. Der Kaiser errichtete damals zu Hamburg das später nach Bremen verlegte Erzbisthum für den Norden, und Anskar wurde der erste Erzbischof daselbst. Aber das Christenthum konnte gegen das tiefgewurzelte Heidenthum zur Zeit noch keinen festen Fuß fassen; die Könige sahen in der Einführung der neuen Religion immer zugleich Abhängigkeit vom deutschen Reiche, und widerstrebten lange. Wie Karl der Große das Evangelium mit den Waffen zu den Sachsen trug, so zogen die deutschen Könige im zehnten Jahrhundert das Schwert, um es unter den Dänen zu verbreiten. Noch jener Swen, der Ethelred vom englischen Throne stieß, war ein eifriger Feind des Christenthums; aber die Eroberung England's trug viel dazu bei, die Dänen milder zu machen und mit der südeuropäischen Bildung

zu befreunden. Mit Knud dem Großen war der Sieg des Christenthums in Dänemark entschieden. Knud's Sohn, Hardiknud, war der letzte Skioldunger. Nach ihm war das Reich eine kurze Zeit mit Norwegen verbunden, bis Swen Estritson, ein Schwestersohn Knud's des Großen, Dänemark wieder als ein abgesondertes Reich erhielt (1047), und Stifter einer neuen Dynastie ward.

Auch in Schweden schließen sich die Sagen an Odin an, dessen Enkel Yngwe den heidnischen Haupttempel der Nation zu Upsala erbaut, und Stifter eines Stammes dort sitzender Oberkönige, der Ynglinger, geworden sein soll. Diese Ynglinger seien von Iwar Vidfadmi vertrieben, bis Biörn Jernside, ein Sohn des Ragnar Lodbrok, Schweden wieder als ein eigenthümliches Reich erhalten habe. Auch in Schweden's Geschichte wird es erst mit den Versuchen, das Christenthum dorthin zu verpflanzen, heller. Wir treffen hier den unermüdlichen Anskar wieder, doch machte die Lehre des Evangeliums auch in Schweden äußerst langsame Schritte. Olav Schooßkönig (so genannt, weil ihm schon als Kind gehuldigt war) nahm, um das Jahr 1000 etwa, die Taufe an, aber das Heidenthum behielt noch immer viele Anhänger. Dieser Olav war der erste, welcher sich König von Schweden nannte, da die Oberkönige bis auf seine Zeit Könige von Upsala geheißen hatten. Mit seinem Sohne und zweiten Nachfolger Edmund dem Alten, welcher gegen das Jahr 1060 starb, erlosch der Stamm Ragnar Lodbrok's, und die Stenkils kamen in Besitz des Throns.

Norwegen war in früheren Zeiten nicht weniger getheilt als die übrigen nordischen Länder. Was Gorm der Alte für Dänemark, das that für Norwegen, ebenfalls im neunten Jahrhundert, Harald Harfagr (Haarschön). Die meisten Stammhäupter unterwarfen sich und traten zu Harald in ein Lehnsverhältniß; die ihre Unabhängigkeit höher schätzten als ihre Ruhe, wanderten aus. Harald's Sohn, Hako I. der Gute, war in England erzogen worden, und hatte dort das Christenthum angenommen. Aber vergebens suchte er es in Norwegen einzuführen; das Volk widerstrebte, ja Hako ward selbst mehrmals gezwungen, an den heidnischen Opfern Theil zu nehmen. Erst Harald's Urenkel, Olav Trygväson (seit 966), drang durch, indem er sich aller Mittel bediente, und nach den Umständen Güte und Gewalt, Verheißungen und Drohungen, Belohnungen und Strafen anwandte.

Der Wanderungstrieb der Normannen nahm nicht blos nach Süden seine Richtung. Auch in den noch rauheren Norden drangen sie vor, entdeckten (863) und bevölkerten sogar das entlegene, eisige Island.

Besonders als Harald Harfagr in Norwegen die Macht der Unterkönige brach, wurde Island das Ziel solcher Unzufriedenen, die vermögend genug waren, die Kosten eines so weiten Auszuges zu bestreiten; doch begaben sich nicht Norweger allein, sondern auch Schweden, von Sucht nach Abenteuern Getriebene sowohl als politisch Unzufriedene und Verbannte, nach diesen fernen Gestaden. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach sechzig Jahren alles bewohnbare Land besetzt war. Es entstanden kleine Gemeinwesen, die sich allmählig verbanden. Jährlich wurde eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten, wobei der durch Stimmenmehrheit gewählte Lagmann (Gesetzmann), der höchste Beamte der isländischen Republik, den Vorsitz führte. Alles wurde nach dem Vorbilde des verlassenen Vaterlandes geordnet. Der Vorfahren Götterlehre, Sagen, Sitten und Sprache waren in die neue Heimath mit eingewandert. Häufige öffentliche Versammlungen gehörten zum Leben der Isländer. Nach der Vorzeit Sitte hielt man Bluts-, Gastrechts- und Freundschaftsverbindungen sehr heilig; dies hatte in dem von der Natur so wenig begünstigten Lande, und trotz der Entfernungen der einzelnen Wohnungen, eine Geselligkeit und ein Zusammenleben zur Folge, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und Nachrichten von eigenen und der Vorfahren Erinnerungen befördert wurde. Die ältere und jüngere Edda, in denen die alten Göttersagen aufgezeichnet sind, sollen erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verfaßt sein. Noch ein volles Jahrhundert nach Island's erstem Anbau herrschte das Heidenthum; dann kam auch hierher das Evangelium und errang im Laufe des elften Jahrhunderts völlig den Sieg, obschon man den Isländern bei der Einführung des Christenthums noch manches Heidnische nachsehen mußte. Der erste isländische Bischof, Isleif, wurde 1057 vom Erzbischof Adalbert von Bremen eingesetzt.

Und selbst Island war nicht der fernste Punkt, den die Normannen berührten. Der Drang in die Weite, die meisterhafte Handhabung der Schifffahrtskunst, auch die Oede Island's führte sie nach der anderen Seite, bis an die Grenze des Oceans. Sie sind ein halbes Jahrtausend vor Columbus die ersten Entdecker von Amerika geworden, und nicht geringer ist die von ihnen bewiesene Kühnheit und Entsagung als die so viel an jenem Genueser bewunderte. Schon 877 soll Gunbiorn die Küste von **Grönland** gesehen haben; hundert Jahre später segelte Erik Raude, durch eine Fehde vertrieben, von Island aus und fand das Kap Farewell, das er das Grüne Land nannte. Durch seine Erzählungen bewegen begleitete ihn auf einer zweiten Fahrt eine Schaar von Ansied-

lern auf 35 Schiffen, denen immer mehrere folgten; 999 zog auch der erste christliche Missionar dorthin, und 1124 erhielt das Land den ersten christlichen Bischof. Bis zum Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts hat die Niederlassung in Grönland bestanden; ja die Bischöfe daselbst haben den Peterspfennig, zwar meist in Walroßzähnen, so gut wie die des übrigen Abendlandes nach Rom bezahlt. Die inneren Wirren Skandinavien's waren damals die Ursache, weßhalb der Verkehr mit Grönland aufhörte, und die Colonie mag an Hunger und Seuchen zu Grunde gegangen sein.

An die Entdeckung Grönland's schloß sich naturgemäß die weitere Befahrung der nordamerikanischen Küsten. Von Stürmen verschlagen landete ein isländischer Schiffer, Björn, der sich in Grönland niederlassen wollte, im ferneren Süden. Ihm folgte Leif, der Sohn des Grönlandentdeckers Erik, der an Labrador und Neuschottland vorüber bis in die Gegend von New-York und Boston gelangte und das neuaufgefundene Land Winland wegen der wildwachsenden Weinbeeren nannte. Hinter ihm her zog die planmäßige Colonisation, mit ihr kam die Bekehrung zum Christenthum. Noch lange ward dann der Verkehr mit Winland über Island aufrechterhalten, bis er gleichfalls im fünfzehnten Jahrhundert mit dem Besuche und der Kunde von Grönland aufhörte*).

---

31. Rußland, Polen, Ungarn.

Wie sich das Volk der Slaven in verschiedenen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen von den Zeiten der Völkerwanderung an im östlichen Europa immer mehr ausbreitete, ist im vorigen Zeitraum an mehreren Orten erwähnt. Auch am Dnieper und bis zum Ilmensee wohnten Slaven, im Norden von finnischen Völkerschaften begrenzt. Zu den nördlichen dieser Stämme kamen, eben wie zu den Engländern und den Franken, jene tapfern, unbezwinglichen Seemänner, die Normannen, hier Waräger oder Wäringer genannt. Die Slaven vertrieben sie zwar, aber nach kurzer Zeit trugen sie selbst, durch innere Unruhen bewogen, einem Stamme der Waräger, von ihrem Herrscher, Roß, Russen ge-

*) Vgl. Ritter, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgegeben von Daniel. S. 204.

nannt, die Herrschaft über sich an. „Groß ist unser Land und fruchtbar“ — so sprach nach einer alten Erzählung eine Gesandtschaft zu den Russen —, „aber es herrscht keine Ordnung in ihm; so kommt denn, seid ihr unsere Fürsten und herrscht über uns!“ Da kamen (862) drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, und wurden die Fürsten des Landes, das nun, so wie das Volk, von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrscher vielmehr, gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrschten annahmen. Rurik, welcher seinen Sitz zu Nowgorod genommen, überlebte und beerbte seine Brüder, und wurde der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes, Igor, Minderjährigkeit zog der Vetter und Reichsverweser Oleg 882 von Nowgorod aus am Dnieper herab nach Süden, unterwarf sich Alles und machte Kiew zum Hauptsitz des neuen Warägerreichs. Von da wagte er eine Unternehmung über das Schwarze Meer gegen Constantinopel (907), und trotzte dem schwachen griechischen Kaiser Leo VI. (886 — 912) Tribut ab. Auch ein merkwürdiger Vertrag, welcher über den Verkehr beider Völker, der Griechen und Russen, und über die Entscheidung vorkommender Streitfälle Bestimmungen enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit geschlossen.

Als Olga, Igor's Gemahlin, nach dessen Tode die Vormundschaft für ihren minderjährigen Sohn Swäteslav führte, begab sie sich, von dem Wunsche, Christin zu werden, ergriffen, nach Constantinopel und ließ sich taufen (955). Das Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Doch Igor's Enkel, Wladimir I., von den russischen Annalisten der Große genannt (980 — 1015), der das Reich durch fortgesetzte Eroberungen ungemein erweiterte, nahm das Christenthum an. Moslemen, Juden und Christen bemühten sich wetteifernd, den mächtigen Fürsten zu ihrem Glauben hinüberzuziehen. Doch von der Religion der Erstern schreckte ihn das Verbot des Weines ab. „Ohne die Lust des Trinkens,“ sagte er, „können wir Russen nicht sein.“ Und zu den Juden sagte er: „daß Die, welche Gott in seinem Zorne über alle Welt zerstreuet, Andere nicht sollten belehren wollen.“ So behielt denn die von den Griechen verkündigte Lehre den Vorzug; Wladimir empfing 988 zu Cherson die Taufe, und vermählte sich an demselben Tage mit der Prinzessin Anna, Tochter des griechischen Kaisers Romanus I. und Schwester der deutschen Kaiserin Theophano. Wladimir hatte um ihre Hand mit der Drohung angehalten, daß er sonst kommen würde und Constantinopel erobern. Als er nach Kiew zurückkehrte, zeigte sich die unbegrenzte Macht

eines russischen Herrschers über sein Volk. Er ließ die Götzenbilder zerstören; Alles jammerte und weinte, aber niemand regte sich. Dann folgte das Gebot, es sollten alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeieilen und sich taufen lassen. Da kam eine zahllose Menge an den Dnieper und stieg, während die Priester die Taufgebete lasen, bis an Brust und Hals in den Fluß, Väter und Mütter mit den Kindern auf den Armen. Denn es müsse doch, dachte das Volk, diese neue Religion etwas Gutes sein, weil der Fürst und seine Großen sie angenommen. Mit dem Christenthum kamen nun auch die Anfänge der Bildung nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Kirchenverein ziehen, der die übrigen Völker Europa's zu einem allgemeinen geistlichen Reiche verband; und das ist neben seiner geringeren geistigen Befähigung ein Hauptgrund gewesen, warum dieses Volk in seiner Entwickelung so lange und so weit nicht nur hinter den germanischen, was nicht zu verwundern wäre, sondern auch hinter stammverwandten slavischen Nationen zurückgeblieben ist. Andererseits ist die russische Kirche von der Hierarchie der römischen, wie von der Einführung des Cölibates befreit geblieben.

Swätopolk, einer der Söhne Wladimir's, folgte ihm als Großfürst zu Kiew; anderen Söhnen hatte der Vater bereits noch bei seinem Leben die Verwaltung der wichtigsten Städte übertragen. Schon dies gab Gelegenheit zu Bruderzwisten; noch schlimmer aber wurde es, als Swätopolk's Nachfolger, Jaroslaw I., bei seinem Tode (1054) das Reich unter seine Söhne theilte. Die Monarchie wurde dadurch in einen Bundesstaat verwandelt, in welchem der Großfürst von Kiew vorherrschen sollte. Aber diese Oberherrschaft wurde selten anerkannt. Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und stete Fehden unter den einzelnen Fürsten, waren die bösen Folgen der Theilung.

Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhundert vor. Die älteren polnischen Geschichtschreiber wissen freilich von früheren Begebenheiten zu erzählen, allein diese sind historisch durchaus nicht beglaubigt. Ein Bauer Piast, den sie um das Jahr 840 zum Herzog erhoben werden lassen, muß nur darum genannt werden, weil die späteren polnischen Fürsten sich, als Abkömmlinge desselben, Piasten nannten. Die gewissere Geschichte beginnt auch hier erst mit dem von Deutschland aus verbreiteten Christenthume. Mjesko oder Mieciślav (964 — 992), den Thietmar

von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und zugleich die Oberhoheit der deutschen Könige anerkannte. Aber die Abhängigkeit konnte von Deutschland aus, bei der großen Entfernung, nicht wohl behauptet werden; sie dauerte eigentlich nur so lange der kraftvolle Markgraf Gero an den Ostgrenzen befehligte. Mieislav's Nachfolger, Boleslav I., Chrobri (der Tapfere), von dem wir oben schon gehört haben, legte sich zu Anfang des elften Jahrhunderts den Königstitel bei, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Mit diesem Eroberer endete der Ruhm und Glanz Polens auf lange Zeit. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in weit späteren Zeiten. Eben jener Thietmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn," fährt Thietmar fort, „das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen auferlegten Bußen." Wiewohl unter dem Einflusse Otto's I. ein Bisthum in Posen und durch Otto III. ein Erzbisthum in Gnesen begründet wurde, und obgleich die Könige auch durch Verheirathungen mit deutschen Fürsten in nähere Berührung traten, so dauerte es doch ziemlich lange, bis das Christenthum überall festen Fuß gefaßt hatte. Noch unter dem Enkel des Boleslav, Kasimir, erhob sich die Masse des eigentlichen Volkes gegen das christliche Bekenntniß. Erst in der Mitte des eilften Jahrhunderts war das Bestehen desselben gesichert. Im Ganzen zeichneten sich übrigens die Polen vor den Russen durch eine größere Freiheitsliebe aus. Häufige Empörungen des hohen und niederen Adels, sowie Reichstheilungen kamen schon damals vor.

So sehen wir um das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus das Evangelium sich über den Norden und Osten Europa's verbreiten, und überall in seinem segensreichen Gefolge die Anfänge der Bildung. Meist waren es die Deutschen, welche sich um diese Länder so hohe Verdienste erwarben; und wir haben hier noch eines anderen Nachbarvolkes zu erwähnen, dem zur Zeit der sächsischen Kaiser dieselbe Wohlthat zu Theil ward, des ungarischen. Diese Ungarn, deren Raubzüge und Ver-

heerungen in Deutschland an ihrem Orte erzählt sind, hatten nach den Zeiten Karl's des Großen das Land erobert, welches wir nach ihnen nennen; sie selbst nannten sich, wie ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag, Magyaren; sie sind ein Theil der großen tschudischen oder finnischen Völkerfamilie. Nach der großen Niederlage auf dem Lechfelde und einigen vergeblichen Versuchen, ins Herz des griechischen Kaiserthums zu dringen, zähmte sich der wilde Sinn der Ungarn. Ihr Oberherzog Geisa (972—997), vom Arpadischen Herrschergeschlechte, sah, daß solche Niederlagen zur gänzlichen Ausrottung der Nation führen mußten, und überredete daher die Seinen, ihre Raubzüge aufzugeben und die Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnissen des Bodens zu gewinnen. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, sich und sein Volk mit dem mächtigen deutschen Reiche zu versöhnen, und durch seine Gemahlin, die schöne und männlich starke Sarolta, welche das Christenthum bekannte, war er schon für diesen Glauben gewonnen. So fanden denn deutsche Bekehrer, von Pilgrin, Bischof von Passau, gesandt, Aufnahme und williges Gehör, und Geisa selbst nahm die Taufe an. Schon früher hatten Griechen für die christliche Lehre in Ungarn gewirkt; nun aber trug die lateinische Kirche den Sieg davon, ein Umstand, der auch für die politischen Verhältnisse Ungarn's von großer und folgenreicher Bedeutung geworden ist.

Weit größeres Verdienst um die Verbreitung des Christenthums, wie um das Land überhaupt, erwarb sich Geisa's Sohn und Nachfolger, Stephan, der Heilige genannt, einer der größten Fürsten, welchen die ungarische Geschichte aufzuweisen hat. Er hatte anfangs Unzufriedenheit und Aufruhr der Großen zu bekämpfen, denen die neue Religion zuwider war, weil sie die Freilassung der Christensklaven von ihnen verlangte. Aber Stephan schlug die Empörer, und entschied dadurch den Sieg des Glaubens und der Cultur über Heidenthum und Barbarei. Seine fest gesicherte Herrschaft schmückte er durch den Glanz des Königstitels, und wurde von Kaiser und Papst in dieser Würde anerkannt. Auch gab er dem Staate eine neue Verfassung, welche mit dem Lehnswesen in anderen Ländern viele Einrichtungen theilte. Mit dem Rathe der Großen und Prälaten des Reiches sollte der König nach den hergebrachten Gewohnheiten die Regierung führen. Das ganze Land war in 72 Grafschaften (Comitate, Gespanschaften) getheilt, deren Vorsteher in allen gerichtlichen und kriegerischen Angelegenheiten, die Grafen, vom Herrscher ernannt wurden. An der Spitze der ganzen Rechtspflege stand der Palatinus (Pfalzgraf) von Ungarn. Den Adel des Landes bildeten die

Lehensleute, welchen, wie in den germanischen und romanischen Ländern, von den königlichen Besitzungen Güter zur widerruflichen Benutzung gegen Hof- und Kriegsdienste verliehen wurden, und die freiherrlichen Geschlechter, Nachkommen derer, welche als freie Kriegsleute einst in dem Heere gedient hatten, das Ungarn eroberte. Diese besaßen von allen Abgaben freie Stammgüter, die in der Familie vererbt wurden, und hatten auf ihren Besitzungen freie und selbständige Verwaltung. Außerdem gab es gemeine Freie, an die Scholle gebundene Hörige und Leibeigene, die verkauft werden durften.

Stephan's Gesetze lassen uns auch einen Blick in den Zustand der Bildung und der geselligen Verhältnisse der Nation thun. Auf Mord mit dem Schwerte stand die Todesstrafe; falls ein Mann seine Ehefrau erschlug, büßte er es, wenn er dem Grafenstande angehörte, mit funfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, mit fünf Kühen, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Die Entführung einer Jungfrau ward, auch wenn sie zurückgeliefert und die Aeltern sich mit dem Räuber ausgesöhnt hatten, mit fünf bis zehn Kühen gestraft. Diebereien wurden vorzüglich bei Frauen und Knechten geahndet. Jene verloren, wenn sie zum dritten Male ergriffen wurden, ihre Freiheit; diese aber bei dem ersten Male die Nase oder fünf Kühe, bei dem zweiten Male die Ohren und bei dem dritten Male das Leben. Eine Verläumdung am Hofe von der Art, daß sie zwei Grafen in Zwist bringen konnte oder gebracht hatte, wurde mit Abschneidung der Zunge; wenn sie zum Nachtheil des Königs geschehen war, mit dem Tode bestraft.

Das ungarische Staatsrecht hatte keinen größeren Mangel, als den einer bestimmten Erbfolgeordnung. Es war blos festgesetzt, daß dem Arpadischen Geschlechte die Herrschaft gebühre, ohne feste Regel, nach welcher unter den Prinzen des Hauses zu entscheiden sei. Daraus entstand ein unseliges Schwanken zwischen einer Erb- und Wahlmonarchie; daraus gingen nach dem Tode Stephan's des Heiligen (1038) jene Zwistigkeiten hervor, in die Kaiser Heinrich III. eingriff, und deren schon in der deutschen Geschichte Erwähnung geschehen ist. Die Verwirrung endete erst im Jahre 1077, wo Ladislaus I. der Heilige (gest. 1095) durch einstimmige Wahl aller Großen den Thron bestieg. Er gab Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, und konnte dann auch kräftiger nach Außen wirken. Ladislaus' Schwester, Helena, die Wittwe des Königs Zvonimir von Kroatien, konnte ihr Ansehen gegen die elf Stammhäupter (Supane), unter welche jenes Volk ver-

theilt war, nicht geltend machen, und suchte deshalb die Hülfe ihres Bruders. Er erschien, unterwarf das Land und ernannte seinen Neffen, Almus, zum Herzog von Kroatien und Slavonien.

---

32. Spanien.

Die Geschichte der Chalifen oder Könige von Cordova ist so wenig als die der Dynastien in Asien und Afrika von Regentenzwistigkeiten, bürgerlichen Unruhen und Empörungen der Statthalter frei; aber mitten unter diesen inneren Kriegen und den äußeren gegen die christlichen Staaten der Halbinsel, bietet sich uns eine überraschend hohe Blüthe dieses arabischen Reiches dar, aus der wir schließen dürfen, daß jenes Waffengetümmel nicht sehr zerstörend wirkte, und die Betriebsamkeit und Thätigkeit der Nation groß genug gewesen sein muß, um die Gunst der Natur und des Himmelstrichs in den Zeiten der Ruhe doppelt zu benutzen. Unter der Regierung des Königs Alhakem Almostansir (st. 976), von dem gesagt wird, daß er die Lanzen und Schwerter in Spaten und Pflugscharen verwandelt habe, fand man nach arabischen Berichten im Reiche: sechs große Städte und Sitze der Militairbezirke, achtzig Städte von starker Bevölkerung und dreihundert vom dritten Range; die Zahl der Flecken, Dörfer, Schlösser und Meierhöfe war unermeßlich; der District, welchen der Guadalquivir bewässert, enthielt allein zwölftausend. In Cordova sollen zweimalhunderttausend Häuser, sechshundert Moscheen, funfzig Spitäler, achtzig öffentliche Schulen und neunhundert öffentliche Bäder gezählt worden sein. Die Staatseinkünfte betrugen jährlich zwölf Millionen Goldstücke, ohne die Abgaben in Früchten und Naturalien. Schwerlich darf man es mit diesen Zahlen genau nehmen; so viel aber auch in den Angaben übertrieben sein mag, der große Wohlstand und glänzende Reichthum des Staats in jeder äußern Beziehung läßt sich nicht verkennen. Die Bergwerke wurden eifrig betrieben, der Ackerbau war im höchsten Flor, der Boden ward mit sehr großer Einsicht bewirthschaftet, die Vornehmsten beschäftigten sich eigenhändig mit dem Gartenbau. Viele unter dem Volke ergriff die alte Neigung ihrer Väter, mit weidenden Heerden von einer Landschaft zur andern zu ziehen und ein Wanderleben zu führen. Nicht weniger blühten Handwerk und Gewerbe, technische Fertigkeit jeder Art, Fabriken und Handel. Künste

und Wissenschaften wurden geachtet und erfreuten sich eifriger Pflege, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf das christliche Europa; fast aus allen Ländern des abendländischen Europa zogen Wißbegierige nach Spanien, wenigstens in die spanische Mark, um von den Arabern zu lernen. Wie das zehnte Jahrhundert aber die höchste Erscheinung dieser Blüthe ist, so begann auch mit dem Ende desselben der sichtliche Verfall. Kraftlose Regenten bestiegen den Thron, oberste Staatsbeamte erhielten alle Macht, die Empörungen und Gewaltthaten häuften sich, bis 1037 die Dynastie der Omijaden erlosch und das Reich fast in so viele einzelne Herrschaften zerfiel, als es bedeutende Städte zählte.

Dieser Herrschaft der Araber oder Mauren, wie sie hier hießen, stand eine zweite auf der Halbinsel gegenüber, die christliche. Aber die Anfänge der sich neu bildenden christlichen Staaten sind dunkel. Der Anführer jener Gothen, die sich, um den Moslemin zu entgehen, in die Gebirge des Nordens zurückgezogen hatten, wird Pelayo (Pelagius) genannt. Nach und nach breiteten sich die Christen aus, und nahmen den Arabern Gallicien und alles Land bis an den Duero. Dies christliche Königreich hieß Asturien oder Oviedo, in welche Stadt König Alfons II. 792 die Residenz verlegte. In der Folge, als Ordogno II. Leon zum Herrschersitze machte (914), gab diese Stadt dem Reiche den Namen. Daneben bestand eine Grafschaft Burgos oder Castilien, späterhin zum Königreich erhoben; und aus den Eroberungen Karl's des Großen in Spanien, die spanische Mark genannt, waren zwei unabhängige Herrschaften hervorgegangen: das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona (Catalonien). Zu diesen kam im elften Jahrhunderte (1084) noch durch die Theilung der Länder des Königs Sancho des Großen von Navarra ein neues Königreich, das von Aragon (Aragonien); wogegen aber kurz vorher Leon mit Castilien vereinigt worden war. Alle diese Staaten waren in beständigen Kämpfen mit den Mauren verwickelt, das Kriegsglück schwankte in den unzähligen Treffen, die sie einander lieferten; aber die früherhin erschlaffte Kraft der romanisirten Gothen war in diesem Streit neu geboren worden, und wurde von Tage zu Tage im Harnisch gestählter und fester. Der ritterliche Sinn, den die Zeit überall ausbildete und hob, erhielt durch den nie ruhenden heiligen Kampf mit den Ungläubigen, durch die südliche Sonne des Landes, durch den eigenthümlichen Freiheitsstolz, der von den Bergen herabkam, hier eine ganz besondere Färbung und Ausbildung, deren Spuren auch in den späteren Jahrhunderten noch deutlich hervortreten. Damals, als Ferdinand I. von Castilien und seine Söhne Sancho II. und Alfonso VI. Madrid

und sogar Toledo, eine der sechs Hauptstädte der Mohammedaner, eroberten, erlangte unter allen Kämpfern der Christen den höchsten Ruhm Don Rodrigo Diaz, von Vivar bei Burgos, von bewundernden Feinden Cid (eigentlich Sid el battal, Herr des Kampfes), von Castilien's König und Volk Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) genannt (st. 1099). Mehr noch als durch Urkunde und geschichtliche Darstellung ist sein Andenken durch mannichfache von seinem Volke zum Preise des Helden gesungene Romanzen, in welchen sich das schönste Nationalgefühl edel und großartig ausspricht, auf die Nachwelt gekommen.

Mittlere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096 — 1273.)

1. Einleitung.

Ungeachtet Papst Gregor VII. die Kirchenverfassung reformirt hat und mit dem deutschen Reiche ein Vergleich über die gegenseitigen Rechte geschlossen worden ist, sehen wir in dem nun folgenden Zeitraum den Kampf zwischen Kaiserthum und Hierarchie dennoch aufs Neue entbrennen. Staat und Kirche stellen ihre herrlichsten und gewaltigsten Häupter einander gegenüber: es gilt nicht mehr dies oder jenes einzelne Privilegium; es gilt die Hoheit über die germanische Welt. Aus der Reihe der Nachfolger Petri, dessen Stuhl jetzt nicht mehr durch Adelsparteien der Stadt oder durch den König der Deutschen besetzt wird, erheben sich die großen Gestalten Alexander's III., Innocenz' III. und Gregor's IX., welche das Bewußtsein von der allgemeinen Herrschaft des Christenthums durch die von ihnen vertretene Kirche lebendig in sich tragen. Auch das Kaiserthum gießt die ganze schöpferische Macht seiner Idee in den Geist Friedrich's I. und Friedrich's II. Die alte Herrlichkeit der römischen Imperatoren, welche sie ihre Vorfahren im Reich nennen, wollen sie ihrem Thron wieder gewinnen; und wenn der erste dieses hohe Ziel nur in der ritterlichen Weise seiner Zeit mit Schwert und Lanze zu erreichen suchte, ohne die Veränderungen zu fassen, durch die das italienische Leben dem deutschen vorausgeeilt war: so verlegte schon der andere den Kampf zugleich auf ein höheres, geistiges Terrain und deutete damit hinaus in die Zukunft, von welcher Seite her dem Papst-

thum dereinst der Untergang nahen werde. Die Hohenstaufen ermatteten in dem langen Ringen und unterlagen endlich todesmüde den Gegnern, der Glanz der Kaiserkrone sinkt mit dem zweiten Friedrich ins Grab; aber sterbend ziehen sie die Tiara in den Abgrund und ein halbes Jahrhundert nach ihrem Sturze gibt es auch keinen Papst mehr in früherer Weise.

Während dieses harten Streites der beiden höchsten Gewalten der damaligen Welt tritt die Christenheit dennoch gesammelt und einig nach Außen hin auf. Die Häupter der Kirche lenken und unterhalten den Angriff des Abendlandes auf die mohammedanische Welt, welcher die Macht der religiösen Vorstellungen über die germanischen Völker in der höchsten Weise bekundet. Die gewonnenen Länder wurden nicht behauptet; wohl aber eroberten die Europäer die Kenntniß der morgenländischen Reiche, ihrer Bildung, ihres Lebens, ihrer eigenthümlichen Kunstfertigkeit. Die schönsten Gestaltungen des Mittelalters kommen in Mitten oder in Folge dieses Kampfes zur Reife. Die seit dem Untergang des Karolingischen Staates getrennten Nationen des Occidents treten durch die Kreuzzüge wieder in nähere Berührung und erkennen die Uebereinstimmung der in den einzelnen Ländern entwickelten Formen des Lehnswesens und der Hierarchie. Die freie und starke germanische Individualität treibt ihre höchste Blüthe in dem Ritterstand, der sich hier aus allen Reichen zusammenfindet, seine Richtung auf das Christliche und Kirchliche erhält und auf eigene Hand, ohne Unterschied der Volksthümlichkeit, in Jerusalem, Cypern und Griechenland Staaten stiftet, die seinem Leben und Treiben angemessen sind. Die höhere Bildung, die der Ritter aus dem Orient zurückbrachte, erzeugte im Schooße des adeligen Lebens bei allen Völkern Westeuropa's eine Poesie des innigen Gefühls und der starken Empfindung, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte; und die mannichfaltiger gewordenen Bedürfnisse, an deren Herbeischaffung und Befriedigung jetzt ganze Klassen und Stände arbeiten mußten, rief jene lebendige Entwickelung und jene reiche Kraft des städtischen Lebens hervor, an dessen Ursprung wir im vorigen Zeitraum vorübergingen. So erhob sich gleichförmig durch die Staaten ein demokratisches Element neben dem monarchischen und aristokratischen, welche bisher allein geherrscht hatten. In die Städte hat sich die alte freie Gemeinde zusammengedrängt und lebt hier wieder auf; durch sie ist den Fürsten ein Mittel gegeben, den Trotz der Lehnsleute zu brechen. Landbesitz ist nun nicht mehr die einzige Quelle und Grundlage des Lebens; es gibt noch einen anderen Unterhalt, ein schneller erreichbares, flüssiges Besitzthum, das

Geld, welches dem scharfblickenden Verstand, der fertigen und kunstreichen Hand bei eifriger Arbeit bald zufließt. Der Adel kann mit dieser Leichtigkeit des Erwerbs nicht Schritt halten, und seine ärmeren Mitglieder suchen die Schärfe des Schwerts und die Spitze der Lanze hervor, um müheloſen Gewinn und mangelnde Bedürfnisse durch Raub und Plünderung der Bürger zu finden.

Auch die Kirche empfing von den Kreuzzügen die bedeutsamsten Rückwirkungen. Die geistige Erregung der Zeit führte zu mannichfachen Verbesserungen und strengeren Anforderungen in den Kreisen des Mönchthums; zugleich aber äußerte sich die selbständiger gewordene Reflexion und ein tieferes, obwohl oft unklares Gefühl durch Opposition gegen die Verfassung und die Lehre der Kirche, und machte sich in verschiedenen Ketzereien Luft. Einen sicheren Gang und eine strengere Durchbildung erhielt diejenige Richtung des Verstandes, die sich mit der Betrachtung und den formalen Beweisen der christlichen Dogmen beschäftigte. In den Klöstern entstanden, erhielt sie bald Ausbreitung und größere Wirksamkeit durch die aufkeimenden hohen Schulen. Andere wissenschaftliche Bestrebungen wandten sich zurück auf die Erforschung des alten römischen Rechts, das ebenso der Anerkennung von der Berechtigung des Individuums Bahn brach, wie es die absolutistischen Neigungen der Fürsten förderte. Engeres Zusammenwohnen der Menschen, verwickeltere Verhältnisse des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft machten das Bedürfniß einer reicher ausgebildeten Gesetzgebung als der bisherigen, besonders den Bürgern, die einander nicht ausweichen konnten, dringend fühlbar. Aber während die italienischen Städte diesem Mangel durch Aufnahme römischer Vorschriften und Bestimmungen in ihre Statute abzuhelfen suchten, bemühten sich andere, vor allen die deutschen Städte, ihre eigenen Gewohnheiten zu diesem Endzweck selbständig weiter zu gestalten. So wurden Eigenthum und Verträge unter feste Normen gestellt und nach niedergeschriebenen Regeln beurtheilt; es entstanden neue, auf die Reflexion des Verstandes und gleichmäßige Abwägung gegründete Formen des Lebens, welche im Laufe der Jahrhunderte allmählig auch über die anderen Stände und Kreise des Staats ausgedehnt wurden. Die Empfindung aber, welche vorzugsweise der Boden der Feudalität gewesen war, hatte bei den Bürgern in den Schooß der Familien und in das Innere der Corporationen der Kaufleute und Handwerker zurückweichen müssen.

Werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Reiche des Abendlandes. Während die Hohenstaufischen Kaiser um ihre allgemeine Stel-

lung oder um Ideale in Italien kämpften, ging der Moment zur praktischen Gestaltung Deutschland's als eines besonderen Staates verloren. Friedrich II. dachte nur darauf, diesseits der Berge nicht gehindert zu werden, und opferte deshalb ein Stück der Hoheitsrechte und der Reichsgüter nach dem anderen auf. So bildete sich denn hier eine Reihe größerer oder kleinerer Fürstenthümer, deren Emporkommen zum Theil an frühere Stammeigenthümlichkeiten, zum Theil an die Thätigkeit und das Glück ausgezeichneter Männer geknüpft ist. In ihrem Verhältniß zu den folgenden Herrschern erscheinen sie ziemlich selbständig. Noch schlimmer geht es in Italien, wo nach der Entfernung der zusammenhaltenden Vormacht der Deutschen alles in kleine und völlig frei für sich dastehende Punkte auseinandergeht. Dennoch aber gewinnt das deutsche Leben nach Außen hin eine große Verbreitung in diesem Zeitraum. Die Richtung auf Bekämpfung und Bekehrung der Heiden, die sich in den Kreuzzügen am größten und erhabensten offenbarte, wurde auch auf die Grenzvölker Deutschland's übertragen. Deutsche Sitte und Art machte sich von Ungarn bis zum finnischen Meerbusen geltend; wie einst in der Völkerwanderung nach Westen, so dringen jetzt die Germanen nach Osten vor, und die Grundsteine zu Reichen wurden gelegt, welche den merkwürdigsten Einfluß auf den späteren Lauf der Weltgeschichte geäußert haben. Einen ganz entgegengesetzten Weg der politischen Entwickelung als Deutschland, schlug Frankreich ein. Hier erhob sich bei der Erblichkeit der Lehen auch der erbliche Fürstenthron, mit ihm die Einheit und Kraft des Staates. Die Verschiedenheiten der Provinzen des Nordens und Südens wurden ausgelöscht, und die Macht der großen Vasallen ist schon in den wesentlichen Punkten gebrochen. In England hatten durch die Einrichtungen Wilhelm's bei der normannischen Eroberung die Provinzen und einzelnen Lehnsträger niemals eine Bedeutung erlangt, wohl aber treten in diesen Zeiten die Barone gemeinsam, als Stand, gegen die Willkür ihrer Könige auf. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten werden durch förmliche Gesetze bestimmt, mit welchen die weitere Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Staate auf das engste verknüpft ist.

2. Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren bei den außerhalb desselben lebenden Christen schon sehr früh Sitte. Besonders häufig aber wurden sie seit den Zeiten Constantin's des Großen, welcher das angebliche Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe hatte überbauen, und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht aufführen lassen. Seine Mutter, die heilige Helena, begab sich noch im hohen Alter zu den heiligen Stätten, und gründete dort noch einige Kirchen. Seitdem sah man Pilger in Menge, aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, bald einzeln, bald in Schaaren, nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes. Wurde die Menge dazu durch die Meinung getrieben, daß ein Gebet in der Kirche des heiligen Grabes verrichtet, von allen Sünden reinige und die Pforten des Himmels öffne: so gab es dagegen auch viele Gemüther, die ein höherer, echt frommer Sinn dorthin zog. Wahre innige Liebe zu dem Erlöser mußte in den Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein Fuß einst gewandelt, und brünstige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten solche Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen und die christliche Gemeinde zu Jerusalem ungekränkt, und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vortheil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschaftsbündniß mit Harun al Raschid, und ersuchte ihn, die christlichen Wallfahrer auf alle Weise zu schützen. Auch lockten religiöse Bedürfnisse und Wünsche nicht allein nach dem Morgenlande; viele Reisen dorthin wurden des Handels wegen unternommen, vorzüglich von den Seestädten des mittelländischen Meeres aus, und der begonnene Verkehr lehrte die Abendländer bald die köstlichen Waaren des Orients schätzen. Als das heilige Land der Herrschaft der ägyptischen Chalifen unterworfen wurde, hatten die Pilger schon mit mannichfachen Bedrückungen zu kämpfen, und doch wurden die Wallfahrten im elften Jahrhundert immer zahlreicher. So traten unter Andern 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von sieben Tausend eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt geworden ist. Sie bestanden viele Gefahren und nur zwei Tausend derselben sahen ihr Vaterland

wieder. Es waren diese Pilgerzüge nur eine andere Aeußerung jenes mystisch-ascetischen Geistes, der das ganze Jahrhundert erfüllte und in den Mönchen von Cluny, wie wir oben sahen, seine vornehmsten Vertreter hatte*).

Indeß war die Zeit gekommen, wo die Drangsale sich häuften. Denn als die Seldschucken, wie schon oben erzählt ist, Syrien erobert hatten, fiel die Gewalt in jenen Gegenden an rohe Schwärme. Seitdem Orthok, der Führer einer türkischen Horde, von Tutusch, Malek Schah's Bruder, Jerusalem erhalten hatte, erschollen laute Wehklagen: Barbaren hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Kunde ging vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckte den Wunsch, in Heeresmassen dorthin zu wallfahrten und das heilige Land, die theuerste Reliquie Christi und der Apostel, den Ungläubigen mit dem Schwerte in der Hand zu entreißen. Schon einige Zeit vorher war Gregor VII. von dem griechischen Kaiser um Hülfe gegen die Seldschucken angegangen worden; und da er hoffte bei dieser Gelegenheit die abgefallene griechische Kirche mit der römischen vereinigen zu können, so wollte er die Schwäche des byzantinischen Hofes und die Stimmung der abendländischen Völker benutzen, und forderte die Könige von Frankreich und Deutschland zu einem Feldzuge gegen die Saracenen auf, dem er in Person beiwohnen wollte (1074). Aber eine Unternehmung, wie sie kurz nach seinem Tode in der That verwirklicht ward, einen Kreuzzug in dem späteren Sinne beabsichtigte er schwerlich; sein Kampf mit Heinrich, der bald darauf zum Ausbruch kam, ließ ihm dann keine Zeit mehr, an den Plan zu denken, und sein Tod vereitelte dessen Ausführung völlig.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter von Achery, gebürtig aus Amiens, der ehedem in frommem Drange die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt, und dann auch eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte (1093); ihn entflammte das Schicksal der dortigen Christen zu einer glühenden Begeisterung, den Heiland zu rächen; er glaubte sich berufen, das große Unternehmen ins Werk zu setzen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papste Urban II. (1088 — 1099), Gregor's zweitem Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage

*) Vgl. hierzu, wie zu dem Folgenden, die Auseinandersetzungen bei Sybel, Geschichte des Ersten Kreuzzugs.

der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; Christus, erzählte er, sei ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Urban, obschon damals selbst vor den Anhängern des sich noch immer behauptenden Gegenpapstes Clemens in Rom nicht sicher, faßte doch den gewaltigen Plan, die abendländische Christenheit in Bewegung zu setzen gegen das Morgenland. Peter zog durch Italien und Frankreich, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und so die Gemüther auf das vorzubereiten, was Urban selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne flog ihm weit voran, und überall, wo er erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Aeußeres verstärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Abgezehrt von Hunger und Durst und langen Beschwerden, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Lumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, zog er auf einem Esel sitzend einher. Doch der Strom seiner Rede und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen drangen in die Herzen aller Hörenden; sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, an Kreuzwegen und auf der Heerstraße, und seine siegende Beredtsamkeit regte alle Gemüther auf. In den heiligen Krieg zu ziehen, suchten Greise noch die längst verrosteten Waffen hervor, und Kinder übten sich, die Lanze zu tragen.

In langen, alle bisherigen Ordnungen auflösenden Kämpfen waren die kriegerischen Neigungen der Völker gesteigert, und wie die mystische Richtung der Zeit eine Befreiung des heiligen Grabes verdienstlich erscheinen ließ, so machte auch den unteren Klassen Elend und härtester Druck eine Veränderung ihrer Lage wünschenswerth. In den romanischen Ländern war die Aufregung größer als in Deutschland; die Normannen in ihrem abenteuernden Sinne waren für den neuen Gedanken am meisten empfänglich; doch durchdrang der Ruf mehr oder weniger das gesammte Abendland und fand überall seinen Wiederhall. Und gerade damals war die alte Einheit der occidentalischen Christenheit, die bisher unter den Kaisern bestanden hatte, vernichtet; der Papst hatte einen entscheidenden Sieg über den Kaiser davon getragen, indem er ihm seinen Sohn Konrad entgegenstellte (1094). Urban, rüstig, schöpferisch, voll Kraft und Leben wie er war, stellte den verlorenen Zusammenhang unter der Führung der Kirche wieder her; er war es, „der der neuen Entwickelung des Völkerlebens Wort und Verkörperung gab, der die neuen Bahnen durch die Autorität des Papstthums regelte und weihte".

Als er die durch Peter hervorgerufene Bewegung weit genug gediehen sah, schrieb er ein Concilium nach Piacenza aus, wo sich eine große Menge von Geistlichen und Laien versammelte (März 1095). Die feurige Rede, in der er hier die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gesandte des griechischen Kaisers Alexius traten überdies auf, und baten um Hülfe gegen die sich immer weiter ausbreitende Macht der Türken. Wirklich legten Viele schon hier das Gelübde ab, hinzuziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Hierauf wandte sich der Papst nach Frankreich. Auch hier berief er für die Sache Gottes eine Versammlung nach Clermont in Auvergne auf den November 1095, auf der sein eifriger Apostel Peter ebenfalls erschien. Eine weite Ebene war mit Bischöfen, Fürsten, Rittern und Herren und mit den Schaaren des Volkes bedeckt, und als der Papst seiner Beredtsamkeit den Lauf ließ, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den ewigen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, mit Flammenworten ans Gewissen legte, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen erscholl der Ruf: Gott will es! Gott will es! Als der Papst seine Rede geendet hatte, kniete zuerst der Bischof Adhemar von Puy vor ihm nieder, und bat ihn um Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte seinem Beispiele der Bischof Wilhelm von Orange, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Sie alle hefteten nach alter Pilgersitte und zum Zeichen des gemeinsamen Unternehmens ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Am folgenden Tage erschienen Boten von Raimund von St. Gilles, Grafen von Toulouse und Markgrafen von Provence, einem der reichsten Herrn des Abendlandes, der von dem geistlichen Zuge der Zeit ganz durchdrungen war, und berichteten, wie ihr Herr sich anschließen werde und bereits eine beträchtliche Anzahl Ritter zum heiligen Kriege versammelt habe; worauf noch Mehrere das Kreuz annahmen. Den Antrag, daß er sich selbst an die Spitze des Heeres stellen möge, lehnte Urban ab, und ernannte den wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachteten Bischof Adhemar zu seinem Stellvertreter und Legaten als geistliches Oberhaupt des Heeres.

Nach der Kirchenversammlung reiste der Papst persönlich in Frankreich umher, und ermunterte zur Pilgerschaft mit großem Erfolge. Eben so verbreiteten die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz empfangen, die Begeisterung, die sie dort ergriffen hatte, in ihrer Hei-

math. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die, wie man meinte, Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Todten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.

Die große und allgemeine Bewegung, welche jetzt in Europa begann, hat gegen zwei Jahrhunderte gedauert; es ist charakteristisch, daß sie mit der ersten Erhebung des Papstthums ihren Anfang nahm und wieder mit dem Sinken dieser Macht sich verlor. Aus Deutschland und Frankreich, aus England, Italien und dem kalten Norden zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, man rechnet gegen sieben Millionen Menschen. Allen Kreuzfahrern (denn dies wurde der Name der heiligen Krieger) war völliger Ablaß der Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben sein, während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten Viele, und wen die Hoffnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewog das Verlangen, beengenden Verhältnissen jeder Art zu entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die zinspflichtigen, hörigen oder leibeigenen Bauern, deren Lage äußerst hart und gedrückt war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden. Viele zogen aus mit Weib und Kind und sämmtlichem Hausgeräth.

---

3. Der erste Kreuzzug.

(1096—1099.)

Außer den Spaniern, die im Innern ihres Landes dieselben Feinde zu bekämpfen hatten, welche die Kreuzfahrer im Orient aufsuchten, zeigte, wie gesagt, anfangs kein Volk des Abendlandes bei dem allgemeinen Aufbrausen so wenig Theilnahme als die Deutschen. Denn noch immer dauerte der heftige Streit zwischen Kaiser und Papst und gab der Nation Beschäftigung und Noth genug in der Heimath. Auch spotteten die besonneneren und kälteren Deutschen der Pilgerschaaren, die von jenseits des Rheines aus Frankreich und Lothringen durch ihr Land zogen, als Betrogener, welche der täuschenden Hoffnung eines fernen Gewinnes wegen das Vaterland verließen. Erst als die Massen sich immer mehr häuften, und die geordneten Heere durch das Land kamen, ließen sich auch viele Deutsche bewegen, das Kreuz zu nehmen.

Kein allgemeiner Oberanführer trat an die Spitze der in den verschiedenen Ländern sich rüstenden Schaaren. Jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen, und durch Reichthum und Ansehen ein Heer zu führen im Stande war, sammelte für sich die Kreuzbrüder, die unter seinem Panier streiten wollten. Unter ihnen ragte besonders hervor Gottfried von Bouillon, der Schwestersohn Gozelo's des Buckligen, Herzogs von Niederlothringen, dessen Güter er ererbt, und dessen Herzogthum er gleichfalls späterhin vom Kaiser Heinrich IV. erhalten hatte. Wie er sich im Kampfe für diesen hervorgethan, ist früher erzählt worden. So berühmt er seiner Tapferkeit wegen war, so beliebt war er wegen seiner Rechtschaffenheit, Leutseligkeit und Frömmigkeit. Mit ihm nahmen seine Brüder, Eustach und Balduin, das Kreuz. Die übrigen Fürsten waren: der oben schon genannte Graf Raimund IV. von Toulouse, ein alter Krieger, der sein Vaterland für immer aufgab, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des heiligen Grabes zu widmen, dabei jedoch weltlichen Dingen keineswegs abgewandt und überdies eigensinnig und heftig war; Herzog Robert von der Normandie (der Sohn Wilhelm's des Eroberers, und Bruder des damaligen Königs von England, Wilhelm's des Rothen), welcher, der beständigen Empörungen und der Widerspenstigkeit seiner Barone müde, seinem Bruder das Land verkaufte und an der Spitze vieler Pilger ins heilige Land zog; Graf Robert von Flandern, ein tapferer Kriegsmann, dem, wie Raimund, sein großer Reichthum erlaubte, unvermögende Kreuzfahrer zu unterstützen; Hugo, Graf

von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich; Stephan, Graf von Blois; und endlich nahmen auch Boemund, Fürst zu Tarent, seinem Vater Robert Guiscard an Tapferkeit, Kriegsgeschick und Verschlagenheit ähnlich, und sein Vetter Tancred, ein kühner, trefflich gesinnter Ritter, den überall das Ungewöhnliche am meisten anzog, an dem Zuge Theil. Manche dieser Herren, z. B. Raimund, Gottfried, Balduin und Tancred, weihten ihr Leben diesem heiligen Kriege und hofften, in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen; vor allen Boemund, den schon die normannische Ueberlieferung anregte, politische Zwecke im Osten zu verfolgen. Nicht Wenige der Fürsten verpfändeten daher einen Theil ihrer Besitzungen im Abendlande; dasselbe thaten auch viele Ritter und Gemeine.

Weislich faßte man den Beschluß, daß nicht Alle denselben Weg ziehen sollten, damit das zahlreiche Volk nicht Einem Lande beschwerlich falle; Constantinopel sollte der allgemeine Sammelplatz der verschiedenen Heere sein. Indem nun die Fürsten rüsteten, dünkte die zum Aufbruch bestimmte Zeit, nach vollbrachter Ernte, Vielen schon zu lang. Peter von Amiens setzte sich bereits im Frühling des Jahres 1096 mit einem Heere in Bewegung, das, ohne regelmäßige Waffen, ohne Geld, selbst ohne Reiterei, theils aus Leibeigenen, theils aus solchen Pilgern bestand, die von den Fürsten abgewiesen waren. Zu ihm gesellte sich ein französischer Ritter, Walther von Pacy oder Pexejo; aber seine Schaaren waren ganz dem Heere Peter's gleich; sie zählten funfzehntausend Mann zu Fuß und nur acht Ritter. Schon in Köln trennte sich Walther von Peter, und führte die Seinen durch Deutschland und Ungarn ohne beträchtliche Unfälle. Als sie nun aber zu den Bulgaren kamen, deren Reich im Norden die Sau und Donau begrenzten und ihnen dort der Verkauf von Lebensmitteln verweigert ward, griffen sie Belgrad an, und plünderten und raubten im Lande umher, bis die erbitterten Bulgaren in großen Schaaren über sie herfielen und Viele erschlugen. Auch der Führer starb bald darauf. Sein Neffe Walther, wegen seiner Dürftigkeit Habenichts (Senzaveir) genannt, überließ die zügellosen Plünderer ihrem Schicksal und zog nur mit den Auserlesensten weiter, bis in die Gegend von Constantinopel, wo der griechische Kaiser Alexius Comnenus sich ihrer annahm.

Peter erfuhr nicht geringeres Ungemach, ehe er mit seinem Nachtrab, der zu viertausend Mann angewachsen war, bis dahin gelangte. Auch er kam glücklich bis an die Grenze von Ungarn; da entstand Argwohn und Haß gegen die Einwohner, Semlin ward von den Pilgern

erstürmt und viertausend seiner Einwohner erschlagen. Dagegen erlitt Peter bei Nissa großen Verlust an Menschen und Gepäck, und büßte alle seine Wagen ein. Endlich vereinigte er sich, kaum dem Hunger entronnen und in einem höchst traurigen Zustande, mit dem Ritter Walther, trat dann den Kaiser Alexius selbst an und bat ihn um Lebensmittel und andere Unterstützung für sein Heer. Diese gewährte der Kaiser, und rieth Peter zugleich, bis zur Ankunft der größeren Heere in Europa zu verweilen, weil er zu schwach zum Kampfe gegen die Türken sei. Aber die Pilger achteten dieser Vorstellungen nicht, sondern baten so dringend um Schiffe, daß sie ihnen endlich geliefert wurden. Damit setzten denn Peter und Walther zu ihrem Verderben nach Bithynien über; denn dort geriethen ihre Schaaren unter einander selbst in Zwist und fielen bei ihren Plünderungen truppweise in die Hände der Seldschucken; diese vernichteten schließlich das ganze Heer, bis auf dreitausend Mann, welche sich nach Constantinopel retteten. Peter war schon früher dorthin zurückgekehrt, Walther hatte in einem Treffen seinen Tod gefunden.

Ein drittes Heer, ungefähr funfzehntausend Mann stark, von einem Deutschen, dem Presbyter Gottschalk, in den Rheingegenden gesammelt und geführt, noch roher und lasterhafter als Peter's Schaaren, fand schon in Ungarn, seiner frechen Räubereien wegen, den Untergang. Ebenso ausschweifend und zügellos durchzog ein vierter in Lothringen gesammelter Haufe, an dessen Spitze der Laienbruder Volkmar stand, die deutschen Länder. Alle diese Kreuzfahrer dehnten den Begriff der Feinde Christi, gegen welche sie streiten sollten, auch auf die Juden aus, und fielen, theils von blindem Religionseifer, theils von Habsucht getrieben, über dieselben her, ermordeten sie aufs grausamste und plünderten ihre Güter; ein Schicksal, welches besonders die in den rheinischen Städten wohnenden Israeliten traf. In Mainz stieß zu jenen lothringischen Schaaren noch Graf Emicho von Leiningen mit einem starken Haufen von gleicher Gesinnung, der an den Gräuelthaten gegen die Juden den thätigsten Antheil nahm. Auch diese Heeresmassen wurden sämmtlich schon in Ungarn entweder niedergehauen oder zur Flucht gezwungen.

So waren denn bis zum Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürsten sich geregt hatte, nach einer mäßigen Berechnung gegen hunderttausend Menschen aus Frankreich und Deutschland fortgezogen, und hatten, ohne das heilige Land auch nur gesehen zu haben, bereits auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, um die Mitte des August 1096, brach Gottfried von Bouillon, dessen Heerfahrt Kaiser Heinrich IV. genehmigt hatte, mit achtzigtausend Fuß=

gängern und zehntausend Reitern auf*). Seine beiden Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland, öffnete sich den Weg durch Ungarn mit Güte, indem er Bündnisse machte und Geiseln gab, und langte ohne Störung in Thracien an. In Philippopolis erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois, der durch Italien gezogen war, an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten und sich nur mit weniger Mannschaft gerettet habe, jetzt aber, obschon er dem Kaiser zu Constantinopel den geforderten Lehnseid geleistet, fast wie ein Gefangener gehalten werde. Alexius Comnenus nämlich erschrak nun doch vor den mächtigen Heeren, die sich über sein Reich ergossen; von seinem Standpunkte aus war er begreiflicherweise mißtrauisch gegen die Absichten der Abendländer; er konnte sich einen einfachen Pilgerzug ohne politische Absichten um so weniger denken, da seine alten Gegner, die Normannen, daran Theil nahmen; er mußte sich vor unberechenbaren Uebergriffen der Kreuzfahrer zu sichern bemüht sein, und versuchte daher auf Grund der Analogie, daß die Byzantiner lange Zeit Abendländer in ihren Heeren gehabt hatten, sie durch das Band der Vasallität an sich zu fesseln. Daß dieses Verfahren auf vielen Seiten heftigem Widerspruch begegnete, war nur zu natürlich; und vielleicht wäre es dem Kaiser zu noch größerem Nachtheil ausgeschlagen, wenn die Abendländer einiger oder weniger eifrig gewesen wären, zu ihrem Ziele zu gelangen. Als Gottfried Hugo's Befreiung durch Vorstellungen nicht erlangen konnte, brauchte er Gewalt, und ließ das Land verheeren. Da lenkten die Griechen anscheinend ein und boten die Hand zur Versöhnung. Es kam zu Unterhandlungen, und Gottfried, der den Frieden wünschte, ließ sich schließlich bewegen, selbst nach Constantinopel zu kommen und ebenfalls den Lehnseid zu schwören. Zugleich erhielt Alexius die geforderte Versicherung, daß er alle die Städte wieder erhalten solle, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hatten, sobald man sie erobert haben würde.

Als Gottfried mit den Seinen in Folge dieser friedlichen Verträge schon nach Asien hinübergeschifft war, kam Boemund mit den italienischen Normannen. Die Absichten dieses ländersüchtigen Fürsten fürchtete Alexius am meisten und mit Recht; Boemund hatte bei dem Kriege

*) Die Zahlen der einzelnen Heere werden verschieden angegeben, so daß es nicht leicht ist, eine bestimmte Angabe darüber zu verbürgen. Anna Comnena spricht bei dieser Gelegenheit nur von 70,000 Mann.

seines Vaters in Griechenland eine wichtige Rolle gespielt, und es schien nur eine Fortsetzung jener kühnen Pläne, wenn er es jetzt unternahm, das byzantinische Reich zu erobern. Auch hatte er in der That Gottfried dafür zu gewinnen gesucht; aber sein Vorschlag fand in der edleren Seele des Herzogs keinen Anklang; ja es gelang diesem vielmehr, Boemund's Haß zu beschwichtigen, und auch ihn zur Eidesleistung zu vermögen. Dasselbe geschah von den später ankommenden Führern. Nur Raimund von Toulouse verstand sich zu keinem andern Eide als dem, gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Dennoch blieb gerade er in der Folge mit den Griechen in den besten Verhältnissen.

Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen; auch Peter stellte sich wieder ein. Bei der Musterung des gesammten unabsehlichen Kreuzheeres wurden angeblich über hunderttausend wohlgerüstete Reiter, größtentheils vom Ritterstande, und dreimal hunderttausend auserlesene Kämpfer zu Fuß gezählt. Rechnet man das ungeheuere Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten u. a. mit, so hätte die gesammte Volkszahl gegen sechsmal hunderttausend Seelen betragen. Einen allgemeinen Anführer über dieses Heer wählte man auch hier nicht; jeder Fürst befehligte seinen Haufen, und es zeigten sich leider bald genug unter den verschiedenen Völkern die gewöhnlichen Reibungen der Eifersucht und des Nationalstolzes.

Die Kreuzritter fanden an den Seldschucken ein eben so tapferes als verschlagenes Volk, das ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machte. Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung von Nicäa. Diese Stadt gehörte zum Reiche Kilidsch Arslan's (d. i. des Schwertlöwen), Suleiman's Sohn, der seit dem Tode Malek Schah's in den inneren Ländern Kleinasien's eine ganz unabhängige Herrschaft, nach der Hauptstadt das Sultanat von Iconium genannt, behauptete. Er hatte Nicäa mit Waffen, Lebensmitteln und Vertheidigern hinlänglich versehen, und hoffte, das einschließende Heer überfallen und vernichten zu können, wurde aber in die Flucht getrieben. So große Schwierigkeiten die Lage und Festigkeit der Stadt den Kreuzfahrern auch entgegenstellten: sie schien ihren tapferen Anstrengungen zuletzt dennoch erliegen zu müssen, als die Griechen Mittel fanden, mit den Einwohnern Unterhandlungen anzuknüpfen, vermöge deren die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben werden sollte. Die Pilger erstaunten, plötzlich die Fahnen der Griechen, die heimlich eingelassen worden waren, von den Mauern wehen zu sehen. So groß ihr Verdruß auch war, sie mußten geschehen lassen, was jetzt, ohne die heftigsten Spaltungen zu erregen, nicht mehr zu ändern stand.

Sie zogen also weiter, in zwei Abtheilungen getrennt. Eine derselben stieß bei Dorylaum auf ein Heer von hundertundfunfzigtausend Türken, welches Kilidsch Arslan versammelt hatte. Die Christen griffen an und glaubten in der Flucht der Feinde schon des Sieges gewiß zu sein; denn sie kannten die Kriegsweise der Türken noch nicht, die, wie alle aus dem hohen Asien stammenden Reitervölker, durch verstellte Flucht ihre Gegner verlockten, und die Ermüdeten dann oft zu unausweichlichem Verderben umstellten; eine Fechtart, mit der einst das denselben Wohnsitzen, derselben nomadischen Lebensweise entsprossene Partherволk den unbezwinglich geachteten Heeren Rom's so furchtbar wurde. Diesem Kampfe erlagen denn auch die Christen; schon hatten sie sich völlig aufgelöst und auf die Flucht begeben, als Herzog Gottfried und Adhemar von Puy an der Spitze der andern Abtheilung zur glücklichen Stunde herbeieilten, und die Schlacht wieder zum Vortheil der Christen lenkten.

Die Kreuzfahrer verfolgten nach diesem theuer errungenen Siege, der ihnen Achtung vor der Tapferkeit der Seldschucken eingeflößt hatte, ihren Weg. In Phrygien, einem ohnehin unfruchtbaren Lande, waren alle Vorräthe fortgeschafft worden; Mangel und unerträgliche Sonnengluth stellten die Geduld der Christen auf harte Proben. Die cilicischen Päsſe wurden umgangen und mit den armenischen Häuptlingen, die in dieser Gegend saßen, Verkehr angeknüpft. Schlimme Folgen drohte die gestörte Einigkeit, da Tancred und Balduin um den Besitz der Stadt Mamistra in blutige Fehde geriethen. Balduin, dem ein Theil der gleichzeitigen Berichte Härte und Stolz zum Vorwurf macht, während umgekehrt von Tancred alles Rühmenswerthe ausgesagt wird, verließ unzufrieden das große Heer, und wandte sich gegen den Euphrat, wo er ungestört Erwerbungen zu machen hoffte. Wirklich gelang es ihm, Edessa zu gewinnen, und hier, der erste unter den Kreuzfahrern, eine Herrschaft zu gründen.

Alle übrigen Kreuzfahrer versammelten sich indeß vor Antiochien, dessen Besitz eben so wichtig war, als seine Lage und Festigkeit die Eroberung schwierig machten. Vor einem Angriff auf die starken Mauern schreckten die Pilger bei der damaligen Unbeholfenheit der Belagerungskunst zurück, und begnügten sich mit einer nicht einmal vollständigen Umlagerung. Monate waren unter unentscheidenden Gefechten vergangen, als der Leichtsinn, mit dem man die reichen Vorräthe der ergiebigen Gegend bis dahin vergeudet hatte, einen furchtbaren Mangel herbeiführte. Die Preise stiegen zu einer unerhörten Höhe; Aermere nährten sich von Leder, Baumrinde und noch widrigeren Dingen oder starben

Hungers; von siebenzigtausend Pferden waren nur noch zweitausend, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Viele Kreuzfahrer erkrankten oder starben; andere, deren Muth durch so große Noth besiegt war, verließen das Lager; unter ihnen selbst der erste Urheber der ganzen Unternehmung, Peter, der indeß auf der Flucht ertappt und wieder zurückgeführt wurde. Doch blieben die Fürsten standhaft und beschlossen in der Belagerung auszuharren. Ein Sieg über einen heranrückenden türkischen Heerhaufen und die Ankunft einer genuesischen Flotte, die neue Pilger und Lebensmittel herbeiführte, belohnten diesen Vorsatz und fachten den erloschenen Muth von neuem an. Als der Frühling (1098) herankam, machte hinreichende Zufuhr dem Mangel ein Ende, und die Krankheiten ließen nach.

Aber noch immer war man in der Belagerung der Stadt nicht weiter gediehen; und nun lief die Kunde ein, Kerboga, dem Barkiarok, Malek Schah's ältester Sohn (1094—1104), die Herrschaft über Mosul und die umliegenden Städte verliehen hatte, verbunden mit vielen anderen seldschuckischen Häuptlingen, nahe an der Spitze eines Heeres von zweimal hunderttausend Bewaffneten. Zum großen Glück für die Belagerer hatte diese Macht drei Wochen mit einer vergeblichen Einschließung Edessa's nutzlos verschwendet. Als das Gerücht von dem Anmarsche der Türken erscholl, wurde Graf Stephan von Blois von solcher Furcht ergriffen, daß er mit viertausend der Seinigen davon ging und nie wiederkehrte. Die Furcht, daß dieses böse Beispiel die schädlichsten Folgen haben könne, bewog die Fürsten jetzt, auf einen Vorschlag Boemund's zu hören, dem sie sonst wohl schwerlich beigepflichtet haben würden. Es hatte Boemund nämlich mit einem Renegaten Pyrrhus (Firuz), dem ein sehr wichtiger Thurm in Antiochien anvertraut war, Unterhandlungen gepflogen, und dieser sich anheischig gemacht, ihm die Stadt zu verrathen. Jetzt, wo die Häupter der Kreuzfahrer in der größten Rathlosigkeit waren, sprach Boemund zu ihnen: „ich weiß einen Mann in der Stadt, der uns den festesten Thurm übergeben will, wenn ihr ihm große Geschenke und Freiheiten bewilligt, mir aber und meinen Nachkommen den Besitz Antiochien's ausschließlich überlasset." Die Größe der Gefahr ließ kein eifersüchtiges Bedenken aufkommen, und Boemund's Forderung ward bewilligt. Alles geschah wie es verabredet war; in einer Nacht erstiegen die Christen den Thurm auf einer Strickleiter, die Pyrrhus selbst befestigte; die Eingelassenen eröffneten sodann ein Thor zum Eingang für die Uebrigen, und am Morgen erblickten die bestürzten Einwohner die blutrothen Paniere der Christen auf den Mauern. Ein furchtbares Ge=

metzel begann; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont, zehntausend sollen unter dem Mordschwerte gefallen sein. So kam Antiochien, nachdem es eine Belagerung von neun Monaten (bis zum 3. Junius 1098) erduldet hatte, in die Hände der Christen.

Es war den Kreuzfahrern bestimmt, alle Drangsale, unter denen sie vor Antiochien geseufzt hatten, innerhalb der Ringmauern desselben zum zweiten Male und in noch höherem Grade zu erleben. Noch hielt sich in der festen Burg eine Besatzung und drohte mit gefährlichen Ausfällen, und schon am dritten Tage nach der Einnahme erschienen Kerboga's zahllose Schaaren und umlagerten die Stadt, in der sich bald eine schreckliche Hungersnoth einstellte. Ihre Wirkungen waren furchtbar; keine Sitte ward mehr geachtet, jede Ordnung löste sich auf. Viele aus dem Volke, ja selbst unter den Vornehmen und Angesehenen, ergriff ein banger Schrecken, daß sie sich zur Nachtzeit an Stricken von der Mauer herabließen (wovon sie den Schimpfnamen Strickläufer davontrugen) und entflohen, ja daß einige sogar zu den Türken übergingen und ihren Glauben abschworen. Und diejenigen, die standhaft ausharrten, hatten außer der furchtbarsten Hungersnoth noch die schwersten Kämpfe zu bestehen, da die Citadelle in den Händen der Türken war; es kam vor, daß mitten im Gedränge ein Fechtender erschöpft zusammensank, einschlief und, wenn ihn kein feindliches Schwert traf, nach dem Erwachen wieder in den Kampf stürzte. Als nun die Meisten wie in dumpfer Verzweiflung Rettung schon für unmöglich hielten, erschien ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus, vor dem Grafen Raimund und erzählte: der Apostel Andreas sei ihm viermal im Traume erschienen, und habe ihm gezeigt, wo in der Kirche des Apostels Petrus die Lanze verborgen sei, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, auch befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Graf Raimund mochte bedenken, welche Begeisterung in dem Volke erwachen könne, wenn es ein sichtbares Zeichen des göttlichen Beistandes zu sehen glaube, und gab den Befehl, daß nachgegraben werden solle. Wirklich brachte Petrus eine Lanze aus der Tiefe, und als die Pilger sie erblickten, zeigten sie sich von einem Muthe beseelt, den die Fürsten nicht verrauchen zu lassen, sondern zu einem kühnen Unternehmen zu benutzen beschlossen. Obschon man nicht mehr als dreihundert taugliche Pferde in der Stadt fand, obschon selbst Herzog Gottfried und Graf Robert von Flandern Pferde leihen mußten, und die geringeren Pilger vom Hunger abgezehrt und halb nackt waren, wurde dennoch ein Ausfall gewagt. Als Kerboga vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der

Bethörten, von denen keiner seinem Schwerte entgehen solle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Uebermüthige auf eiliger Flucht zum Euphrat begriffen, sein Heer zerstreut oder erschlagen. So Großes hatte in den Christen der lebendige Glaube an Gottes unmittelbarem Beistand vermocht. „Gewiß ist, daß die Kämpfe um Antiochien den Höhepunkt alles Heldenthums und aller Leiden bilden, welche den Namen der Kreuzfahrer verewigt haben.“

Antiochien war nun gesichert; doch erhob sich Zwist um den Besitz desselben, da Graf Raimund jener von den Fürsten gegen Boemund eingegangenen Verpflichtung nicht beigestimmt hatte, und die Stadt dem geleisteten Eide gemäß an den griechischen Kaiser zurückgeliefert wissen wollte. Ja es wäre wohl zur blutigen Entscheidung gekommen, wenn das laute Murren des Volkes, welches die Pilgerung nach Jerusalem brennend begehrte, die Hadernden nicht zurückgehalten hätte. „Wenn die Fürsten, so drohte es, Gottes Sache noch länger ihren Angelegenheiten nachsetzen würden, dann werde es seines Theils die Stadt, die Ursache des Zwistes, zerstören, und sich selbst einen Heerführer wählen, der es nach Jerusalem führe.“ Darüber erschraken die Fürsten, und die Masse des Heeres brach auf. Aber auch auf dem fernern Wege fanden die Streitigkeiten stets neue Nahrung; ohnehin war Adhemar von Puy nach den Tagen von Antiochien gestorben und Niemand mehr vorhanden, dem eine gleiche Autorität zur Seite gestanden hätte. Im Mai 1099 ging der Zug zwischen dem Libanon und der Seeküste, von der die Pilger zuweilen durch Schiffe Zufuhr erhielten, fort, und kam so den 6. Juni 1099 über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah. Freudenthränen stürzten den abgezehrten Kriegern bei diesem Anblick aus den Augen; sie fielen auf die Knie, und erhoben Lobgesänge; alle bisher ausgestandenen Leiden waren um dieses Preises willen vergessen.

Kurz vorher hatte Jerusalem seinen Herrn gewechselt. Die Orthokiden waren von den Aegyptern wieder aus der Stadt vertrieben worden. Dies war für die Kreuzfahrer insofern günstig, als die seldschuckischen Fürsten, ohnehin unter sich nicht einig, nun nichts für den Entsatz einer Stadt thaten, die sich in den Händen der von ihnen als religiöse und politische Feinde gehaßten ägyptischen Chalifen befand; ja sie freuten sich, daß es diesen entrissen werden sollte. Indeß war die Stadt bei ihrer sehr festen Lage nicht so leicht eingenommen. Es lag eine Besatzung von vierzigtausend Mann darin, während die Kreuzfahrer, welche sie erobern wollten, nur zwanzigtausend Fußgänger und ein tausend und

fünfhundert Reiter zählten*), und gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich führten. Aber jetzt machte der zurückgekehrte Religionseifer auch den kleinen Haufen unbezwinglich, und das Feldgeschrei: Gott will es! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalem's eben so feurig, als vor drei Jahren auf dem Felde vor Clermont. Viele Kreuzfahrer zerstreuten sich, um Lebensmittel und die in der holzarmen Gegend sehr seltenen Bäume zur Erbauung der Kriegsmaschinen und Sturmleitern zusammen zu suchen. Diese fand man in einem Gehölz nahe bei Bethlehem, und fertigte in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art daraus. Schlimmer war ein furchtbarer Wassermangel. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten versteckte Saracenen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Oft erhoben die Christen unter einander selbst blutige Streitigkeiten darum. Ganze Heerden der Lastthiere starben vor Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Der Hunger vor Antiochia schien den Kreuzfahrern weniger schrecklich als dieser Durst vor der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers, und bald gesellte sich zu solcher Noth auch Mangel an Lebensmitteln.

In dieser äußersten Bedrängniß erschien eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe, und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau des Belagerungszeuges, der dadurch nicht wenig gefördert ward. Da man nun durch einen gefangenen Boten erfuhr, daß in vierzehn Tagen ein großes ägyptisches Heer zum Entsatz Jerusalem's herankommen werde, so wurde am 14. Juli ein allgemeiner Sturm gewagt, den jedoch die Belagerten muthig zurückschlugen. Am folgenden Tage wurden die Mauern mit erneuerter Heftigkeit angegriffen, die äußere gewonnen, die innere aus dem Belagerungsthurme Herzog Gottfried's von diesem und seinen Begleitern zuerst betreten. Die Herabgestiegenen öffneten sogleich ein Thor, und mit dem Geschrei „Gott hilf! Gott will es!" drangen die Wallbrüder in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen. Nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. Ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, erhob sich hier. Viele, nicht zufrieden das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, tödteten sie unter Martern. In Omar's Moschee, wo Tausende von Saracenen Sicherheit

*) So die Angabe des Wilhelm von Tyrus, wogegen andere Berichte den Saracenen noch mehr, den Christen weniger Truppen geben.

gesucht hatten, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, oder, wie es übertreibend heißt, den Pferden bis an das Gebiß reichte, und so lange, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Die Beute, die man dort gefunden, war unermeßlich. Dann wurden auch die Juden verfolgt, in ihre Synagoge getrieben und mit ihr verbrannt. In einzelne kleine Haufen getheilt, stürzten sich die Pilger durch die Straßen. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Von vierzig= oder gar siebzigtausend Einwohnern Jerusalem's blieben nicht so viele am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Nur die kleine Besatzung einer Burg, der Thurm David's genannt, erhielt vom Grafen Raimund freien Abzug. Und dieselben Menschen, welche alle diese scheußlichen Gräuel verübt, zogen, nachdem sie sich vom Blute der Erschlagenen gereinigt, zur Auferstehungskirche hin, warfen sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und dankten Gott mit Freudenthränen und Lobgesängen. Aber auch jene furchtbaren Leichenhaufen dünkten Vielen ein Gott wohlgefälliges Opfer. So nahe berühren sich auf den Fieberhöhen des Wahnes das Gute und das Böse im Menschen, und so leicht kann aus den heiligsten Gefühlen das Teuflische emporkeimen, wenn der Mensch nicht trachtet, es in den betrüglichen Gestalten, unter welchen es sich einzuschleichen sucht, zu erkennen und abzuwehren.

Obwohl das große Ziel, von dem man so lange geträumt, nun wirklich erreicht war: so hatten doch die Kreuzfahrer noch alles zu fürchten von den ihnen im Rücken liegenden Seldschucken und von den Chalifen von Aegypten, ja von der Zwietracht ihrer eigenen Häupter. Darum wurden die Fürsten wenigstens darüber einig, daß Einem von ihnen als Könige die Beschirmung und Verwaltung anzuvertrauen sei. Die Wahl würde, wenn Boemund noch im Heere gewesen wäre, der bis zur Befreiung von Antiochien die bedeutendste Stelle unter den Fürsten eingenommen hatte, wahrscheinlich auf diesen gefallen sein; jetzt trug man sie dem Grafen Raimund an, der sich jedoch der Annahme weigerte und nur erklärte, daß er einem Andern nicht entgegen sein werde. Hierauf erst wurde Gottfried von Bouillon ausersehen, den von da ab die Sage mit einem Glorienscheine umgeben hat. Indeß weigerte sich sein bescheidener Sinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe; er lehnte den königlichen Titel ab, und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes.

Unmittelbar nach seinem Entstehen drohte dem neuen Staate eine

große Gefahr; denn schon im August 1099 nahte sich ein ägyptisches Heer, nach den geringsten Angaben hundert und vierzigtausend Mann stark, um das verlorne Land wieder zu gewinnen. Kaum den siebenten Theil dieser Macht vermochte ihr Gottfried entgegenzustellen; dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit den Sieg in der Schlacht bei Askalon. Leider starb der treffliche Mann schon den 18. August 1100, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin, der zuerst den königlichen Titel annahm.

---

4. Das Königreich Jerusalem.

Schon zwei Jahre nach der Eroberung Jerusalem's, im Jahre 1101, strömten neue Heere von vielen Tausend Pilgern nach dem Morgenlande, die den verwegenen Entschluß faßten, ins Innere von Asien einzudringen, und das Chalifat von Bagdad zu zerstören. Sie fanden aber als Folge ihrer Unvorsichtigkeit und ihres Uebermuths, durch Hunger, Ermattung und das Schwert der Türken in Vorderasien ihren Untergang, und nur traurige Reste kamen zu König Balduin, der bei der bedrängten Lage seines kleinen Reiches mitten unter so zahlreichen Feinden einer tüchtigen Verstärkung dringend bedurft hätte. Zu den äußeren Gefahren kamen innere Zwistigkeiten, und die Macht der Christen in Palästina würde schnell vertilgt worden sein, wenn ihr nicht die Freistaaten Italien's, Pisa, Genua und Venedig, von jetzt an eifrig Hülfe geleistet hätten, weil die Erhaltung fester Punkte an jenen Küsten ihrem Handel außerordentliche Vortheile darbot. Mit ihrer Unterstützung wurden nach und nach die wichtigen Hafenstädte Cäsarea, Akkon (auch Acre und Ptolemais genannt), Tripolis, Berytus und Sidon gewonnen. Balduin I. starb 1118; zum Nachfolger wurde sein Verwandter Balduin von Burg, Graf von Edessa, gewählt, unter dessen Regierung auch Tyrus erobert ward (1124).

Um diese Zeit hatte das Königreich den Punkt seiner höchsten Blüthe erreicht. Der Umfang der christlichen Eroberungen erstreckte sich von Tarsus in Cilicien, wo sich die Grenzen mit den Griechischen berührten, ostwärts bis Edessa, und von hier südlich etwa bis in die Gegend von Gaza. Das eigentliche Reich von Jerusalem ging indeß nördlich nur bis zur Stadt Paneas; dann folgten die Grafschaften Tripolis und Edessa, die in ziemlich loser Lehnsabhängigkeit von dem Könige standen.

Die vierte Hauptmasse dieser Länder wurde durch das Fürstenthum Antiochia gebildet, welches gewöhnlich noch selbständiger als jene war. Die Bevölkerung war sehr gemischt; sie bestand aus den herrschenden Franken oder Lateinern, wie die Abendländer mit einem allgemeinen Namen im Oriente genannt wurden, aus christlichen Syrern, den ehemaligen Unterthanen des griechischen Reiches, aus Juden, Saracenen, Armeniern, und endlich aus den im Libanon ansässigen Maroniten. Die Verfassung wurde auf das Lehnswesen gegründet, und die Verhältnisse überhaupt den idealen und theoretischen Ansichten, wie sie sich bei den Abendländern im Verlaufe der Zeit über Staatsleben und Staatsformen erzeugt hatten, nachgebildet. Nichts historisch Hergebrachtes und Berechtigtes stand der Einrichtung im Wege; man konnte alles einfach, scharf und systematisch durchführen. Der Thron sollte erblich sein; nur wenn es an Nachkommen fehle, sollte die Wahl von Seiten der hohen Geistlichen und unmittelbaren Vasallen des Reiches eintreten. Diese sollten auch in allen wichtigen Dingen so wie bei der Gesetzgebung um Rath und Zustimmung befragt werden. Die unmittelbaren Vasallen, die Barone, bildeten die erste; ihre Lehnsträger, les hommes du royaume, die zweite; und deren Afterlehnsträger, les hommes liges, die dritte Klasse des Lehnsadels. Die Lehen erbten in männlicher und weiblicher Linie. Wie der König zu Gericht saß im obersten Hof (haute cour) über die Barone, so sprachen diese wieder über ihre Vasallen und übten auch alle anderen Hoheitsrechte in ihren Territorien ganz selbständig aus. Die Kirche wurde ebenfalls noch unabhängiger gestellt, als es im Abendlande der Fall war. Ihr Oberhaupt war der Patriarch von Jerusalem; unter ihm lenkten fünf Erzbischöfe und eine Menge von Bischöfen die kirchlichen Angelegenheiten. Unmittelbar waren sie dem Staate gar nicht weiter verpflichtet, und nur bei dringender Gefahr brachten sie eine gewisse Anzahl von Fußgängern (sergens) auf. Für die Städte bestanden als richterliche Behörden Bürgerhöfe (cour des borgés). In diesen führten theils Vicomte des Königs, theils Stellvertreter der Barone, je nach ihrer Lage in königlichen oder in lehnbaren Territorien, den Vorsitz. Die Hafenplätze an der Küste, in welchen die Ansiedlungen der Italiener bald sehr bedeutend wurden, erfreuten sich einer ziemlich großen Selbständigkeit nach Innen und Außen; ja es ward hier, im Orient, fast früher der Grund zur städtischen Freiheit gelegt als in Europa. So finden sich in diesem Colonienreiche des Abendlandes die drei Elemente des damaligen Staatslebens, das Lehnswesen, die Hierarchie und das aufblühende Bürgerthum, neben einander. Aber ihre lose

Verbindung, sowie der jederzeit mit der Feudalität gegebene schwache Zustand der Regierung und Verwaltung, konnte einem kleinen von mächtigen Feinden umringten Lande unmöglich eine lange Dauer versprechen, auch wenn die innere Kraft der herrschenden Stände nicht so schnell, als es wirklich geschah, den verweichlichenden Genüssen Asien's und der Mischung der verschiedenen Nationalitäten erlegen wäre. Aber die bald eintretende Berührung mit dem Islam und ein vertrauterer Umgang mit den Mohammedanern schwächte auch die erhebende Begeisterung christlicher Ideen, welche allein zu nachdrücklichem Widerstand befähigen konnte. Eine Sammlung von Satzungen und Gewohnheiten (Assisses et bons Usages) des Reiches von Jerusalem hat sich erhalten, die Gottfried von Bouillon zugeschrieben werden, aber ohne Zweifel allmählig entstanden sind*).

Die vorzüglichste Stütze des neuen Staates wurden die vom König Balduin II. besonders begünstigten geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, eine sehr merkwürdige Erscheinung, in welcher sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens auf eigenthümliche Weise verband. Zum Orden der Johanniterritter wurde der Grund schon 1048, also lange vor der Eroberung Jerusalem's, gelegt. Kaufleute von Amalfi, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe an der Kirche des heiligen Grabes eine Capelle und dabei ein Kloster zur Aufnahme der Pilger ihrer Nation, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten später Johannes den Täufer zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Gerhard, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges diesem Hospital vorstand, sonderte die Pfleger desselben zuerst von dem Kloster ab, verband sie zu einer eigenen Gesellschaft und gab ihnen die Regel der Augustiner Chorherren, als Ordenskleid aber einen schwarzen, mit einem weißen Kreuz bezeichneten Mantel. Papst Paschalis II. bestätigte dem Hospital alle demselben seit dieser Zeit gemachten reichen Schenkungen, und nahm es in seinen Schutz. Der zweite Vorsteher, Raimund dü Puy, ein Ritter aus dem Delphinat, gab der Gesellschaft eine festere Verfassung und vollständigere Ordensregeln, die Calixtus II. abermals 1120 bestätigte. Der Orden zerfiel nun in drei Abtheilungen. Dienende Brüder verpflegten die kranken Pilger, Priester besorgten die religiösen Bedürfnisse, und Ritter geleiteten einzelne Pilgerschaaren durch die unsicheren Gebiete

*) Die uns aufbewahrte Sammlung scheint aus den Jahren 1170—1180 zu stammen. Vgl. v. Voelderndorff, Die Assissen des Königr. Jerusalem.

der Ungläubigen*). Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in Palästina ansehnliche Geschenke, und selbst die Europäischen Fürsten wiesen ihnen Einkünfte aus liegenden Gründen an. Papst Clemens VI. gab in der Folge dem Vorsteher Hugo von Revel den Titel eines Großmeisters.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von acht Rittern, an deren Spitze Hugo von Pajens und Gottfried von St. Omer oder St. Aldemar standen. Zu den drei großen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügten sie ein viertes: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Balduin II. räumte ihnen einen Flügel seines Palastes zur Wohnung ein, nahe bei dem Platze, wo ehedem der Salomonische Tempel gestanden hatte. Daher der Name der Tempelherren. Auf der Kirchenversammlung zu Troyes (1127) erhielten sie die Bestätigung ihres Ordens, sowie eine Ordensregel, mit deren Abfassung Bernhard von Clairvaux beauftragt ward, und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugen III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die weiße Farbe sollte ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Märtyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen andeuten. Der Großmeister, welcher an der Spitze des Ordens stand, hatte keineswegs unumschränkte Gewalt, sondern es war ihm ein höchster Rath, das Generalcapitel, zur Seite gegeben, dessen Stimmenmehrheit selbst gegen ihn entscheiden konnte. Auch die Tempelritter gelangten durch fromme Schenkungen bald zu großen Reichthümern, besonders in Frankreich. Schon 1144 beliefen sich ihre Besitzungen unter den Namen von Balleien, Comthureien, Prioraten, auf neuntausend. Um das Jahr 1180 hatte der Orden gegen dreihundert Ritter und unzählige dienende Brüder. Nach dem Verluste des gelobten Landes schlug ein großer Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er theils durch innere Verderbniß, theils durch die Eifersucht König Philipp's IV. den Untergang fand, wie an seinem Orte erzählt werden wird.

Wenn Begeisterung und hoher Muth sich in diesen Rittern mit

---

*) Die Einführung dieser dritten Klasse war, nach der Erzählung Einiger, nur eine Nachahmung des Tempelherrenordens, der zuerst dieses neue Beispiel einer Vereinigung des Mönchthums mit dem Ritterthum gab; denn die Johanniter hatten anfangs nur die Pflege der Kranken und Pilgrime zum Zwecke, obwohl auch damals schon Ritter unter ihnen waren. S. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Thl. II. S. 549. Anm. und Wilcke, Geschichte des Ordens der Tempelherren. 2. Aufl. Halle 1860. I, 13.

demüthiger Selbstverläugnung und strengem Gehorsam wunderbar verschlangen: so erzeugte ihnen gegenüber unter den Moslemen eine entsetzliche Schwärmerei, in Verbindung mit noch höher getriebener Entäußerung des eigenen Willens, in der Genossenschaft der Assassinen Blutgier und Frevel. Als Stifter derselben ist Hassan Sabah zu betrachten, der, wie Mahadi Obeidallah, der Gründer der Fatimidischen Dynastie in Aegypten, ein Anhänger der Ismaelitischen Secte, und in die Weisheit des Hauses von Kairo eingedrungen war. Er nahm in dem Koran nur einen allegorischen Sinn an, und erklärte, alle Gebräuche und äußere Handlungen seien für die Eingeweihten werthlos; eine Ueberzeugung, welche bei der sinnlich rohen Natur der Orientalen zur ausgeartetsten Frechheit und zu den wildesten Gräuelthaten führen mußte. Hassan, unter den Seinen als Prophet verehrt, erlitt eben darum von Anderen viele Verfolgungen, bis er sich, kurz vor der Zeit des ersten Kreuzzuges, 1090, der Feste Alamuth in den Gebirgen des alten Parthien's bemächtigte, und hier den Grund zu einer Macht legte, die unter acht Herrschern fortdauerte und sich bis nach Syrien verbreitete. Hier entstand ein zweiter Hauptsitz der Secte. Dem jedesmaligen Haupte derselben, der Alte vom Berge (Scheikh al Dschebal) genannt, leisteten die Assassinen einen Gehorsam, wie er wohl in der ganzen Geschichte ohne Beispiel ist. Ihr Name, welchen mehrere neuere europäische Sprachen zur Bezeichnung eines Mörders aufgenommen haben, lautet im Arabischen Haschischim, und kommt von einer Hanfart, Haschischa, aus der im Orient ein furchtbares Berauschungsmittel gezogen wird. Mit diesem wurden die Assassinen durch ihre Oberen in einen Zustand des glühendsten Sinnenrausches versetzt, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu genießen glaubten, und um sie wieder zu erlangen, Alles unternahmen und Alles wagten. Ward ihnen dieser Lohn verheißen, so verübten sie blindlings jede Mordthat; alle List und die höchste Kühnheit wandten sie auf, das bezeichnete Schlachtopfer sicher zu treffen, und lachten, wenn sie ergriffen wurden, der Martern. Ebenso bereitwillig stießen sie sich selbst den Dolch ins Herz, wenn es ihnen befohlen ward, in demselben Wahne, dadurch sofort zum Paradiese einzugehen. Den Christen und den Sarazenen gleich gefährlich, hielt sich die wild schwärmerische Rotte auf ihren festen Burgen in Syrien fast zwei Jahrhunderte.

Nach dem Tode Balduin's II.*) wurden die Gefahren für die

*) Auf Balduin II. folgte (1131) der Gemahl seiner Tochter Melisende, Fulco von Anjou. Als er im Jahre 1143 starb, war sein ältester Sohn Balduin erst dreizehn Jahre alt.

christlichen Staaten in Asien durch äußere Feinde und innere Zwistigkeit immer dringender. Als ein furchtbarer Gegner trat jetzt Emadeddin Zenki auf, der anfangs durch Sultan Mahmud II. (1118—1152), Barkiarok's Brudersohn, Athabek (Regierungsverweser) in Mosul, dann unabhängiger Herrscher war, ein Fürst eben so thätig, sorgsam und gerecht für seine Unterthanen, als tapfer und listig gegen die Feinde. Er unterwarf sich alle kleineren Herrschaften der Türken vom Tigris bis an die Grenzen des christlichen Königreiches, mit Ausnahme von Damaskus, und eroberte dann während der Minderjährigkeit König Balduin's III. von Jerusalem die Stadt Edessa (1144); eine That, die bei den Muselmännern die höchste Freude erregte, weil Edessa für die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien galt. Die arabischen Dichter preisen daher in begeisterten Gesängen diesen Sieg des Islam über das Evangelium, während die syrischen in Klageliedern den Verlust der heiligen und reichen Stadt betrauerten.*) Zenki wurde zwei Jahre nachher von einem Sklaven ermordet. Die Christen jubelten über den Tod eines solchen Gegners, aber vergeblich; denn Zenki wurde in allen Herrschertalenten, die er besaß, von seinem Sohne Nureddin noch übertroffen. Edessa wurde zwar von den Christen wieder genommen, aber schon am sechsten Tage nachher erschien Nureddin an der Spitze eines Heeres; die Christen waren zur Vertheidigung viel zu schwach, und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören.

5. Kaiser Lothar der Sachse.

(1125—1137.)

Da Heinrich V. keine Söhne hinterließ, und der Mannsstamm der salischen Kaiser mit ihm völlig erlosch, so mußte die Wahl jetzt wieder auf ein neues Geschlecht fallen, wodurch denn mannichfachen Hoffnungen und Bestrebungen ein weiter Spielraum eröffnet wurde. Am sichersten rechnete auf die Krone Herzog **Friedrich von Schwaben** aus dem Hause Hohenstaufen, ein Schwestersohn des verstorbenen Kaisers, und einer der

*) **Wilken** a. a. O. Th. II. S. 728. Es war eine Sage, daß Christus selbst den König von Edessa bekehrt habe.

mächtigsten Fürsten Deutschland's. Sein Oheim selbst schien ihn zum Nachfolger bezeichnet zu haben, da er sterbend alle Höfe, Güter, Burgen und Städte, welche dem fränkischen Geschlecht von Anfang gehört hatten und was unter vier Kaisern dazu gewonnen worden war, den beiden Hohenstaufischen Herzogen als Erbe übergab. Aber gerade dieses nahe Verhältniß zu jenem Kaiserhause, dem Friedrich, wie sein Vater, stets als treuester, thätigster Freund und Verwandter zur Seite gewesen war, erweckte ihm sofort in allen denen Gegner, die aus weltlichen oder kirchlichen Interessen Feinde des fränkischen Herrscherhauses gewesen waren und die nun in den Staufen nicht ohne Grund — wie die Folgezeit lehrte — nur eine Fortsetzung wie des Geschlechts, so auch derselben Sinnes= und Handlungsweise sahen und argwohnten. Namentlich mußte den päpstlich gesinnten Prälaten daran gelegen sein, statt einer der Hierarchie so feindlichen Politik, eine ihr günstigere Richtung auf den Thron zu setzen. Einer solchen konnte man sich fast für versichert halten, wenn es jetzt gelang, die Sachsen, durch alten Stammhaß den Franken entfremdet und unlängst mit dem heiligen Stuhle in der engsten Verbindung, in ihrem Herzog Lothar, der fast fortwährend an der Spitze der Widersacher Heinrich's gestanden hatte, emporzubringen. Wie immer, zeigte sich auch jetzt die Geistlichkeit durch Umsicht und Gewandtheit den weltlichen Fürsten weit überlegen. An ihrer Spitze stand Adalbert, der Erzbischof von Mainz, der nicht nur durch jene allgemeinen Gründe, sondern auch noch persönlich durch die ihm von Heinrich V. zugefügte Schmach zur angestrengtesten Thätigkeit gespornt, und dabei durch seine Stellung als Kanzler des Reiches wesentlich begünstigt wurde. Schon bei Heinrich's Begräbniß zu Speier hatte er seiner Pflicht gemäß das Einladungsschreiben zur Wahlversammlung an die Fürsten auf den Bartholomäustag erlassen. Es ist uns ein Schreiben an den Bischof Otto von Bamberg erhalten, dessen Verfasser wahrscheinlich Adalbert ist, und in dem es hieß: „Wir ermahnen euch, vorzüglich der Unterdrückung eingedenk zu sein, unter welcher alle bisher geseufzt haben, und Gott anzurufen, daß ein König gewählt werde, unter dem Kirche und Reich vom Joche befreit werden, und ihre Rechte behaupten können; wir aber mit dem uns untergebenen Volke der zeitlichen Ruhe genießen mögen." Und es gelang ihm in der That, in Verbindung mit zwei päpstlichen Legaten, die ganze Wahlsache zu leiten. Zwar versammelten sich auch jetzt wieder, wie bei Konrad's II. Wahl, in einem Lager am Rhein, nicht nur die Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte des Reichs, sondern auch so viele Lehnsmannen, daß ihre Zahl sich auf sechzigtausend belau=

sen haben soll. Da aber weder gesetzlich noch herkömmlich feststand, wer zur Wahl des Königs berechtigt sei, so wurden auf Adalbert's Vorschlag aus jedem der vier Hauptvölker, Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen, zehn Häupter ausgelesen, und diesen aufgetragen, die der Krone Würdigsten zu bezeichnen. Sie gaben ihre Stimmen für die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen, und für den Markgrafen Leopold von Oesterreich, neben denen Otto von Freising noch den abwesenden Grafen Karl von Flandern nennt. Lothar und Leopold baten, sie mit der Krone zu verschonen; und als der Erzbischof sie fragte, ob sie dem, welchem die Uebrigen ihre Stimme geben würden, ohne Widerspruch gehorchen wollten, bejahten sie dies ohne Zögerung. Herzog Friedrich, der sich anfangs ganz entfernt gehalten hatte und erst nach jenem vorläufigen Wahlacte aus seinem Lager in der Stadt Mainz erschienen war, merkte die Schlinge, die ihm Adalbert legte, und erwiederte seinerseits: er müsse sich erst mit den Seinen berathen. Sobald er sich entfernt hatte, thaten seine Gegner Alles, sein Betragen in ein gehässiges Licht zu setzen, und bewirkten am folgenden Tage, wiewohl unter großer Unordnung und nicht ohne heftigen Einspruch, die Wahl Lothar's, dessen Weigerung nicht ernstlich gemeint gewesen war. Den anwesenden Legaten des Papstes gelang es, die wenigen widerstrebenden Bischöfe zur Ruhe zureden; mehr Schwierigkeiten mochte es für Adalbert haben, auch den Herzog Heinrich den Schwarzen von Baiern, der der Schwiegervater des Staufen Friedrich war, für Lothar zu gewinnen. Es wird uns nicht berichtet, welche Mittel bei ihm angewandt wurden; daß man ihm aber große Versprechungen machte, scheint aus der später geschlossenen Familienverbindung zwischen seinem Sohne und dem Kaiser hervorzugehen. Als er endlich zugestimmt hatte, brachten die Vertreter der Kirche noch ihre besonderen Forderungen an den Kaiser aufs Reine; erst dann ward Lothar am 30. August förmlich und einstimmig gewählt. Diese Forderungen, die wahrscheinlich sogar urkundlich aufgesetzt wurden, enthielten nichts geringeres, als daß die Kirche völlig frei sein, daß der Kaiser sich alles Einflusses auf die geistlichen Wahlen enthalten, und erst nach der Weihe dem gewählten Bischof die Belehnung mit dem Scepter ertheilen solle. Hiermit gab Lothar im Grunde das kaiserliche Ansehn und die Würde des Reiches ohne Noth preis; und er selbst hat später oft Ursache gehabt, seine Nachgiebigkeit zu bereuen. Dennoch würde man Unrecht thun, wenn man die Gründe zu seinem Verfahren allein in der Selbstsucht und Herrschsucht finden wollte. „Er war wohl so sehr aus innerer Ueberzeugung der Kirche ergeben, daß er ihr den

Vorrang vor der staatlichen Gewalt freiwillig zuerkannte, und hat diese Gesinnung nicht nur in den früheren Kämpfen gegen Heinrich V., sondern auch während seines ganzen nachherigen Lebens bewahrt*)." Freilich nöthigten ihn oft die thatsächlichen Verhältnisse, vornehmlich die um diese Zeit häufig zwiespältigen Bischofswahlen, von dem eingeräumten Principe abzuweichen; so daß ein Zeitgenosse von ihm behaupten kann, er habe mehr versprochen als gehalten. Ob es dem Laufe der deutschen Kaisergeschichte eine andere Wendung gegeben haben würde, wenn er im Sinne der Salier und Staufen nicht in jene Forderungen gewilligt hätte, ist schwer zu ermessen.

Als die Wahl Lothar's verkündet wurde, hatte sich Herzog Friedrich zwar unterworfen, aber Unmuth und Groll, die Krone an den Sachsen gekommen zu sehen, blieben in seinem Herzen, und keine allzu lange Zeit verging, so stand er den alten Feinden wieder mit den Waffen in der Hand gegenüber. Heinrich V. hatte seine durch des Vaters Unglück zerrüttete Hausmacht dadurch gestärkt, daß er Güter und Lehen der wider ihn kämpfenden Fürsten einzog und zur Krone schlug. Mit seinem Erbe war ein großer Theil dieser Besitzungen in die Hände der staufischen Neffen übergegangen. Von wem nun auch die Frage zuerst aufgerührt wurde: Lothar legte 1125 einem Reichstage in Regensburg den Entscheid darüber vor, ob die fraglichen Güter als dem Reiche angehörig oder als Privatbesitz des vorigen Königs zu betrachten seien. Die Fürsten entschieden zu Gunsten des Reiches und sprachen, als Friedrich im folgenden Jahre einer desfallsigen Vorladung nach Straßburg nicht folgte, die Acht über ihn aus; worauf dieser die Herausgabe der Güter um so mehr verweigerte und, nachdem er vernommen hatte, daß ein Feldzug gegen ihn beschlossen sei, die Feindseligkeiten gegen den Kaiser seinerseits eröffnete.

Lothar fühlte sich allein diesem Kampfe nicht gewachsen; doch schien ein günstiger Ausgang fast gewiß, wenn es ihm gelang, zu seiner norddeutschen Macht noch die großen Nebenbuhler der Hohenstaufen in Süddeutschland zu gewinnen, die Zähringer und die Welfen, deren Geschlechter auch im Stammlande der Staufen, in Schwaben, reich begütert waren. Die Ersteren, das alte Geschlecht der Grafen des Breisgaues, waren durch Berthold, dem die Kaiserin Agnes das Herzogthum Kärnthen verliehen hatte, bedeutender als früher hervorgetreten; der Welfen Ansehen und Macht war noch bei weitem länger und fester begründet.

---

*) Jaffé, Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen. Berlin 1843.

Wenn diese Familien schon ihres höheren Alters wegen mit Neid und Eifersucht auf das junge, aber schnell emporstrebende Geschlecht der Hohenstaufen blickten: so hatte noch insbesondere in den langen Kämpfen, welche sie zu Heinrich's IV. Zeit gegen dasselbe geführt hatten, ihr Widerwille reiche und leidenschaftliche Nahrung gefunden. Noch konnte die Zeit nicht vergessen sein, wo Sachsen, Welfen und Zähringer im Bunde gegen jenen Kaiser und die Hohenstaufen gestritten. Zwar hatte sich darauf alles wieder friedlicher gestaltet. Herzog Welf IV. von Baiern war, wie oben erzählt worden, zu Heinrich zurückgetreten (1095), und dieser hatte dafür seinem Sohne Welf V. die Nachfolge in der herzoglichen Würde gesichert. Etwa um dieselbe Zeit (1097) überließ auch Berthold von Zähringen — der Sohn jenes ersten Berthold, der eine Zeit lang Kärnthen inne gehabt — das Herzogthum Schwaben, über dessen Besitz er viele Jahre hindurch zuerst für seinen Schwiegervater, den Gegenkönig Rudolf, dann für dessen Sohn, und endlich, als auch dieser (1092) gestorben, für sich selbst gegen den älteren Friedrich von Hohenstaufen gekämpft, freiwillig diesem Letzteren, und erhielt dafür als Entschädigung die Reichsvogtei über den Landstrich von Zürich bis an die burgundische Grenze. Unter der folgenden Regierung hatten Zähringer wie Welfen dem Kaiser treu gedient. Auf Welf V. (gest. 1120) war sein Bruder Heinrich der Schwarze gefolgt; und als nun Friedrich von Hohenstaufen dessen Tochter Judith heirathete, schien der Zwist beider Häuser durch verwandtschaftliche Bande vergessen und ausgeglichen. Schon dem Adalbert von Mainz war es indeß gelungen, sie wieder zu trennen; und jetzt gelang es dem Kaiser, diese Trennung vollends bis zum Bruche zu erweitern. Heinrich der Schwarze war nämlich im Jahre 1126 gestorben und hatte Baiern seinem Sohne, Heinrich dem Stolzen, einem Fürsten von Kraft und Einsicht, hinterlassen. Diesem bot nunmehr Lothar die Hand seiner Tochter Gertrude, seines einzigen Kindes an; und Heinrich widerstand der Lockung um so weniger, da Judith um diese Zeit starb. Er besaß von seiner Mutter Wulfhilde, einer Tochter des Herzogs Magnus, schon einen Theil der billingischen Güter in Sachsen; jetzt eröffnete sich ihm auch die Aussicht auf die braunschweigischen Lande, welche Lothar's Gemahlin Richenza, eine Enkelin Otto's von Nordheim, sammt den Nordheim'schen dem Könige zugebracht hatte, sowie auf andere Erbgüter desselben; ja noch mehr, bald belehnte ihn Lothar sogar mit dem Herzogthum Sachsen selbst. Entweder übersah der Letztere in seinem Eifer, wie gefährlich dem kaiserlichen Ansehen die Vereinigung zweier mächtigen Herzogthümer unter ein Haupt werden

könne, und daß er gerade durch diesen Schritt eine eben so große, ja noch größere Macht hervorrief, als die war, welche er stürzen wollte; oder es war seine Absicht — und das ist das Wahrscheinlichere — auf diese Weise seinem neuen Eidam den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen, da er selbst ohne männliche Nachkommen war. So kam eine umfassende, auf gemeinsame Interessen, Familienverhältnisse und königliche Gunstbezeugungen fest begründete Vereinigung zu Stande; ihr trat auch Konrad von Zähringen, Berthold's Sohn, bereitwillig bei, als ihm Lothar die Grafschaft Burgund ertheilte; ihre Wucht schien die Gegenpartei erdrücken zu müssen.

Dennoch leisteten die Hohenstaufischen Brüder — Herzog Konrad war eben von einem Zuge nach Palästina zurückgekehrt — tapfern Widerstand. Lothar konnte Nürnberg, welches zu ihnen hielt, nicht einnehmen. Konrad zog nach Italien, und Mailand, die mächtigste und kühnste Stadt der Lombardei, nahm ihn, wie einst den rebellischen Sohn Heinrich's IV., mit Freuden auf; denn von ihm, der ohne Reichsheer kam, war keine strenge Herrschaft, wohl aber Hülfe gegen die Ansprüche des Kaisers zu erwarten. Der dortige Erzbischof Anselm krönte ihn zum König (1128). Da aber andere italienische Städte gerade darum wider Konrad waren, weil Mailand für ihn war, auch Honorius II. durch Aussprechung des Bannfluchs ihn vieler Freunde und Anhänger beraubte: so konnte er in Italien wenig ausrichten und kehrte, nachdem er mehrere Jahre bedeutungslos in Italien zugebracht hatte, 1132 nach Deutschland zurück. Unterdessen wurde die Aufmerksamkeit von Lothar selbst auf die Verhältnisse jenseit der Alpen gelenkt.

Nach Honorius' II. Tode (1130) wurden nämlich von den Parteien zu Rom zwei Päpste aufgestellt, Innocenz II. und Anaklet II. Der Letztere, eines getauften Juden Enkel, hatte den römischen Adel und die Normannen, deren Oberhaupte Roger II.*) er den Titel eines Königs von Sicilien gab oder bestätigte, auf seiner Seite; der Erstere die Partei des noch immer zu Rom befindlichen kaiserlichen Stadtpräfecten. Innocenz mußte weichen. Er ging persönlich nach Frankreich, schickte Gesandte nach Deutschland, und ward von beiden Königen anerkannt; bei Ludwig VI. war dies durch den Einfluß Bernhard's von Clairvaux, bei Lothar durch den Erzbischof Norbert von Magdeburg, den Stifter

*) Er folgte seinem Vater Roger I. im Jahre 1101 in der Herrschaft über Sicilien, und da 1127 das Geschlecht von Robert Guiscard ausstarb, so vereinigte dieser Roger II. Sicilien mit Apulien und Calabrien.

des Prämonstratenserordens, erreicht worden. Lothar ließ ihn zu einer Zusammenkunft nach Lüttich einladen, und glaubte jetzt einen schicklichen Zeitpunkt gefunden zu haben, um die Wiederherstellung der bei seiner Krönung aufgegebenen Rechte in Bezug auf die geistlichen Belehnungen zu erlangen; allein der Papst war trotz seiner eigenen Noth so auf der Hut, und ward von dem beredten Abt Bernhard von Clairvaux so geschickt unterstützt, daß der König seine Hoffnung aufgeben mußte. Offenbar war der Zeitpunkt für den Kaiser der allergünstigste; der Papst irrte umher und hatte den Nebenbuhler Anaklet immer noch zu fürchten. Daß der Kaiser aber seinen Vortheil nicht entschiedener benutzte und von vornherein die Anerkennung des Papstes von der Bewilligung seiner Forderungen abhängig machte, beruhte auf seiner persönlichen Anschauung der Verhältnisse. Der Papst wußte ihn durch Nachgiebigkeit in geringfügigen Dingen, wie in der Anerkennung des Bischofs von Halberstadt, zu gewinnen und erreichte dafür um so Größeres; er vermochte Lothar auch zur Zusage eines Römerzuges.

Dieser wurde 1132 unternommen, lief jedoch nicht eben glänzend ab. Da Lothar mit den beiden Hohenstaufischen Brüdern immer noch im Kriege war, so fehlte seinem Gefolge ein großer Theil der oberdeutschen Ritterschaft, und die Mailänder eröffneten ihm ihre Thore nicht. In der roncalischen Ebene stieß der Papst zu ihm, den er in Rom einführte, ohne doch den Gegenpapst daraus vertreiben zu können. Beide Parteien verschanzten sich gegen einander; aus jeder Kirche und jedem Palaste ward eine Feste gemacht, und auf St. Peter's Zinnen standen Wurfmaschinen. Da die letztere Kirche, so wie die Engelsburg und Trastevere in den Händen der Anakletischen Partei war, so mußte die Kaiserkrönung Lothar's gegen die hergebrachte Sitte in der Lateranischen Kirche vorgenommen werden. Lothar hätte hier zum zweiten Male eine treffliche Gelegenheit gehabt, für die königliche Macht gegenüber der geistlichen große Vortheile zu gewinnen, wenn er als Schiedsrichter zwischen den streitenden Päpsten aufgetreten wäre; auch fehlte es nicht an Anerbietungen von Seiten Anaklet's. Aber er war eben nicht der Mann dazu, die ihm vom Glücke dargebotene Gunst zu benutzen; auch waren die Mittel, über welche er zu gebieten hatte, in der That doch nur gering. Es befanden sich blos 1500 Ritter in seinem Gefolge.

Der Streit über das Mathildische Allode wurde hier so entschieden, daß der Papst dasselbe gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zunächst dem Kaiser und hierauf dem Herzog von Baiern, aber nur auf die Dauer ihres Lebens, zu Lehen übertrug. Dieser Schritt ist vielleicht

der unwürdigste, zu dem sich Lothar bereit finden ließ, und der päpstliche Hof benutzte den Vorgang, um den Kaiser in dem Verhältnisse seines Lehnsmannes erscheinen zu lassen; denn einige Jahre nachher sah man im Lateran ein Gemälde, welches Lothar vor dem Papste knieend und von ihm, nicht etwa bloß die Belehnung über jene Güter, sondern die ganze Krone empfangend vorstellte, mit der Inschrift: Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, recipit quo dante conoram *).

Nach seiner Rückkehr, die Lothar bald nach der Krönung angetreten hatte, setzte er den Krieg gegen die Hohenstaufen mit erneutem Eifer fort. Sein Schwiegersohn Heinrich belagerte Ulm, ihren Hauptwaffenplatz, und legte die Stadt in Asche. Hierauf suchten beide Brüder durch die Kaiserin Richenza den Frieden nach. Auf einem Reichstage zu Bamberg (1135) that Friedrich einen Fußfall vor dem Kaiser, und ein halbes Jahr später entsagte auch Konrad zu Mühlhausen dem Königstitel; und so wurde der neunjährige Streit endlich beigelegt. Die Absicht aber, in welcher der Kaiser ihn unternommen, wurde nicht erreicht; denn die Hohenstaufen gingen ohne wesentliche Verminderung ihrer Macht aus demselben hervor. Beide Brüder erhielten Verzeihung, auch Erlösung aus Reichsacht und Kirchenbann, empfingen den größten Theil der Salischen Erbgüter nur nicht als Alloden, sondern als Lehen, und mußten versprechen, den Kaiser auf einem zweiten Zuge nach Italien, den seine Ehre forderte, zu begleiten. Der Gegenpapst Anaklet hatte nämlich mit Hülfe der Normannen von Neuem sich erhoben und den Innocenz wieder ganz aus Rom vertrieben, worauf sich dieser nach dem stets kaiserlich gesinnten Pisa begeben hatte.

Der zweite Zug Lothar's (1136) ließ sich nun allerdings glänzender an. Die Mailänder öffneten diesmal freiwillig ihre Thore, der Kaiser hielt seinen lombardischen Reichstag auf den Roncalischen Feldern, saß zu Gericht und publicirte am siebenten November ein Edict gegen die Veräußerung von Lehnsgütern ohne Bewilligung des Lehnsherrn. Das Gebiet des widerspenstigen Cremona wurde verheert, Turin und Pavia mußten sich unterwerfen; Piacenza nahm der Kaiser mit stürmender Hand. Jetzt erst, nachdem in Oberitalien Alles unterworfen war, wandte sich Lothar südwärts. In Bologna theilte er das Heer (1137), Heinrich von Baiern ging über den Appennin, eroberte Florenz, ging Rom vorüber, wo sich Anaklet noch hielt, und drang nach Capua und Benevent

---

*) **Radevicus Gesta Frid. I. 10.**

vor, während Lothar selbst am adriatischen Meer hinabzog. Roger's II. Herrschaft in Unteritalien war selbst noch schlecht befestigt; seit seiner Thronbesteigung hatte er mit Aufständen der Barone und Städte, welche in den letzten Jahren von Innocenz und den Pisanern unterstützt worden waren, einen fast ununterbrochenen Krieg zu führen gehabt. Diese Umstände erleichterten den Deutschen die Eroberung. Heinrich vereinigte sich, nachdem er Capua und Benevent genommen und unterworfen, vor Bari wieder mit dem Hauptheer. Auch Melfi und Salerno fielen, und die Pisaner zerstörten ihre Nebenbuhlerin im Handel und Seewesen, Amalfi, so daß diese Stadt sich seitdem niemals wieder zu ihrem alten Glanze hat erheben können. Roger floh nach Sicilien; es schien, als wäre es mit der Herrschaft der Normannen auf dem festen Lande von Italien vorüber. Da erhob sich aber Streit zwischen Innocenz, der keine zu feste Begründung der deutschen Macht in Apulien wünschte, und dem Kaiser, über die Frage, unter wessen Oberhoheit die eroberten Länder stehen sollten. Der Papst behauptete, ihm gebühre die Einsetzung und Belehnung neuer Fürsten von Apulien, wie sein Vorfahr Leo IX. gethan; Lothar machte dagegen die mehrfach errungene Abhängigkeit dieser Länder vom Reiche geltend und erklärte die Lehnsherrlichkeit des heiligen Stuhles für Anmaßung und willkürlichen Eingriff in die kaiserlichen Gerechtsame. Die deutschen Krieger, ohnehin des Feldzugs müde, machten ihrem Unwillen gegen den Papst, die Cardinäle und den Erzbischof von Trier, seinen Günstling, dem sie die Schuld der langen Verzögerung beimaßen, in einem wilden Aufstand Luft. Lothar stillte zwar durch strenges Eingreifen die Empörung, sah sich aber dennoch genöthigt, nach Zurücklassung einiger Mannschaft in den festen Plätzen, den Rückzug nach Deutschland wieder anzutreten. Auf diesem führte er Innocenz II. nochmals nach Rom und konnte so doch die Hauptzwecke des Zuges, Wiedereinsetzung des Papstes und Demüthigung der Normannen für erreicht halten, bis ihn noch in Oberitalien die Botschaft ereilte, Roger habe in Apulien schon wieder große Fortschritte gemacht. Zu diesen Widerwärtigkeiten kam außerdem eine Krankheit, die ihn zu Trient befiel und auf der Reise, zwischen dem Inn und Lech, in einer Hütte des Dorfes Breitenwang, seinem Leben eine Ende machte (3. Dec. 1137). Er hinterließ den Ruhm eines rechtschaffenen und tapfern Mannes, der dem Drucke des Volkes nach Kräften gesteuert habe, wogegen er es unterlassen oder vermieden hatte, das Ansehn des Thrones da, wo es am meisten erschüttert war, in Italien und dem Papste gegenüber wieder herzustellen.

Eine glänzende Seite seiner Regierung ist die weite Ausdehnung

des deutschen Einflusses nach Norden und Nordosten. Magnus von Dänemark mußte von ihm seine Krone zu Lehen nehmen, die Wenden ließen sich das ihnen aufgedrängte Christenthum überall gefallen, König Sobieslaus von Böhmen leistete, nachdem er sich zuerst ihm widersetzt hatte, getreue Lehnsfolge. Die Erfolge gegen die Wenden verdankte er zum großen Theil der richtigen Wahl, wonach er die östlichen Marken besetzte; Holstein ward an Graf Adolf von Schaumburg, Meißen und die Lausitz an Conrad von Wettin, die Nordmark oder die Mark Salzwedel an Albrecht den Bär aus dem Hause Ballenstädt oder Askanien verliehen. Der Letztere eroberte Brandenburg für immer und öffnete mitten im Wendenlande der deutschen Colonisation ein neues Feld.

---

6. Konrad III.

(1138—1152.)

Die zuversichtliche Hoffnung, welche Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, hegte, daß der Thron ihm zufallen würde, wurde vereitelt. Wie einst die beiden letzten fränkischen Kaiser die Hohenstaufen erhoben hatten gegen die widerstrebenden Sachsen, so hatte Lothar eine Stütze gesucht für sein Ansehen und seine Herrscherweise in den Welfen. Aber gerade die allzu hohe Steigerung der Macht dieses Hauses erzeugte dieselbe Furcht vor kraftvoller, durchgreifender Herrschaft, welche früherhin die Fürsten von Friedrich von Schwaben abgewendet. Denn dem Herzog Heinrich waren nunmehr nicht nur sämmtliche Suplinburgische Erbgüter sammt den Vermehrungen Lothar's zugefallen, sondern auch die Mathildischen Territorien; so daß er sich rühmen durfte, von der Nordsee bis zum Mittelmeer zu gebieten. Viele wandten dagegen ihre Augen auf Konrad von Staufen, den minder mächtigen, der in den letzten Jahren der vorigen Regierung durch Milde und Freundlichkeit beliebt geworden war. Selbst Papst Innocenz II., so große Verdienste sich auch Lothar um ihn erworben, wollte dennoch dessen Verwandten die Krone nicht zuwenden; er gab dem Legaten in Deutschland Befehl, für Konrad zu wirken, der keine Besitzungen in drohender Nähe von Rom hatte. Auch diesmal gab ein Geistlicher den weiteren Ausschlag. Der erzbischöfliche Sitz von Mainz war eben durch den Tod Adalbert's erledigt, der neu gewählte Erzbischof Arnold von Köln hatte das Pallium noch nicht

erhalten. So kam Alles auf Albero von Trier an, der ein geborener Franzose und der deutschen Sprache nicht mächtig, einst gegen den Willen Lothar's vom Papste auf seinen Stuhl erhoben worden war und auch auf dem Römerzuge sich eng an Innocenz angeschlossen hatte. Obgleich der allgemeine Wahltag auf Pfingsten (1138) zu Mainz festgesetzt war, brachte Albero doch schon drei Monate zuvor eine Versammlung der Hohenstaufisch Gesinten in Lützelcoblenz, einem Orte an dem linken Moselufer, der Stadt Coblenz gegenüber, zu Stande, weil er befürchten mußte, daß Heinrich in seiner durchgreifenden Weise auf dem allgemeinen Wahltage auch Gewalt nicht scheuen würde, um seine Erhebung durchzusetzen. Es waren außer dem päpstlichen Legaten Dietwin nur der neugewählte Erzbischof von Köln, der Bischof von Worms und die beiden Staufischen Brüder, Friedrich von Schwaben und Konrad, neben Albero zugegen. Hier nun wurde Konrad gewählt (am 7. März) und schnell darauf zu Aachen von dem päpstlichen Legaten gekrönt (13. März). Damit kam die königliche Herrschaft in Deutschland an das Heldengeschlecht der Hohenstaufen, bei welchem sie mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1254 geblieben ist.

Die Wahl war nicht zur bestimmten Zeit, nicht am herkömmlichen Ort, nicht von den Stämmen geschehen; sie war, wie die Lothar's, nur Parteiwahl, aber noch unregelmäßiger, ungesetzlicher und trugvoller als jene. So wie bei diesem dritten Konrad war es einst nicht hergegangen, da Konrad I. und Konrad II. ruhmwürdigen Andenkens durch den gemeinsamen Willen des Deutschen Volkes auf den Thron erhoben wurden. Die Sachsen und die andern Völker, welche nicht bei der Wahl zugegen gewesen, wurden hierauf zu einem Reichstage nach Bamberg (auf Pfingsten) beschieden, um dem neuen Könige die Huldigung zu leisten. Die einzelnen sächsischen und bairischen Fürsten erschienen, selbst die verwittwete Kaiserin Richenza, nicht aber Heinrich. Da er auf einen zweiten Tag nach Regensburg vorgeladen ward, lieferte er indeß die Reichskleinode, in deren Besitz er war, aus, und hoffte, nunmehr in allen seinen Ländern und Würden bestätigt zu werden. Doch bald mußte er das Gegentheil erleben. Denn Konrad begann nun dasselbe Verfahren gegen die Welfen, welches vorhin Lothar gegen ihn und seinen Bruder gerichtet hatte. Seine Regierung ist das Gegenbild und die Wiederholung der früheren, nur der Stand der Parteien ist verwandelt und die Angegriffenen sind jetzt die Angreifenden. Zu Augsburg, wo ein abermaliger Tag angesetzt war, erklärte Konrad, Heinrich's des Stolzen Macht sei für Deutschland's Ruhe zu groß, kein Fürst dürfe nach altem Herkommen

zwei Herzogthümer zugleich besitzen, und der König werde entscheiden, wem das Herzogthum Sachsen zustehe, auf welches Albrecht der Bär Ansprüche machte. Indeß war das bewaffnete Gefolge, mit welchem Herzog Heinrich herbeigekommen war, so groß, daß Konrad sich in Augsburg nicht länger sicher glaubte, sondern nach Würzburg ging, wo er die Acht über ihn aussprach, im Beisein weniger Fürsten, ohne daß Heinrich gehört wurde, mit noch größerer Verletzung der Formen, als vordem Friedrich von Schwaben verurtheilt worden war. Konrad unterließ so wenig als Lothar, sich durch Bundesgenossen zu stärken. Graf Otto von Ballenstädt, Albrecht's Vater, hatte des Herzogs Magnus von Sachsen andere Tochter Eilike*) geheirathet und war durch diese in den Besitz der Hälfte der Billingschen Stammgüter gekommen, wie Heinrich durch seine Abkunft von Wulfhilde in den der andern Hälfte. Nach Magnus' Tode hatte er von Heinrich V. das Herzogthum Sachsen davon zu tragen vermeint. Aber seine Hoffnung wurde nicht erfüllt, ebenso wenig wie die seines Sohnes Albrecht, des späteren Markgrafen der Nordmark, als er nach Lothar's Erhebung die Belehnung mit Sachsen für sich erwartete. Jetzt endlich glaubte dieser sein Recht geltend machen zu können und war schon den Sachsen ins Land gefallen, als ihm Konrad zu Goslar das Herzogthum wirklich ertheilte. Darauf wurde Heinrichen auch das Herzogthum Baiern abgesprochen, welches der König seinem mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold IV.**) von Oesterreich, gab. Damit begann denn der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen***) zum dritten Male, ein Kampf, der für das Schicksal von ganz Deutschland höchst folgenreich wurde.

Der allgemeine Neid gegen den mächtigen Heinrich erleichterte das Verfahren gegen ihn, und die bairischen Großen, bei welchen der Herzog wegen seiner durchgreifenden Herrschaft eben nicht beliebt war, fielen ohne Bedenken von ihm ab. Leopold eroberte Regensburg, durchzog das Land und unterwarf Alles mit leichter Mühe. Heinrich entfloh mit nur vier Begleitern nach Sachsen. Hier fand er größere Treue, Albrecht

---

*) Ob Eilike oder Wulfhilde die ältere der beiden Schwestern gewesen, ist bei dem Schwanken der Berichte nicht mehr festzustellen.

**) Agnes, Tochter Heinrich's IV. und Wittwe Friedrich's von Hohenstaufen, des ersten Herzogs von Schwaben, hatte 1106 Leopold III. Markgrafen von Oesterreich geheirathet.

***) Diese wurden auch Ghibellinen genannt, angeblich nach der italienischen Verstümmelung des Namens Waiblingen, eines Schlosses der Hohenstaufen in Schwaben.

wurde verjagt und selbst seine Erbgüter verwüstet. Da zog der König herbei mit Heeresmacht und lagerte an der Fulda, Heinrich stand mit seinem Kriegsvolk an der Werra. Indessen gelang es Albero von Trier, einen Stillstand zu vermitteln und Heinrich starb noch im Laufe desselben eines plötzlichen Todes (20. Oct. 1139). Indeß machte dies Ereigniß dem Kampfe doch kein Ende. Heinrich hinterließ einen zehnjährigen Sohn, wie er selbst Heinrich genannt; für diesen vertheidigte Gertrud, seine Mutter, und Richenza, seine Großmutter, Frauen von Geist und Kraft und hoch angesehen bei den Sachsen, das Herzogthum. In Baiern erhob Welf VI. von Altorf, Heinrich des Stolzen Bruder, Ansprüche auf die Erbfolge und focht glücklich gegen Leopold. Konrad kam wieder nach Franken herauf und belagerte Weinsberg in Schwaben über vier Wochen lang, als Welf mitten im Winter (1140, 21. Dec.) zum Entsatz der Stadt heranrückte. Hie Welf! Hie Waiblingen! begegnete sich der Schlachtruf *). Der König gewann das Treffen, und als die Stadt sich nun ergeben mußte, wurde nur den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, die Gnade bewilligt, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Weiber ihre Männer, die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern, und zogen hinaus. Des Königs Bruder, Friedrich, wollte dies hindern, allein Konrad hielt sein Versprechen; ein königlich Wort, sagte er, dürfe nicht gebrochen werden.

Leopold IV. starb im nächsten Jahre, und Konrad belehnte den Bruder des Verstorbenen, Heinrich (welcher in der Geschichte von der Betheuerung, die er stets im Munde führte, den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt), mit dem Herzogthume Baiern. Aber des langwierigen Kampfes müde, beförderte er zugleich die Heirath dieses Heinrich mit Gertrud, Heinrich's des Stolzen Wittwe, welche sich dadurch zur Verzichtleistung auf Baiern bewegen ließ (1142). Dagegen ertheilte der König dem Knaben Heinrich, Gertrudens Sohn, Sachsen wieder; und Albrecht der Bär mußte sich mit der Trennung seiner Markgrafschaft von der Sächsischen Hoheit und der Aussicht, seine Herrschaft unter den Slaven auszubreiten, begnügen. So hatte Konrad denn schon nach vier Jahren gegen das feindliche Haus weit mehr erreicht, als vormals Lothar in neun Jahren gegen das seinige, wenn auch Welf VI. den Krieg um

*) Es soll derselbe hier zum ersten Male gehört sein, — eine Annahme, die jedoch jetzt mit Grund bestritten wird. S. Jaffé, Geschichte Konrad's III. S. 35. N. 22.

Baiern gegen Heinrich Jasomirgott noch unermüdet fortsetzte. Das Königreich Arelat freilich ging um diese Zeit für den deutschen Einfluß verloren, als Raimund Berengar dort zur Herrschaft gelangte, und auch das Lehnsverhältniß von Böhmen ward lockerer.

In Italien war unterdeß Anaklet II. gestorben (1138), und Innocenz hatte nach einem vergeblichen Versuche, sich mit Roger von Sicilien durch die Entscheidung der Waffen auseinanderzusetzen, bei welchem er selbst gefangen genommen war, auch seine Königswürde anerkannt. Gerade damals bereiteten sich tiefgreifende Bewegungen in Rom selbst vor, die auf nichts Geringeres hinausgingen als darauf, der Kirche alle weltliche Macht zu entziehen. Ursachen aus der Nähe wie aus der Ferne wirkten hier zusammen. Die Kirchenspaltung zwischen Innocenz und Anaklet hatte verderblich auf die Geistlichkeit, zumal in Rom, gewirkt; ihre Hoffahrt und Weltlichkeit, Bestechlichkeit und Unfrömmigkeit ward selbst von den treuesten Anhängern der Kirche bitter getadelt. Und gerade jetzt war in Frankreich der große Peter Abälard, der Schöpfer des christlichen Rationalismus, aufgetreten, der zuerst die Vernunft neben dem Glauben zu ihrem Rechte brachte, und dessen Schüler seine Verweisungen auf die Schrift und die ersten Kirchenväter nach allen Richtungen der abendländischen Kirche verbreiteten. In Italien, und am meisten in Rom selbst, lag es nahe, mit der apostolischen Zeit, auf die von den Anhängern wie von den Gegnern Abälard's zurückgegangen wurde, die Gegenwart in ihrer Praxis zusammenzuhalten; ein Vergleich, der ganz natürlich zu Ungunsten des augenblicklichen Zustandes ausfiel. Man ging weiter und bestritt die Schenkung des Kaisers Constantin an den römischen Bischof; man folgerte, daß Papst und Geistlichkeit zu weltlichem Besitze schlechterdings nicht berechtigt seien. Gedanken an Rom's einstige Größe setzten sich hiermit in Verbindung; man berauschte sich an den Erinnerungen des Alterthums und kam auf den seltsamen Einfall, daß man den alten Freistaat Rom wiederherstellen könne. Geweckt und angeregt wurden diese Ideen zuerst durch die Predigten eines merkwürdigen Mannes, des Arnold von Brescia. Einer der eifrigsten Schüler Abälard's, hatte er den Gedanken von der Trennung geistlicher Würde und irdischer Gewalt, zu dem der große Lehrer selbst kaum gelangt war, insbesondere ausgebildet. Geistige Schärfe, hervorragende Beredtsamkeit, unerschrockene Strenge der Schlußfolgerung, die die Menge um so mehr anzuziehen pflegt, je mehr sie unerreichbare Ziele verfolgt, vor Allem der Ruf tadellosesten Wandels, den selbst seine heftigsten Widersacher, wie der heilige Bernhard, nicht anzufechten wagten, unterstützten

ihn und machten ihn zu einem wahren Volksprediger. Er hielt das Bild, das ihm von der Wirksamkeit der Apostel aus der ersten christlichen Zeit vorschwebte, dem weltlichen Treiben der Geistlichen seines Jahrhunderts entgegen; und wenn Gregor VII. der Verweltlichung derselben dadurch abzuhelfen gesucht hatte, daß er alle Verbindung zwischen Kirche und Staat abschnitt, so meinte Arnold den Grund des Uebels, das ungeachtet der Gregorianischen Reformen nicht abgestellt war, deutlicher zu sehen und glaubte es an seiner Wurzel angreifen zu müssen. Alle Reichthümer der Kirche, aller Güterbesitz, alle Hoheitsrechte sollen aufgegeben werden — so predigte er; sie entfernen die Geistlichen von ihrem Beruf, hindern die Reinheit ihres Wandels, verlocken sie zu Lastern und Sünden, geben ihnen dem Christenthum fremde Interessen. Es soll hinfort kein Geistlicher Eigenthum, kein Bischof Lehen besitzen, alles irdische Gut gehört den Fürsten und den Leuten dieser Welt. Von den Opfern und Zehnten der Gläubigen lebt die gereinigte Kirche Christi. Es war das eine ganz neue Ansicht von der Stellung der Kirche; sie sollte nur die innere und geistige Herrschaft des Christenthums über die Welt haben, nicht auch jene äußere, auf Besitzthümer, Rechte, feste Ordnung, unabhängige Stellung der Glieder und des Oberhaupts gegründete, welche Gregor zu vollenden getrachtet hatte.

Arnold fand einen guten und empfänglichen Boden für seine Lehre in Oberitalien, wo er zuerst auftrat. Den lombardischen Städten, welchen hauptsächlich bischöfliche Rechte im Wege standen, konnte nichts erwünschter sein, als die Erklärung, daß ein Geistlicher nur unbefugt politische Rechte besitzen könne. Und jener andere Punkt der Lehren Arnold's enthielt fast noch gewichtigere Momente für die unmittelbare Entwickelung der Verhältnisse in Italien. Da er die Stadtgemeinden mit den Republiken des Alterthums verglich, auch die Lombarden durch seine Ansicht von der Kirche eine theoretische Rechtfertigung für langjährige Bemühungen empfingen: so sahen diese jetzt plötzlich ein glänzendes Ideal für ein noch nicht zum Bewußtsein gekommenes Streben lebendig vor ihren Blicken.

Auf einer großen Synode, welche 1139 im Lateran zusammentrat, war Arnold angeklagt worden. Er entwich über die Alpen nach Zürich. Aber seine Worte waren bis nach Rom gedrungen. Das Volk hielt eine große Versammlung auf dem Kapitol, erwählte einen Senat, dem es einen Patricius in der Person Jordan's, eines Bruders des verstorbenen Gegenpapstes Anaklet, zur Seite setzte, und kündigte dem Papste an, daß seine Herrschaft über die Stadt zu Ende sei. Innocenz II. und Cölestin, sein Nachfolger, starben unter diesen Unruhen (1143). Von Lucius II.

verlangten die Republikaner Uebergabe aller Güter, Einnahmen und weltlichen Rechte an den erwählten Patricius. Mit bewaffneten Haufen stürmte der Papst das Kapitol. Er wurde zurückgeschlagen und starb an seinen Wunden. Arnold kam darauf selbst nach Rom und trat an die Spitze der Volkspartei. Vollständig sollte die alte Verfassung wiederhergestellt werden. Zwei Consuln sollten als leitende Behörde dem Staate vorstehen; der Senat hundert Mitglieder zählen. Ebenso sollte der Ritterstand und die Volksmacht neu begründet werden. Der nach Lucius gewählte Eugen III. (1145) mußte vor dem großen Eifer der Römer für die Republik nach Frankreich entweichen. Jene aber schrieben nun dem König Konrad: sie hätten die Päpste, diese ärgsten Feinde aller Kaiser, aus Rom vertrieben; er möge kommen, und in der Hauptstadt der Welt freier herrschen als irgend einer seiner Vorfahren. Es ist sehr bemerkenswerth, daß in dem neuen Staatsgebäude dem Kaiser die oberste Spitze zugedacht war, daß auch die Ernennung der Päpste ganz in seine Hand gelegt werden sollte, obwohl seine Herrschaft in Rom selbst wieder durch Senat und Volk beschränkt wurde. Allein das ganze Gebilde paßte wenig zu den übrigen Institutionen der Zeit, und Konrad kannte den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit des römischen Volkes zu gut, als daß er lockenden Schmeichelworten Gehör gegeben hätte. Dagegen ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bewegen, der weder rühmlich noch glücklich für ihn endete.

---

7. Der heilige Bernhard.

(Geb. 1091, gest. 1153.)

Als die Kunde von dem traurigen Falle Edessa's in die Abendländer drang, verbreitete sie große Bestürzung, und machte die Begierde, in das heilige Land zu ziehen, von Neuem rege. Zur That trieb diese Begeisterung der berühmteste aller damals lebenden Geistlichen, der heilige Bernhard. Dieser, zu Fontaines in Burgund unweit Dijon aus einem alten adeligen Geschlechte geboren, hatte einen lebendigen, feurigen Geist, zugleich aber eine tiefeingepflanzte Liebe zum einsamen, betrachtenden Leben, welche ihn den Mönchsstand mit großem Eifer ergreifen ließ. Er begnügte sich aber nicht, diesen Vorsatz für sich selber auszuführen, sondern suchte auch Freunden und Verwandten, so viel er konnte, seine

Neigung mitzutheilen und seine Ueberredung riß Viele mit fort. Es erregte Aufsehen, eine große Anzahl junger und alter Männer durch die Beredtsamkeit und Kraft eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings zur Entsagung von Gut, Ehre und Familie entschlossen zu sehen. Bernhard wählte keines der reichen und berühmten Klöster, wie das zu Cluny, dessen Aebte von Päpsten und Kaisern hochgeehrt wurden, sondern ein armseliges, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und außerordentliche Strenge die Meisten abschreckte, das Kloster Cistercium (Citeaux) in einer wilden Einöde im Herzogthum Burgund. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts hier erwarb er sich Aufmerksamkeit und Bewunderung durch seine mit Zurückziehung in sich selbst verbundene Thätigkeit, wie durch die Gewalt, mit der er seine sinnliche Natur beherrschte. Sein Ruf zog bald Mehrere nach Citeaux hin, das Kloster vermochte die vergrößerte Zahl der Mönche nicht mehr zu fassen, und es wurden noch andere angelegt, unter ihnen das in kurzer Zeit weitberühmte von Claravallis (Clairvaux), zu dessen Abt Bernhard ernannt wurde (1115). Er war schon von Natur zart und hinfällig; nun hatte vollends das strenge Leben seinen Körper so abgezehrt, daß er eher einem Todten glich als einem Lebenden; Kaiser Konrad mußte ihn in Frankfurt aus dem lebensgefährlichen Gedränge einer Kirche auf eigenen Armen hinaustragen. Dennoch war seine Thätigkeit nicht zu ermüden. Lesen und Forschen in der heiligen Schrift war für ihn die Hauptbeschäftigung *), wenn er auch sonst freudig und demüthig an geringen Handarbeiten Theil nahm. Sein Geist und sein Beispiel beseelte das ganze Kloster. „Es war," sagt ein Zeitgenosse, „ein öder Platz zwischen finsteren Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig sein durfte, jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, von anderen als von heiligen Dingen hier zu reden."

Schon bei Bernhard's Leben verbreitete die große Verehrung für

*) Ueber das Studium der Wissenschaften äußert er in den Homilien über das Hohelied Salomo's, seinem berühmtesten Werke: sunt qui scire volunt, eo tantum fine, ut sciant, et hoc est inutilis curiositas; alii ut sciantur, et hoc est superba vanitas, alii, ut scientiam vendant pecunia vel inde panem lucrentur, et hoc est turpis quaestus — tu autem disce et ut aedificeris et ut aedifices; illud religio est, hoc charitas.

ihn den Glauben, daß er Wunder thue, und in ihm selbst war die Zuversicht lebendig, es würde für das, was er zu großen und heiligen Zwecken wolle, Wunderbares geschehen. Aus den verschiedensten Ständen eilten Leute herbei, Bernhard zu sehen, seinen Rath und seine Belehrungen zu vernehmen; auch die stürmische Gewalt kriegerischer Ritter beugte sich vor der Uebermacht des Geistes, die sich ihnen hier in unscheinbarer Hülle entgegenstellte. Mit den Angesehensten des geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich stand Bernhard in Verbindung, an den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche nahm er thätigen Antheil, redete gegen Unordnungen, herrschende Laster und Mißbräuche unter den Geistlichen mit strafendem, rücksichtslosem Ernste. Für Unterdrückte und Leidende verwandte er sich bei den Großen durch Fürbitten und ernste Rüge des ihnen geschehenen Unrechts; die Unabhängigkeit der Kirche vertheidigte er gegen Monarchen, und scheute auch gegen Päpste freimüthigen Widerspruch nicht, wo diese der Wohlfahrt des Ganzen zuwider handelten*). In dem Streite zwischen den Päpsten Anaklet und Innocenz war er die vorzüglichste Stütze des Letztern. Seine Beredtsamkeit verschaffte Innocenz Anerkennung auf einer Versammlung der Bischöfe, welche König Ludwig VI. von Frankreich zur Entscheidung dieser Frage veranstaltet hatte. Er begleitete den Papst nach Lüttich zu König Lothar, dann nach Rom, und kämpfte überall für dessen Sache. Auf sein Wort horchte die Bevölkerung des gesammten Abendlandes; seine Briefe, die sich durch Zierlichkeit des Stiles wie durch Genauigkeit der Bilder auszeichnen, gingen durch alle Länder; Papst Eugen III. bekannte seine unbedingte Ehrfurcht vor ihm. Aber er war nicht allein für seine Zeitgenossen eine der angesehensten und verehrungswürdigsten Persönlichkeiten; seine Bedeutsamkeit reicht weiter, sie ist geradezu welthistorisch. Denn „zwischen Gregor VII. und Innocenz III. darf er allein als der einzig ebenbürtige Beförderer der katholischen Kirche genannt werden. Nicht nur, daß er sie gegen äußere Angriffe und innere Spaltungen vertheidigte, daß er dem Verfall der Askese steuerte, indem er den verweichlichten Cluniacensern die Ordnung von Citeaux und Clairvaux entgegensetzte; er hat sie auch weiter fortgebildet, indem er nicht einen Vernichtungskampf gegen Cultur und Politik versuchte, sondern die Gegner auf eigenem Felde zu schlagen bemüht war, indem er die kirchliche Philosophie pflegte, bis sie den Angriffen der Scholastik gewachsen war"**).

---

*) Neander, der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Abschnitt I.

**) Vgl. v. Sybel, Ueber den zweiten Kreuzzug in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Bd. IV. 204.

Die Briefe, in welchen der König und die Barone Jerusalem's ihre Bedrängniß nach dem Verluste von Edessa schilderten, drückten ein besonders großes Vertrauen auf die bewundernswürdige Tapferkeit der französischen Ritter aus, und erweckten bei diesen große Bereitwilligkeit, solchen Erwartungen zu entsprechen. Manche, deren Gewissen von Sündenschuld geängstigt wurde, beschlossen, es durch tapfern Kampf für die Sache Gottes davon zu reinigen. Zu diesen gehörte auch König Ludwig VII. von Frankreich. Er hatte einige Zeit vorher seinen Vasallen, den Grafen Thibaut von Champagne und Blois, Bruder des Königs Stephan von England (s. unten), bekriegt, und Vitry mit Sturm erobert; da war von seinen Kriegern eine Kirche angezündet worden, in welcher die Flammen dreizehnhundert Menschen verzehrten. Hierüber machte er sich heftige Vorwürfe und ergriff gern die Gelegenheit, diesen Frevel durch einen Zug ins heilige Land abzubüßen. Bernhard wurde um Rath gefragt, wollte aber ohne den Papst nicht entscheiden. Eugen III. antwortete beifällig, und gab Bernhard den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Man kann denken, mit welchem Eifer dieser einen solchen Beruf ergriff, mit welchem Nachdruck er ihn zu erfüllen strebte. Auf einer überaus zahlreich besuchten Versammlung zu Vezelay (um Ostern 1146) nahm König Ludwig das Kreuz, mit ihm seine Gemahlin, sein Bruder, viele Grafen, Bischöfe und Edle. Bernhard mußte die Kreuze viel mehr ausstreuen als austheilen, und da die vorhandenen nicht hinreichten, zerschnitt er seine eigenen Kleider zu Kreuzeszeichen. Durch ganz Frankreich fuhr nach funfzig Jahren das alte „Gott will es!" abermals wie ein Lauffeuer, und Bernhard konnte bald dem Papste von der gesegneten Wirkung seiner Predigten Bericht erstatten. Zugleich ermahnte er die Deutschen in kräftigen und dringenden Briefen, nicht zurückzubleiben.

Unter diesen trat in den Rheingegenden ein Mönch, Rudolf, als Kreuzprediger auf. Er entflammte die Wuth des Volkes wider die Juden, von denen viele mit schrecklichen Grausamkeiten ermordet wurden, bis König Konrad und die rheinischen Erzbischöfe, Arnold von Köln und Heinrich von Mainz, dem Unwesen Einhalt thaten. Bernhard äußerte sich in einem Briefe an den Erzbischof Heinrich mit heftigem Unwillen darüber. „Siegt die Kirche, schrieb er, nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie sie täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie sie alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Soll vergeblich sein jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum

Licht der Wahrheit erheben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen werden, würde es überflüssig und vergeblich scheinen, für sie zu beten." In Frankreich ward ein ähnlicher Sturm durch die Bemühungen des Abtes Peter von Cluny beschwichtigt *).

König Konrad III., der, wie oben erwähnt, schon früher einmal in Palästina gewesen war, zeigte nicht viel Verlangen zu einer zweiten Kreuzfahrt. Bernhard kam nach Deutschland, doch auch seinen persönlichen Vorstellungen schien es anfangs bei dem Könige nicht gelingen zu wollen. Als er aber zu Speier nach der Messe plötzlich eine ergreifende Anrede an Konrad hielt, von den Wohlthaten sprach, welche er von Gott empfangen, Güter und Reichthum und die höchste weltliche Herrschaft und schöne Gaben der Seele und des Leibes, und die er nun nicht vergelten wolle; als er ihn an das jüngste Gericht erinnerte und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde: da rief der fromme König mit weinenden Augen aus: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Sogleich bezeichnete ihn Bernhard mit dem Kreuz, und überreichte ihm eine Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Konrad's Beispiel entflammte viele deutsche Fürsten und Herren, selbst seinen alten Gegner Welf VI., und den Kern der deutschen Jugend, ihm nach dem heiligen Lande zu folgen.

---

8. Der zweite Kreuzzug.

(1147 — 1149.)

Im Frühling des Jahres 1147 verließ das deutsche Heer stattlich und zahlreich (es zählte allein siebzigtausend schwer geharnischte Reiter ohne die leicht bewaffneten und das Fußvolk) die Heimath, und zog durch Ungarn und das griechische Reich. Hier erhoben sich alsbald die früheren Streitigkeiten; die Griechen, welche erfahren hatten, daß auch die

---

*) Dieser gab dem Könige Ludwig freilich den schlimmen Rath, welchen die Fürsten der späteren Zeit nur zu oft befolgt haben, ihnen das Leben gegen Herausgabe der Güter zu lassen: **reservetur eis vita, auferatur pecunia.**

Ankunft des apulischen Königs Roger zu erwarten stehe, ihres hartnäckigsten Feindes, gegen den früher Kaiser Emanuel sich mit Konrad verbunden hatte, und der seine Theilnahme am Kreuzzuge in der That gleichfalls zugesagt, trauten den Pilgern böse Absichten zu, übervortheilten sie bei dem Verkaufe der Lebensmittel, und suchten ihnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, während die Deutschen mit Gewalt nahmen, was ihnen zu theuer schien, oder wozu das Geld ihnen gänzlich fehlte. Nach manchen Zwistigkeiten und blutigen Händeln wurde das Heer nach Asien übergeschifft. Dort entstand Streit, ob man den kürzern aber gefährlichern Weg über Iconium, oder den längern aber sicherern längs der Meeresküste einschlagen solle. Konrad wählte das Erstere. Bald fanden die Deutschen Ursache, hier ebenso über den bösen Willen der Griechen zu klagen, als in Europa. In die Städte ließ man sie nicht ein; Lebensmittel wurden entweder gar nicht geliefert, oder für vieles Geld von den Mauern an Stricken herabgelassen, und erst nachdem das Geld hinaufgezogen war; ja manche ließen trüglich das Seil, wenn sie das Geld oder Silber empfangen hatten, gar nicht wieder hinunter, und spotteten der lauten Klagen, in welche die Hungrigen ausbrachen. Sie reichten auch wohl Speisen hinab, die aus Mehl und Kalk bereitet waren, und deren Genuß den gierigen Empfängern den Tod brachte. Immer tiefer kam man in das Land, aber Iconium wollte sich nicht zeigen, und die Pilger wurden erbittert über die griechischen Wegweiser. Doch wie groß war ihr Schrecken, als diese an einem Morgen gänzlich verschwunden waren! Sie hatten die Deutschen an einen Ort geführt, wo sie den Seldschucken in die Hände fallen mußten, von denen sie gewonnen sein mochten. Noch berathschlagte man, wie aus der wüsten, wasserlosen Einöde, in der man sich befand, herauszukommen sein möchte, als sich die zahllosen Schwärme der türkischen Reiter zeigten. Diese konnten hier alle Vortheile ihrer bekannten Fechtart im vollen Maße geltend machen. In wenigen Tagen war das deutsche Heer den unaufhörlichen Angriffen der rüstigen und leichtbeweglichen Feinde fast gänzlich erlegen; kaum der zehnte Theil entrann, unter ihnen König Konrad, der sich nach Nicäa begab, wo er den König Ludwig mit seinen Schaaren erwartete. Es war bei der Stimmung der Griechen natürlich, daß sie den Geschlagenen, seiner Kriegsmacht Beraubten weit lieber sahen, als den Führer zahlreicher Schaaren wider den gemeinsamen, unversöhnlichen Feind.

Indeß ging es den Franzosen nicht besser. Sie hatten, an sechzigtausend Mann stark, denselben Weg, den die Deutschen genommen, nach Griechenland eingeschlagen und dort ungefähr mit den nämlichen Schwie-

rigkeiten zu kämpfen. In der Gegend von Nicäa stießen sie auf die Trümmer des geschlagenen deutschen Heeres, und um ähnliche Gefahren zu vermeiden, schlug Ludwig die Straße über Smyrna nach Ephesus ein; die Deutschen mit ihm. Kaum hatten sie den Mäander überschritten, so erschienen die Türken, die bald einen Theil des getrennten Heeres überfielen und die Meisten niederhieben. Die Uebrigen erreichten Attalia, eine Seestadt in Pamphylien, von wo aus sich der König mit weniger Begleitung nach Antiochien einschiffte; die anderen Pilger sollten von den Griechen, einem abgeschlossenen Vertrage zufolge, zu Lande eben dahin geleitet werden. Statt aber ihr Wort zu erfüllen, verriethen sie die unglücklichen Kreuzfahrer an die Türken, plünderten sie aus, stießen sie in enge, finstere Wohnungen und ließen sie dem Hunger und der Seuche zum Raube. Da begaben sich in ihrer höchsten Bedrängniß mehrere Tausende freiwillig in die Gefangenschaft der Seldschucken, von denen sie eine bessere Behandlung erhielten, als von der Bosheit und Grausamkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

König Konrad war auf halbem Wege, nachdem er die Ueberbleibsel seines Heeres unter der Führung Ludwig's gelassen hatte, umgekehrt und hatte sich mehrere Wochen zur Herstellung seiner Gesundheit in Constantinopel aufgehalten, wo er vom Kaiser gastlich und ehrenvoll aufgenommen wurde. Im Frühjahr 1148 ging er wieder unter Segel und traf mit dem französischen Könige in Jerusalem zusammen, wo beide einen Zug gegen Damaskus in Gemeinschaft mit Balduin III. verabredeten. Diese Unternehmung wurde durch einen verrätherischen Rath der morgenländischen Christen vereitelt, deren einige schändlich genug waren, von den Muselmännern Gold zu nehmen, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Durch so viel traurige Erfahrungen im hohen Grade unmuthig gemacht, kehrten die abendländischen Könige in ihre Reiche zurück (1149).

Hier erhob sich bitterer Tadel gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt, und dadurch viele Tausende in ihr Verderben gerissen habe. Bernhard, der selbst den tiefsten Schmerz empfand, rechtfertigte sich gegen diese Vorwürfe, indem er den unglücklichen Erfolg des Kreuzzuges, der allerdings als ein Werk Gottes unternommen sei, von den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter herleitete, die sich in ihrem Leben nicht würdig bewiesen, der Gottheit als Werkzeuge zu dienen. In einer Zuschrift an den Papst Eugen führte er das Beispiel Mosis an, welcher das jüdische Volk, weil es halsstarrig war und ungehorsam gegen Gottes Gebote,

nicht in das verheißene Land brachte, wiewohl er Alles auf Gottes Befehl gethan. „Es ist mir das Geringste," setzte er hinzu, „gerichtet zu werden von Denen, welche das Gute böse und das Böse gut nennen, das Licht in Finsterniß und die Finsterniß in Licht verkehren. Denn so eines von beiden geschehen soll, so will ich lieber, daß die Menschen wider mich, als wider Gott murren."

Konrad III. mußte bald nach seiner Rückkehr aus Palästina seinen bereits 1147 zum Nachfolger im Reiche erwählten Sohn Heinrich sterben sehen (1150); und zwei Jahre darauf, am 15. Februar 1152, raffte ihn selbst zu Bamberg der Tod dahin, als er eben den unglücklichen Ausgang eines Zuges gegen Heinrich den Löwen vor Augen sah. Den Kaisertitel hat er nie geführt, da er nicht in Italien gekrönt ist. Wie sein Kreuzzug erfolglos blieb, so fruchteten auch seine Bestrebungen in Deutschland, den Zwist der beiden großen Geschlechter durch die Schwächung des Welfischen zu enden, nichts; ebenso wenig glückte es ihm, das Ansehn des Reiches über die Nachbarländer zu erhalten. Aber es gereicht ihm zur Ehre, daß er die natürliche Liebe zu seinem noch unmündigen Sohne Friedrich gegen das Interesse der Krone zurückstellte und sterbend seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, zu seinem Nachfolger empfahl.

---

9. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

(Reg. 1152—1190.)

Indem König Konrad auf dem Sterbebette seinem Neffen Friedrich die Reichskleinodien übergab, hatte er selbst zu erkennen gegeben, daß es einer festen und sichern Hand für die Zukunft bedürfe. In der That waren von diesem Friedrich, der damals etwa dreißig Jahre zählte, auf dem letzten Kreuzzuge und auch sonst Proben großer und seltener Eigenschaften gegeben worden; auch hoffte man von ihm, der von väterlicher Seite ein Hohenstaufe und durch seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Heinrich's des Schwarzen von Baiern, ein Abkömmling der Welfen war, aufrichtige und dauernde Versöhnung des heftigen Streites der beiden Geschlechter. So wählte man ihn denn zu Frankfurt am Main in voller Fürstenversammlung einstimmig (4. März 1152), mit lauter und freudiger Zustimmung des aus allen Gegenden in großer Zahl ver=

sammelten Volkes. Die Krönung geschah darauf am 10. März in der Kirche zu Aachen.

Friedrich I. ist einer der größten Regenten des Mittelalters, und nach ihm hat keiner das Kaiserschwert mit solcher Kraft geführt. Seine erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreits zwischen zwei dänischen Prinzen, Swen und Knud, die sich 1152 auf einem Reichstage zu Merseburg einstellten. Er entschied, daß Swen König von Dänemark bleiben, seine Krone von Deutschland zu Lehen nehmen und Knud mit Seeland entschädigen solle; ein Ausspruch, dem sich vor der Hand wenigstens der Erstere fügen mußte. Zugleich beendigte er hier den alten Hader zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären; den Ersteren wußte er dadurch an sich zu fesseln, daß er ihm die Vergünstigung gab, jenseit der Elbe Bisthümer zu stiften und an Kaisers Statt mit den weltlichen Rechten zu belehnen.

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich auf Italien, dessen Verhältnisse zu den deutschen Königen sehr verwickelt und schwierig waren. Es ist im Laufe unserer Erzählung angegeben worden, wie durch die Politik der Ottonen die Gemeinde der Freien mit den Lehns- und Dienstleuten unter den Gerichtsbann der geistlichen Herren vereinigt wurden. Hatte dieses Kaiserhaus auf solche Weise den Grund zu der Städtefreiheit Italien's gelegt, so sollte sie unter den Saliern vollendet werden. Als die Bischöfe das Streben zeigten, sich zu Herren derer zu machen, über welche sie nur Grafen- und Lehnsrechte auszuüben hatten, nahm sich Konrad II. der Valvassoren und Freien an, und erklärte die Lehen der ersteren für erblich. Dies war ein äußerst wichtiger Schritt, indem die geistlichen Vorsteher hierdurch fast alles unmittelbaren Einflusses auf jenen Stand beraubt wurden, und sich allmählig bequemen mußten, Beistand und Gehorsam desselben zu erkaufen. Konrad's Nachfolger, Heinrich III., schwächte, wenn auch durch kein Gesetz, doch durch die willkürliche Art, mit der er Bischöfe ein- und absetzte, deren Ansehen in Italien mehr und mehr. Vollendet wurde die Befreiung der Städte in dem Investiturstreite. Hier gab es von beiden Parteien ernannte Bischöfe und Vicegrafen, die als Preis der Anerkennung von Seiten der Stadt um die Wette ein Recht nach dem andern verschenkten oder veräußerten. Vieles wurde im Drange der Zeit auch mit Gewalt in Besitz genommen, und in manchen Orten gar kein bischöflicher Vogt mehr eingelassen. So sehen wir im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts die Stadtgemeinden von der bischöflichen Gewalt eximirt, und die weltlichen Herrschaften, wo noch Markgrafen oder Herzoge Hoheitsrechte übten, eifrig bemüht,

ähnliche Befreiungen zu erlangen. Die Versammlung der Schöffen durfte jetzt ohne den geistlichen Beamten zusammentreten. Aber nicht nur auf Justiz und Polizei erstreckte sich ihre Wirksamkeit; vielmehr erscheinen diese Consules, welchen Namen sie statt des bisherigen „judices“ annahmen, als die Vertreter und Leiter des Gemeinwesens überhaupt, als der städtische Magistrat, der aus seiner Mitte Vorsitzende wählte und die besonderen Zweige der Verwaltung in gesonderten Deputationen besorgte*).

Wie Arnold von Brescia's Predigten auf dies ganze Leben und Treiben eingewirkt, ist schon oben angedeutet. Es fehlte wirklich den Städten Ober= und Mittelitalien's nur noch die Zurückweisung der oberen Hoheit des Kaisers, um vollständige Republiken zu bilden. Ueber die Stellung der Herrscher zu ihren Völkern mangelten in jenen Jahrhunderten überall noch klare und feste Bestimmungen, und den Anforderungen auf beiden Seiten folgte sehr häufig Widerspruch, indem die Berechtigung geleugnet ward. Jetzt wurde in Italien das, was die fremden Herrscher jenseits der Alpen durch Otto's I. Erwerbung an Hoheitsrechten besitzen sollten, so gering als möglich angeschlagen; und da die deutschen Könige ihren Ansprüchen, theils durch die Zwistigkeiten in der Heimath gehemmt, theils durch die damalige Kriegsverfassung beschränkt, überhaupt sehr selten und in den letzten hundert Jahren fast niemals kräftigen Nachdruck hatten geben können, so wuchs der Freiheitsgeist immer mehr in dem Gefühle, daß die Macht des Königs durch ihre Ferne unbedeutend sei, und eben so unzureichend Willkür zu zügeln, als dem Bedrängten Schutz zu verleihen. Auf diese Weise war die neu errungene Unabhängigkeit in den lombardischen Städten, in welchen Bevölkerung, Reichthum, Macht, Kriegsmuth der Bürger und Trotz auf ihren Republicanismus auf gleiche Weise sich gehoben hatten, schon in so hohem Grade erstarkt, daß selbst der reichsfreie Adel längst außer Stande, dieser aufstrebenden Macht entgegentreten zu können, vielmehr von ihr abhängig ward und das Bürgerrecht suchte.

Während in Deutschland Staufen und Welfen sich bekämpften, hatten dann jene Städte Muße genug, alle mögliche Regalien in

*) Statt der Darstellung, die Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien über die Entstehung der republikanischen Communen und ihrer Consuln giebt (II, 160 fg.), folgen wir hier der Auffassung von Leo, die uns naturgemäßer und richtiger erscheint. Vgl. Leo, Vorlesungen II, 370 Note. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß eine Vereinigung der Stände zu gleicher Zeit stattfand.

Besitz zu nehmen, und wir haben schon gesehen, welche Widersetzlichkeit Lothar auf seinen Zügen in diesen Gegenden fand. Friedrich fühlte Muth und Kraft, diesen Trotz zu bekämpfen, und keinen Wunsch hegte er so eifrig als den, dem Königsrechte, welches seine Vorgänger dort errungen, neues Ansehen zu verschaffen, zumal da er, in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, die Bedeutung der deutschen Könige, welche zu Rom als Kaiser begrüßt wurden, nach derjenigen der alten Gebieter des Erdkreises abmaß.

Schon 1152, auf einem Reichstage zu Würzburg, verpflichtete Friedrich die deutschen Fürsten zu einem Römerzuge. Dieser ward jedoch erst 1154 angetreten. Mit einem nicht sehr zahlreichen Heere erschien der deutsche Held in den roncalischen Feldern, wo er nach altem Herkommen seinen Schild aufrichtete und die Abgeordneten der italienischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage berief. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier erfuhr er bereits Proben italienischer Untreue; denn die mailändischen Wegweiser führten ihn durch Gegenden, wo durchaus keine Lebensmittel zu finden waren. Die beiden Städte Chieri und Asti, welche ihren Herren, dem Markgrafen von Montferrat und dem Bischof von Asti, ungehorsam gewesen und die kaiserliche Vorladung verachtet hatten, wurden geplündert und verbrannt. Bei der Annäherung Friedrich's waren die Einwohner sämmtlich entflohen. Bald darauf erschienen Gesandte von Pavia im deutschen Lager und führten Klage gegen Tortona, weil es mit dem übermüthigen Mailand im Bunde ihr Gebiet beunruhige und ihre Felder verwüste. Als die Bürger von Tortona nach mehreren Aufforderungen nicht erschienen, legte sich der König vor die Stadt und eroberte sie nach zweimonatlicher Belagerung. Die Bestrafung Mailand's verschob er, bis er über größere Mittel gebieten könnte, und wandte sich gen Pavia, dessen Bürger ihn im Triumph in ihre Thore einführten. Hier in der alten Hauptstadt des Lombardenreichs empfing er am Jubilatesonntag des Jahres 1155 die eiserne Krone von Italien aus den Händen des Bischofs, und drei festliche Tage bezeichneten das frohe Ereigniß.

Darauf rückte er mit großer Schnelligkeit gegen Rom vor. Auf dem heiligen Stuhle saß Hadrian IV. (1154—1159), ein geborner Engländer, einsichtig und geschäftsgewandt, aber zugleich von hartem und unbiegsamem Charakter. Kurz vorher war es ihm gelungen, in seine Residenz zurückzukehren. Er hatte den Bannfluch über die Römer ausgesprochen und durch das Schrecken, welches diesem folgte, seiner Partei das Uebergewicht verschafft. Arnold von Brescia hatte eine Zuflucht bei

campanischen Edelleuten gefunden. Jetzt verlangte der Papst von Friedrich, als dem Schirmvogt der Kirche, Schutz gegen die noch immer widerspenstigen Römer und Uebergabe Arnold's, da ihm allein zustände, Verbrecher gegen die Kirche zu richten. Der König, in dessen Augen Arnold's Erscheinung überhaupt wohl von keiner Bedeutung war, der auch die italienischen Verhältnisse noch nicht kannte und keinenfalls Beruf fühlen mochte, in das Gericht der Kirche über einen Ketzer einzugreifen, trug nicht Bedenken, diese Forderung zu erfüllen. Er bekam den Ketzer in seine Gewalt und sandte ihn sofort nach Rom. Noch in derselben Nacht befahl der Stadtpräfekt seine Hinrichtung auf dem Richtplatze vor der Porta del popolo; die Flammen des Scheiterhaufens waren schon heruntergebrannt, als die Römer zur Rettung herbeieilten; es war ein Akt mehr der Rache als der Bestrafung. Aber auch ein so eiliger Beweis von Freundschaft und Ergebenheit genügte dem Papste nicht; und erst als er Friedrich noch einen Eid hatte schwören lassen, weder ihn selbst noch die Cardinäle an Leib und Gut schädigen, vielmehr alle sichern und schützen zu wollen, bewillkommte Hadrian seinen Gast im Lager bei Sutri. Allein das Mißtrauen war doch so groß, daß ein unbedeutender Vorfall das gute Vernehmen schon wieder stören konnte. Friedrich ging nämlich dem Ankommenden zwar herkömmlich entgegen, hielt ihm indeß den Steigbügel nicht, sondern führte ihn ohne Weiteres in sein Zelt. Hadrian aber klagte über diese Vernachlässigung des Gebrauches und weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben: „Weil du mir die gewöhnliche und schuldige Ehre nicht bezeigt hast," sagte er, „die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unseren Vorfahren, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskusse zulassen, bis du mir wirst Genugthuung geleistet haben." Friedrich schützte seine Unwissenheit vor; nicht auf das Steigbügelhalten, sagte er, habe er sich gelegt; besprach dann aber die Sache mit den Seinigen, und bequemte sich endlich auf Zureden der Fürsten den Bügel zu halten.

Hierauf erhoben nun die Römer für sich noch neue Streitigkeiten. Sie schickten dem Kaiser Gesandte entgegen, die ihm in hohen Worten anmaßliche Begehren vorlegten. Nachdem sie viel von ihrer Bereitwilligkeit gesprochen, Friedrich die Krone zu reichen, und ihn zum Kaiser des Erdkreises zu erheben, nachdem sie erzählt, wie die unbesiegbaren Kräfte Rom's lange geschlummert hätten, nunmehr aber der Senat und die Ritter, die Tribunen und das Capitol wiederhergestellt seien, forderten sie Anerkennung ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen, eine

Zahlung von fünftausend Pfund Silber, und einen Eid, daß dies Alles erfüllt werden solle. Zornig unterbrach sie Friedrich. „Ich kann nicht genug erstaunen," sprach er, „daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Rom's; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch deutsche Könige, darum rathschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerm und äußerm Zwiste, ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten." Mit gleicher Würde wies er sie über das Unziemliche ihrer Forderungen zurecht, worauf ihn die Gesandten erschreckt verließen. In der Nacht ließ Friedrich, mit Einverständniß der päpstlichen Partei, tausend Kriegsleute still in die Stadt einziehen und die Peterskirche besetzen. Hierauf folgte er mit Tagesanbruch selber nach (18. Juni 1155), ward gekrönt, und begab sich noch denselben Tag in das Lager vor dem Thore zurück. Die muthigen Römer fielen darauf wirklich die Deutschen in ihrem Lager an, und wurden erst nach einem blutigen Gefecht, besonders durch die Tapferkeit des Herzogs von Sachsen, Heinrich des Löwen, zurückgeschlagen; statt arabischen Goldes deutsches Eisen empfangend, wie Otto von Freising ausruft, denn damit kaufen die Franken das Reich.

Gern hätte Friedrich seinen Zug nach Unteritalien fortgesetzt, um die Rechte des Reichs auf Apulien geltend zu machen; allein die ungesunde Luft in den italienischen Städten brachte so viele Krankheiten im Heere hervor, daß wenig ausgerichtet werden konnte. Darüber verstrich die Dienstzeit der Fürsten, und man mußte auf den Rückzug denken. Vorher wurde noch Spoleto gezüchtigt, weil die Bürger sich geweigert hatten, dem Kaiser das herkömmliche Huldigungsgeschenk zu geben, und es dann noch dazu in falscher Münze bezahlt, ja im Vertrauen auf ihre starken Mauern einen Gesandten des Kaisers gefangen genommen hatten.

Indem sich Friedrich das Ziel steckte, die alten Rechtszustände aus den Zeiten des großen Karl und der Ottonen in Italien wiederherzustellen, die königliche Macht wieder zu vollem Glanze und allseitiger Wirksamkeit zu erheben, unternahm er zunächst ein Werk, das unbillig, ja ungerecht erscheinen mußte. Denn dadurch, daß die letzten Vorgänger die lombardischen Verhältnisse gerade in der Zeit vernachlässigt hatten,

wo mit den Kreuzzügen, mit dem wachsenden Handel und Verkehr, mit dem großen Kampfe zwischen Kirche und Staat überall ein neues Leben erwachte und überraschend schnell heraufwuchs, waren ganz neue rechtliche Institutionen herrschend geworden, die mit der früheren Zeit in geradem Widerspruch standen; Errungenschaften, die den Lombarden ebenso lieb geworden waren, wie sie durch das schweigende Gewähren der letzten Kaiser genehmigt schienen. Die Städte hatten nicht nur alle Hoheitsrechte der Bischöfe erworben, sie ließen durch ihre Consuln nicht nur alle Regalien, Justiz und Polizei, das Münzrecht und fast alle Zoll- und Marktrechte verwalten, sondern sie hatten auch den ländlichen, altfreien Adel mit wenigen Ausnahmen gezwungen, das Bürgerrecht in ihren Gemeinden zu suchen. Auf diesem Zuwachs, der einem deutschen Auge ein völlig fremdes Element in den Städten sein mußte, wie sich denn Otto von Freising gar sehr darüber verwundert, beruhte zum guten Theil die erstaunliche Wehrhaftigkeit derselben, die noch durch die Befestigungen, zu welchen sie durch fortwährende Fehden unter einander genöthigt waren, gemehrt wurde. Aber eben deßhalb war die Aufgabe des Kaisers andrerseits auch fast unlösbar, um so weniger lösbar, da sich die nationale Abneigung gegen die Deutschen mit dem Freiheitssinne der Lombarden verband. Nur wenn jener Adel von den Städten wieder losgerissen und in einen feindlichen Gegensatz zu ihnen gesetzt werden konnte, wie einst Konrad II. Aehnliches durch seine Constitution zwischen Bischöfen und Valvassoren bewerkstelligt hatte, war ein glücklicher Ausgang des gewaltigen Kampfes denkbar. Beide Theile, der Kaiser wie die Städte, nahmen die altrömischen Rechtsanschauungen zu ihren Gunsten in Anspruch, und beiden Theilen boten diese allerdings einen Anhalt, in sofern das Leben der Städte in seinen Privatverhältnissen großentheils auf dem römischen Civilrechte ruhte, und wiederum der Kaiser seine Machtfülle in der Stellung des antiken Imperators begründet sah. Aber wie schwierig auch die Aufgabe war und wie verworren immer die Verhältnisse lagen: der Kaiser, wenn er überhaupt Italien nicht verloren geben wollte, durfte sich des Eingreifens nicht enthalten, sondern mußte die gegenwärtigen Zustände abzustellen suchen, da die Städte selbst in zwei Parteien getheilt waren und die schwächeren derselben die rücksichtslosesten Vergewaltigungen von der stärkeren zu leiden hatten. Mailand, die alte Stadt des h. Ambrosius, die es einst kaum ertragen hatte, daß ihr Erzbischof dem Papste in Rom nachstehe, war das Haupt der mächtigeren; Pavia führte die schwächere Partei, die nun von selbst auf die Seite des Kaisers und der alten Rechtsüberlieferungen gedrängt wurde, obwohl sie in ihrer inneren

Verwaltung sich von der Gegenseite wenig unterschied; in der Mark Verona standen Verona und Padua, in Tuscien Lucca und Pisa ähnlich gegen einander. Kein Wunder, daß bei diesem Auseinanderfallen der Elemente der Kampf zunächst ein vereinzelter war, daß aber nichts destoweniger die Leidenschaften heftig entbrannten, daß augenblickliche Vortheile mit mehr Hast und Eifer als planmäßig und mit Ueberlegung benutzt wurden. So versuchten jetzt die Veroneser, das an ihrer Stadt vorbeiziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer zuerst beim Uebergange über die Etsch durch eine lose gebaute Brücke, dann durch einen Hinterhalt in dem Thale dieses Flusses, wo eine wohl besetzte Burg den weiteren Weg nach Trient sperrte, zu vernichten. Aber der kühne Pfalzgraf von Baiern, Otto von Wittelsbach, erstieg mit zweihundert Mann einen über jenem Schloß gelegenen Felsen, von dem er sich einen Zugang in die Feste öffnete. Die Besatzung wurde niedergehauen oder kam auf der Flucht um.

Zurückgekehrt nach Deutschland, übte Friedrich I. sein Kaiseramt mit allem Nachdruck seiner kräftigsten Vorfahren. Um Neujahr 1156 sehen wir ihn auf einem Reichstage zu Worms. Hier wurden der Erzbischof Arnold zu Mainz und der rheinische Pfalzgraf Hermann von Stahleck wegen ihrer blutigen und verwüstenden Fehde zur Verantwortung gezogen, und zu der lange nicht angewendeten Strafe des Hundetragens verurtheilt. Während dem Erzbischof wegen seiner Würde und seines Alters die Strafe erlassen ward, mußte sie der Pfalzgraf mit seinen Helfershelfern bestehen, fühlte jedoch die Schmach so tief, daß er in ein Kloster ging; worauf die erledigte Pfalzgrafschaft an Friedrich's Bruder, Konrad, kam, der nun mit ihr das alte fränkische Kaisererbe bei Speier und Worms vereinigte und so den Namen der Pfalz mehr an den obern Rhein verpflanzte, wo er bis heute geblieben ist. Von Worms aus zog der Kaiser den ganzen Rhein entlang und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Im Herbste desselben Jahres hielt er einen Reichstag zu Regensburg, wo er den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott endlich ausglich. Der Erstere nämlich hatte schon unter König Konrad wieder Anspruch auf Baiern erhoben, weil ein in seiner Minderjährigkeit geschlossener Vertrag ihn nicht binden könne. Als Friedrich den Thron bestieg, hatte er Größeres im Auge, als daß er wie seine beiden Vorgänger die Zeit und Kraft der Regierung an die Bekämpfung eines feindlichen Hauses gesetzt hätte. Er wünschte in den Welfen lieber mächtige Freunde als Gegner zu sehen, willfahrte dem Sachsenherzog und sprach ihm schon 1154 vor seinem Römerzuge Baiern

zu. Doch der österreichische Heinrich wollte von der Abtretung Baiern's lange nichts wissen, bis Friedrich ihn jetzt dazu vermochte. Dafür erhob er ihm seine Markgrafschaft Oesterreich mit Inbegriff eines Theiles des Landes ob der Ens zu einem Herzogthum mit sehr großen Vorrechten. Es sollte, gegen die damalige Regel, in männlicher und weiblicher Linie erblich sein, ja nach dem Abgange aller Erben der letzte Besitzer darüber verfügen dürfen.

Noch vor diesem Reichstage hatte der Kaiser seine zweite Vermählung mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Burgund, zu Würzburg gefeiert. Auf dem dort gehaltenen Reichstage ward auch gegen den Herzog Boleslav IV. von Polen, der seinen Bruder Wladislav aus dem Lande gejagt hatte, Krieg beschlossen. Im folgenden Jahre (1157) wurde Boleslav durch die Waffen des Kaisers dahin gebracht, daß er dem vertriebenen Bruder die ihm geraubten Landestheile zurückzugeben, und dem Kaiser zweitausend Mark, den Fürsten tausend, dem Lehnshofe zweihundert, an Silber, der Kaiserin aber vierzig Mark Goldes zu bezahlen versprach, und Geiseln stellte. Doch erfüllte der Treulose späterhin fast keine dieser Verpflichtungen. Dem tapfern und einsichtigen Herzoge Wladislav II. von Böhmen ertheilte Friedrich wegen seiner in dem polnischen Kriege geleisteten Dienste die Königswürde.

Es war damals eine Zeit außerordentlichen Glanzes für das Reich und dessen Herrscher. Im September 1157 erschienen auf dem Reichstage zu Würzburg, außer den deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland; im October unterwarfen sich zu Besançon alle burgundische Großen; des Kaisers Einfluß erstreckte sich wieder über das lang vernachlässigte arelatische Reich. König Heinrich II. von England schrieb dem Kaiser bei Ueberreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit Alles nach eurem Winke eingerichtet werde. Es sei zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größern der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Dagegen wurde in Italien des Kaisers Ansehen ganz offen verachtet. Die Mailänder insonderheit zeigten den übermüthigsten Trotz; wahrscheinlich hatten sie in der vorsichtigen Haltung Friedrich's auf dem ersten Zuge nur Schwäche gesehen. Unter ihrem Schutze und Beistande wurde Tortona wieder hergestellt; sie forderten von Lodi Huldigung, und als diese Stadt nur bat, in der Eidesformel erwähnen zu dürfen, daß dies unbeschadet der dem Kaiser geschwornen Treue geschähe, kamen sie mit

Heeresmacht, verjagten die Einwohner, raubten das Gut, und rissen die Mauern nieder. Eine so leidenschaftliche Gewaltthat schien die nachdrücklichste Züchtigung von Seiten des Kaisers zu fordern, um so mehr, als in Oberitalien kein Gegner der mächtigen Stadt gewachsen war. Es wurde demnach auf einem Reichstage zu Worms ein zweiter Kriegszug nach Italien beschlossen, und die Fürsten aufgefordert, dazu mit ihren Völkern auf Pfingsten des künftigen Jahres (1158) zu erscheinen.

Allein der Kaiser mußte jetzt auf einen stärkern Widerstand, und auf einen neuen Feind rechnen. Dies war das Oberhaupt der Kirche. Je unverkennbarer Friedrich's Absicht war, seinem Hause in Italien das Uebergewicht zu verschaffen, desto eifriger mußten die Päpste von jetzt an streben, dies zu verhindern, weil sie gegen einen in Italien übermächtigen Kaiser ihre persönliche und weltliche Unabhängigkeit, mit welcher ihr Ansehen als Lenker der Kirche zusammenhing, schwer behaupten konnten. Solche Bemühungen von beiden Seiten wurden die Veranlassung zu dem zweiten großen und langdauernden Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstherrschaft, in welchem die letztere, nach alter oft erprobter Weise ihrer Politik, ein Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht an dem Reiche der Normannen in Unteritalien zum andern Male suchte und fand. Es war Friedrich eben so willkommen gewesen, daß der päpstliche Stuhl mit dem Könige Wilhelm I. von Sicilien (der seinem Vater Roger II. 1154 in der Regierung folgte) in Fehde gerieth, als er den Frieden ungern sah, der 1156 zwischen Beiden zu Stande kam.

Die beginnende Spannung zwischen Friedrich und Hadrian zeigte sich schon auf dem vorher erwähnten Reichstage zu Besançon. Dorthin hatte der Papst zwei Legaten an den Kaiser geschickt, mit einem Schreiben, in welchem über die Beraubung des schwedischen Erzbischofs Eskyll von Lund auf der Rückreise von Rom durch Burgund Klage geführt, und alsdann so fortgefahren ward: „Denn, glorwürdigster Sohn, du solltest dir doch billig vor die Augen deines Gemüths stellen, wie gütig deine Mutter, die heilige römische Kirche, dich aufgenommen, mit welcher herzlichen Liebe sie dir begegnet, was für Hoheit und Ehre sie dir übergeben, da sie dir die kaiserliche Krone verliehen. Es reuet uns noch nicht, daß wir deinem Verlangen gewillfahret, sondern wenn deine Vortrefflichkeit noch größere Wohlthaten (beneficia), wenn solche möglich wären, von uns erhalten hätte, würden wir uns darüber freuen, indem wir betrachten, was der Kirche und uns für Nutzen von dir gestiftet werden könne." Als dies Schreiben von dem Reichskanzler Reinald von Dassel vorgelesen und dann verdeutscht worden war, entstand unter den an-

wesenden Fürsten eine allgemeine Bewegung, weil sie glaubten, der Papst habe sich des zweideutigen Wortes beneficium absichtlich bedient, um auszudrücken, daß er die Reichskrone wie ein Lehen ertheilt habe. Und als in dieser Stimmung der eine der Legaten, Cardinal Roland Bandinelli, der nachmalige Papst Alexander III., Oel ins Feuer goß mit der trotzigen Frage: „von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" riß der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert aus der Scheide, und würde dem stolzen Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Die Cardinäle aber erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten. Hadrian beschwerte sich bei den deutschen Bischöfen, daß sie dergleichen Kränkung der geistlichen Würde gestatteten. Doch diese waren so sehr auf des Kaisers Seite, daß sie zurückschrieben: sie könnten jene Worte, die das ganze Reich in Bewegung gesetzt, nicht billigen, weil sie ungewöhnlich und von schädlicher Zweideutigkeit seien. Dem päpstlichen Befehle zufolge hätten sie den Kaiser ermahnt, von ihm aber zur Antwort erhalten: „Frei sei die deutsche Krone durch Gottes Gnade, und werde übertragen durch freie Wahl; das Kaiserthum habe mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören; aber der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung erniedrigen lassen." Zuletzt fügten sie die Bitte hinzu: „der Papst möge als ein guter Hirte seinen großherzigen Sohn, ihren Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maßregeln versöhnen." Da Hadrian diese Gesinnung der Deutschen sah und sie bald mit bedeutender Macht in Italien erwarten mußte, entschloß er sich in der That nachzugeben, und sandte zwei Cardinäle nach Deutschland, welche dem Kaiser im Juni 1158 zu Augsburg ein Schreiben mit der Erklärung überreichten, der Papst habe das Wort beneficium nur in seinem ursprünglichen Verstande genommen, wonach es eine Wohlthat und kein Lehen bedeute; auch mit dem Verleihen der Krone sei nur das Aufsetzen bezeichnet worden.

Gleich darauf (im Juli 1158) brach der große Heereszug nach Italien auf, einer der glänzendsten, die je die Alpen überstiegen hatten. Der kaiserlichen Vorladung gehorsam erschienen mailändische Gesandte und versuchten eine Rechtfertigung ihrer Stadt. Sie wurde ungenügend befunden, und mit Zustimmung der zahlreich versammelten italienischen Lehnsleute und der den Mailändern feindlichen Städte wurde des Reiches Acht über dieselbe ausgesprochen. Am sechsten August erschien das deutsche

Heer vor ihren Mauern und schloß die Stadt ein. Die Bürger thaten tapfere Ausfälle, wurden aber, nachdem die Belagerung vier Wochen gedauert, durch den Hunger gezwungen, um Gnade zu bitten. Die Vermittelung des neuen Königs von Böhmen, Wladislav, brachte einen Vergleich zu Stande, kraft dessen alle Mailänder dem Kaiser den Eid der Treue leisteten und versprachen, sich aller angemaßten Regalien zu begeben, ihre Nachbarstädte in Ruhe zu lassen, eine kaiserliche Pfalz in ihren Mauern zu erbauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und den Ständen neuntausend Mark Silber in drei Terminen zu bezahlen und über das Alles dreihundert Geiseln zu stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde; fast eine deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein Thron erbaut war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Bürger mit Stricken um den Hals.

Um nun seine Herrschaft über die Lombardei auf anerkanntes Recht zu begründen und einen sichern Mittelpunkt für planmäßiges Eingreifen in die Verhältnisse Italien's zu gewinnen, berief Friedrich zu dem diesmaligen roncalischen Reichstage die vier berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit aus Bologna. Es waren Bulgarus, genannt os aureum, Martinus de' Gosi, copia legum, Jakobus Hugolinus, sol Lombardiae, und Hugo de Porta Ravennate. Diese sollten im Verein mit achtundzwanzig Abgeordneten aus vierzehn italienischen Städten auf das genaueste untersuchen und dann als Grundgesetz feststellen, welche Rechte dem Kaiser in Italien zuständen. Nach langen Berathungen vereinigten sich die Mitglieder dieser Versammlung über folgende Bestimmungen. Der Kaiser vergibt die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften. Er ruft zur Heeresfolge auf, und erhält alle Lieferungen zum Römerzuge, Spann- und Fuhrdienst zu Wasser und zu Lande. Zu den Regalien gehören ferner: die Münze, Zölle, Wege-, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke u. s. w. Die Vorsteher der Stadtgemeinden werden vom Kaiser bestellt mit Beistimmung des Volkes. Außerdem soll ein allgemeiner Landfriede errichtet werden, und die Fürsten, Capitane, d. i. der höhere Adel, Valvassoren und alle Bürger von achtzehn bis siebenzig Jahren müssen diese Bestimmungen beschwören und alle fünf Jahre den Eid erneuen. So wurden denn auch jetzt die neuen Gesetze von allen Anwesenden beschworen und ihre Aufrechthaltung durch Geiseln verbürgt. Es leuchtet ein, wie höchst günstig für den Kaiser diese Festsetzungen waren. Bei dem damals neu erwachten Studium des römischen Rechts

waren die Rechtsgelehrten ganz erfüllt von dem Bilde der unumschränkten Machtvollkommenheit des Kaisers, wie sie in dem alten Reiche seit Constantin's des Großen Zeiten gegolten hatte; und die städtischen Abgeordneten glaubten sich bei diesen Aufstellungen beruhigen zu können, da sie hofften, daß jeder Stadt ihre Privilegien erhalten werden würden trotz der allgemeinen Bestimmungen; denn Friedrich hatte allerdings versichert, daß jedes Particularrecht in Kraft bleiben solle, wofern urkundlich nachgewiesen werde, daß es von deutschen Kaisern verliehen sei. Es geht aus der unparteiischen Stellung, die der Kaiser zu der Abfassung dieser Gesetze einnahm, wie aus der Rede, mit der er den Reichstag von Roncaglia eröffnete, klar hervor, daß er nicht die Absicht hatte, den Lombarden zu nahe zu treten; aber es ist nichts desto weniger wahr, daß dies thatsächlich geschah. Denn abgesehen davon, daß in Folge des flüchtigen Aufenthaltes seiner Vorgänger in Italien kein lebendiges Gewohnheitsrecht für das Walten der Kaiser mehr vorhanden war, so wie davon, daß nur die Rechtsgelehrten alle Hoheitsrechte, die überhaupt je ein Kaiser ausgeübt, zusammenstellen, oder daß sie diese auf abstractem Wege aus dem Kaiserbegriffe überhaupt herleiten mußten: so war fast keine Stadt im Stande für ihre besonderen Rechte, in die sich die Bürger hineingelebt hatten, eine urkundliche Uebertragung derselben Seitens der Kaiser nachzuweisen. Als er daher Commissionen in die einzelnen Orte abordnete, um jene Bestimmungen ins Leben treten zu lassen, ward dies überall als ein Act der schreiendsten Gewalt empfunden, wie es denn allerdings, da es die herkömmliche und regelmäßige Ordnung unterbrach, zu Störungen Anlaß gab. Es konnte nicht anders sein, die Widersetzlichkeit gegen die Beschlüsse mußte überall, wo sie ins Werk gesetzt wurden, in kurzer Zeit hervortreten; und in Mailand nicht am wenigsten.

Stärker noch war der Unwille und die Besorgniß Hadrian's über die Ausdehnung und Festigkeit, welche die kaiserliche Macht in Italien durch die neuen Einrichtungen, falls sie durchgesetzt wurden, erhalten mußte. Der Gewinn eines ganzen Jahrhunderts stand für das Papstthum auf dem Spiele. Hatten frühere Päpste solches Durchgreifen der Kaiser ertragen müssen, so war doch inzwischen durch Gregor VII. alles anders gestellt worden. Immer kühner schritt indeß der Kaiser vor. Er ließ im Kirchenstaate selbst Nachforschungen nach den Hoheitsrechten anstellen, wie sie zur Zeit der Karolinger und Ottonen bestanden hätten, und kaiserliche Beamte forderten in mehreren Ortschaften des Patrimoniums des heiligen Petrus die Naturallieferungen nach den Grundsätzen des roncalischen Reichstages. Das Mathildische Erbe ertheilte der

Kaiser dem alten Gegner seines Hauses, Welf VI. von Altorf, zu Lehen, ohne Rücksicht auf die Anrechte des Papstes. Dagegen bestätigte dieser zwei vom Kaiser gewünschte und gebilligte Erzbischofswahlen, unter andern die des Kanzlers Reinald für Köln, nicht. So war Stoff und Veranlassung zum Zwist hinreichend vorhanden. Es entstand zuerst ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem der Papst die entschlossenste Sprache führte und hören mußte. Während der Papst in seinen Briefen den Kaiser mit Du anredet, von sich selbst aber in der Mehrheit spricht, sagt Friedrich, indem er sich derselben Formen bediente, in einem Antwortschreiben: der Papst möge dem Beispiele Jesu nachleben, der für sich und Petrus den Zins an den Kaiser bezahlen ließ; und stellt ihm vor, wie er zwar die Krone von seinen Vorfahren erhalten habe, die Kirche aber Alles, was sie an Gütern und Rechten besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten; darum setze er auch seinen Namen voraus, wie es die alten Kaiser gethan, jedoch verstatte er um der Gerechtigkeit willen dem Papste ein Gleiches. Den Cardinälen habe er die Kirchen und Städte verschlossen (worüber Hadrian sich beklagt hatte), weil man sie nicht predigen, sondern plündern, nicht die Welt verbessern und Frieden stiften, sondern Geld zusammenscharren sehe. Würde man sie aber so erblicken, wie die Schrift sie verlange, so werde man auch nicht säumen, sie auf jede Weise zu unterstützen. Der Papst selber habe gleichfalls der ihm zustehenden Demuth zuwider gehandelt, daher Er, der Kaiser, nicht umhin gekonnt, nachdrücklich zu antworten, nachdem er gesehen, daß der Hochmuth, dies verabscheuungswürdige Thier, bis zum Stuhle Petri hinangekrochen sei.

Ein Versuch zur Aussöhnung blieb erfolglos, weil der Papst ein Schiedsgericht unter dem Vorwande ablehnte, daß er sich keinem Gerichte in der Welt stellen könne. Hadrian verband sich mit dem Könige Wilhelm von Sicilien, ermahnte die Lombarden zur Ausdauer und schrieb an die deutschen Erzbischöfe in den härtesten Ausdrücken über den Kaiser, nannte ihn einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zu zerstören trachte, einen Rebellen gegen Gott und wahren Heiden. Friedrich rüstete indeß zu einem neuen Feldzuge, und berief für den nächsten Frühling Hülfe aus Deutschland. Unterdessen waren die kaiserlichen Commissarien Reinald und Otto von Wittelsbach im Januar 1159 nach Mailand gekommen, um die roncalischen Beschlüsse auszuführen und die Consuln einzusetzen, von den Bürgern jedoch, die in der Capitulation zugleich eine Bestätigung ihrer Rechte gesehen hatten, unter schweren Beleidigungen verjagt worden. Ueber sie zunächst sprach Friedrich nun im April zu Bologna die Acht aus; und sie selbst begannen darauf die Feindseligkeiten und reizten auch

andere Städte ihrer Partei gegen die Deutschen auf. So hielt die Stadt Crema eine der hartnäckigsten und verzweifeltsten Belagerungen aus, deren die Geschichte gedenkt. Die gegenseitige Erbitterung ging in grausame Wildheit über. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf der Mauer in Stücken. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geiseln, darunter mehrere Kinder an einen Belagerungsthurm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung, dadurch den Widerstand zu lähmen; aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeschosse dagegen, indem sie laut das Loos der Kinder priesen, denen ein edler Tod für die Vaterstadt statt eines schimpflichen Lebens bestimmt sei. Was die Cremenser zu solcher Wuth entflammte, war besonders der Haß gegen ihre Todfeinde, die Cremoneser, welche den Kaiser unterstützten. Endlich nach siebenmonatlicher Einschließung mußten sie sich ergeben (Januar 1160). Friedrich gewährte den Einwohnern freien Abzug, aber die Stadt übergab er der Plünderung und Zerstörung, wobei sich denn die Einwohner von Cremona, so wie die von Lodi besonders thätig zeigten.

Während der Belagerung von Crema starb Hadrian IV. (1. September 1159), und die obwaltende Spannung mit dem Kaiser bewirkte eine zwiespaltige Papstwahl. Friedrich's Partei wählte Victor IV., die Mehrheit der Cardinäle aber den klugen und entschlossenen Cardinal Roland, der bei der oben erwähnten Gesandtschaft in Besançon das Wort geführt hatte und sich nun Alexander III. nannte. Friedrich ließ darauf ein Concilium von deutschen und lombardischen Bischöfen nach Pavia zusammenberufen. Wie nur ein Gott sei, dürfe auch nur ein Kaiser und ein Papst sein, hieß es in dem Einladungsschreiben. Diese Versammlung (Februar 1160) erkannte Victor IV. als rechtmäßigen Papst an; Alexander hingegen erklärte, daß der Kaiser nicht das Recht habe, ein Concilium zu berufen, und er als Papst keinem Concilium und noch weniger einem weltlichen Richter unterworfen sei. Darauf that er seinen Gegner und den Kaiser in den Bann. Offenbar war Alexander bei weitem einsichtsvoller, unterrichteter, beredter und tüchtiger als Victor. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England nahmen seine Partei, und eine Kirchenversammlung zu Toulouse, der diese beiden Könige beiwohnten, erklärte ihn für den rechtmäßigen Papst. Doch hatte Friedrich die Oberhand im Kirchenstaate und die Römer zeigten eine so starke Abneigung gegen Alexander III., daß dieser es für gerathen hielt, sich zu entfernen und zu Schiffe nach Frankreich ging.

Der Krieg des Kaisers gegen die rebellischen Mailänder zog sich

indeß in die Länge, weil Friedrich nach der Versammlung von Pavia die deutschen Truppen, welche er schon den ganzen Winter über bei sich behalten hatte, endlich entlassen mußte. Nur wenige Fürsten blieben in Italien. So waren seine Streitkräfte großen Theils auf das Kriegsvolk der den Mailändern feindlichen Städte beschränkt, bis im Frühjahr 1161 die Deutschen mit neuer Mannschaft anlangten. Mit größerer Erbitterung und Wildheit, als dieser mailändische, sind wenige Kriege geführt worden. Die Grausamkeiten der Italiener zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Theil der Gefangenen aufgehängt. Alle Diejenigen, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sei. Doch erst am 1. März 1162 kamen die Consuln von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt ins kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen und unterwarfen sich, wie er verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten dreihundert Ritter die Schlüssel aller Thore und Burgen und sechsunddreißig Fahnen der Stadt. Sie leisteten wie die Consuln den Eid der Treue. Einen Tag später kam das ganze Volk in hundert Schaaren getheilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade. Der Kaiser war bei Tafel und ließ die Mailänder lange in Regen stehen. Endlich erschien er und nun ging der Zug in unabsehbarer Reihe an ihm vorüber. Als das Carrocio, der Fahnenwagen, welcher nach damaliger Sitte der italienischen Städte das Hauptbanner Mailand's, das Bild des heiligen Ambrosius, auf hohem Maste trug, dem Kaiser gegenüber ankam, senkte sich der Baum und der Wagen wurde zertrümmert. Da schien auch kein Zeichen von Mailand's Größe mehr übrig zu sein, und in namenlosem Jammer stürzte das Volk zu Boden, um Christi willen Erbarmung flehend. Alle weinten, nur der Kaiser blieb unbewegt. Er versammelte einen Reichstag zu Pavia, auf welchem die Strafe der Ueberwundenen besprochen werden sollte. In Erwägung ihrer wiederholten Treubrüchigkeit ward der Schluß gefaßt, daß ihnen zwar das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. In dies Geschäft theilten sich die Städte Lodi, Cremona, Pavia, Como und andere Feinde der Mailänder, mit Freuden. Doch traf die Zerstörung nur die Mauern, Gräben, Thürme und die Häuser und Wohnungen des Volks; die Kirchen wurden gänzlich verschont, auch andere aus Steinen errichtete Gebäude und Kunstwerke aus älterer Zeit blieben in großer Zahl übrig. Den Einwohnern ward erlaubt, sich in vier verschie=

denen Gegenden ihres Gebiets wieder anzubauen. Sodann wandte sich der Kaiser gegen die übrigen Städte, die seinen Befehlen bis dahin noch widerstrebt hatten. Piacenza, Brescia, Bologna und mehrere andere unterwarfen sich, durch das Beispiel Mailand's geschreckt, freiwillig. Alle mußten eine Summe Geldes entrichten, ihre Mauern und Festungswerke niederreißen, und, den roncalischen Beschlüssen gemäß, Podesta*) oder andere Obrigkeiten vom Kaiser annehmen.

Friedrich ging hierauf nach Burgund, wo er den Papststreit durch eine Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich auszugleichen gedachte, was aber nicht zu Stande kam, und von da nach Deutschland, wo während seiner langen Abwesenheit Unordnungen genug vorgefallen waren. Zuerst ward ein Reichstag zu Mainz gehalten (1163). Die Bürger dieser Stadt hatten ihren Erzbischof Arnold in dem Jakobskloster ermordet. Dafür wurden sie ihrer Vorrechte beraubt, die Mauern ihrer alten und großen Stadt abgebrochen, die Gräben zugeschüttet, und die Stadt zu einem offenen Orte gemacht, das Kloster aber mit Feuer vernichtet. Der Polenherzog Boleslav wurde jetzt bewogen, den drei Söhnen seines indeß gestorbenen Bruders Wladislav wenigstens einen Theil ihres Erbes herauszugeben. Dieser Theil bestand in dem heutigen Schlesien, welches, früherhin zwischen Böhmen und Polen streitig, durch Kaiser Heinrich III. zu dem letztern Lande gekommen war. Unter den Söhnen Wladislav's, die der Abstammung nach Piasten, aber durch Erziehung und Neigung als Deutsche zu betrachten waren, gewann Schlesien einen frühzeitigen Anfang deutscher Bildung und Verfassung.

Schon im Herbste 1163 kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin, doch ohne Heer nach Italien zurück, hielt sich abwechselnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf, und suchte durch seine Gegen=

---

*) Nach dem Falle von Mailand betrachtete der Kaiser die Lombardei als völlig bezwungen und gab den meisten Städten nach eigenem Gutdünken Statthalter unter dem Namen Podesta (Gewaltboten), entweder Deutsche oder Bürger aus anderen lombardischen Städten. Als die Städte das alte Herkommen wieder errungen hatten, blieben sie dennoch häufig bei dieser Form; zuweilen ließen sie auch abwechselnd dazwischen die frühere Weise eintreten. Daß der Podesta nur Einer war und kein Einheimischer sein durfte, also ungefähr die Stellung der früheren Grafen hatte, unterschied diese Obrigkeit vorzüglich von den Consuln. Die Städte der kaiserlichen Partei, wie Lodi, Cremona, erhielten als besondere Vergünstigung Einheimische als Podesta. v. Savigny, Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. S. 100. 117. v. Raumer a. a. O. 3. Aufl. Bd. V. S. 110 fg. Hegel a. a. O. II. 242 fg.

wart das unter der Asche glühende Streben nach Rache und Freiheit nieder zu halten, aber vergebens. Die kaiserlichen Podesta mißbrauchten an vielen Orten ihre Gewalt, und wenn die fremde Herrschaft das Vaterlandsgefühl des Italieners beleidigte, so trieb die Last der Zölle, Hohn und Gewaltthat der Beamten, den Unwillen zu wilder Erbitterung und knirschendem Ingrimm, die sich hier und da schon in Aufständen Luft machten. Nicht daß Friedrich selbst Grausamkeit oder Bedrückung gewollt hätte, er hat sich sein ganzes Leben hindurch als einen großmüthigen Mann gezeigt; aber es war naturgemäß, daß sogar seine Anwesenheit in Italien das Feuer nährte, statt es zu unterdrücken, da seine Beamten sich eben deßhalb sicherer fühlten und ihre Ansprüche an die Städte steigerten. Bald kam es so weit, daß selbst die Stimmung derjenigen Städte, die bisher treu zu seiner Partei gehört hatten, umschlug und von dem allgemeinen Unwillen fortgerissen wurde; denn auch ihr bürgerliches und gewerbliches Leben hatte durch den Verlust der Hoheitsrechte und durch die Abgaben, die für die Verwaltung derselben nicht mehr in die Stadtkassen flossen, sondern an die Gewaltboten abgegeben werden mußten, empfindlich gelitten. Selbst Vorgänge von geringerer Bedeutung verletzten unter diesen Umständen tief, wie die Fortführung der Reliquien der heil. drei Könige aus Mailand nach Köln. Schlecht auch stimmte das derbere Wesen deutscher Rittersleute mit dem zu feineren Formen ausgebildeten Staatsleben der Lombarden. Und so sollte denn bald der Kaiser in noch stärkerem Maße erfahren, was es bedeute, die Freiheit und den Papst zugleich bekämpfen. Da er gegen den letztern keinen Streit auf Tod und Leben führte, war es vielleicht ein Fehler, daß, als Victor IV. im April 1164 zu Lucca starb, der Kaiser diese Gelegenheit vorübergehen ließ, sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber hier riß ihn die voreilige Hitze seines Kanzlers Reinald, Erzbischofs von Köln, mit hin, daß er die Wahl eines neuen Gegenpapstes, Paschalis III., zugab, dessen Ansehen er nun, da er nicht gern etwas zurücknehmen mochte, durch neue Gewaltthätigkeiten behaupten mußte.

Noch in demselben Jahre errichteten Padua, Verona, Vicenza und Treviso, zur Vertheidigung gegen die kaiserlichen Beamten, einen Bund auf Betrieb Venedig's, welches diesem dann selbst beitrat. Friedrich konnte mit den nicht sehr zahlreichen Truppen, über die er zu verfügen hatte, nichts Entscheidendes gegen sie unternehmen, bis neue Hülfe aus Deutschland herbeikam. Er mußte die Aushebung derselben persönlich betreiben; ohnehin machten die Zustände im Vaterlande seine Anwesenheit dort nöthig. Ehe er am Ende des Sommers dahin abging, krönte

er auf Bitten der Genueser und gegen Erlegung einer Summe Geldes den Richter von Arborea, Bariso, zum ersten König der Insel Sardinien*).

Im Frühling des folgenden Jahres (1165) hielt er einen Reichstag zu Würzburg, auf welchem auch englische Gesandte zugegen waren. Hier ward von Geistlichen und Weltlichen beschworen, daß Alexander III. vom Reiche nie als Papst anerkannt werden sollte. Viele Bischöfe weigerten sich zwar, unter ihnen die Erzbischöfe von Salzburg und Mainz, von denen der letztere, obwohl ein Wittelsbacher, von seinem Stuhle vertrieben und durch einen von des Kaisers Kanzlern, Christian, ersetzt ward; andere schwuren mit Thränen, allein des Kaisers Ansehen drang doch durch. Er reiste hierauf, seiner Gewohnheit nach, durch das ganze Reich, war im Julius zu Passau, dann zu Wien, im October zu Köln, späterhin zu Utrecht. Ueberall waren Fehden und Streitigkeiten zu schlichten. Im folgenden Jahre (1166) finden wir ihn auf Reichstagen zu Ulm und Laufen in Baiern, dann auf einem kurzen Zuge gegen die Ungarn, die aber bald Gehorsam leisteten, und darauf wieder am entgegengesetzten Ende von Deutschland, zu Speier, von wo er zu einem andern Reichstage nach Nürnberg ging. Hier ward ein neuer Zug nach Italien beschlossen. Indeß war es dem Papste Alexander gelungen, in Rom eine große Partei für sich zu gewinnen, welche es dahin brachte, daß er von der Stadt anerkannt und zur Rückkehr eingeladen ward. Schon im November 1165 war er gekommen und feierlichst empfangen worden.

Den Vortrab des neuen italienischen Zuges machten die Truppen der beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln, Christian und Reinald. Im November folgte der Kaiser selbst nach, hielt einen Reichstag zu Lodi, und feierte das Weihnachtsfest in Pavia. Indeß stieg die Unzufriedenheit der Lombarden zu einem solchen Grade, daß im April 1167 auch Cremona, Bergamo, Brescia und einige andere Städte heimlich ein

*) Die Pisaner hatten diese Insel um das Jahr 1050 den Arabern entrissen und mehrere ihrer Edlen mit der dortigen Herrschaft belehnt. Um diese Zeit theilten sich vier Herren, unter dem Titel Richter, in Sardinien, von denen nunmehr dieser Bariso einer war. Sie wollten die oberlehnsherrliche Gewalt Pisa's nicht mehr anerkennen, und fanden Unterstützung bei den Genuesern, den heftigsten Feinden der Pisaner, die aus Handelseifersucht und wegen des Besitzes dieser Insel schon längst mit ihnen in blutige Kriege verwickelt waren. Die Pisaner widersprachen dem Verfahren des Kaisers, der sich denn auch 1166 wieder auf ihre Seite neigte, und das neue Königthum hatte keinen Bestand.

dem veronesischen ähnliches Bündniß schlossen, um sich bei fortgesetztem Unrecht von Seiten des Kaisers gegenseitig Beistand zu leisten. Zugleich arbeiteten die Mailänder rastlos an der Wiederherstellung ihrer Stadt. Der Kaiser aber wandte sich mit dem Heere zuerst nach Rom, eroberte die Stadt nach tapferer Gegenwehr (Julius 1167), zwang Alexander III. zur Flucht, und führte Paschalis III. mit großem Gepränge in die Peterskirche ein.

Aber von jetzt an verließ ihn plötzlich das Glück. Giftige Seuchen rafften in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen einen ansehnlichen Theil des Heeres und viele Häupter hin, unter diesen den Herzog Welf den jüngeren, des Kaisers Neffen Friedrich von Rothenburg, namentlich aber die Seele der kaiserlichen Politik, Reinald von Cöln. Die Härte und Habsucht der Beamten, das trotzige Betragen der deutschen Krieger, Alexander's ausgesprochener Bannfluch, und vor allem die Meinung, daß jenes große Sterben im deutschen Heere Gottes sichtbare Strafe sei, weil man bei der Belagerung Rom's Feuer an die Peterskirche gelegt: dies Alles machte die Italiener einmüthiger als je, ihr Aeußerstes an die Vertreibung der verhaßten Fremden zu setzen. Friedrich zog sich nach der Lombardei zurück, wo er im September Pavia erreichte. Zum Erstaunen Aller bewahrte er seine alte Sicherheit; denn statt durch das Gericht Gottes, wie es seine Feinde nannten, gebeugt zu sein, ächtete er alle lombardischen Städte, nur Pavia selbst, Cremona und Lodi ausgenommen. Dagegen traten am 1. December Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, Brescia, Bergamo, Cremona, Mailand, Piacenza, Parma, Modena und Bologna von neuem in einen Bund zusammen: sich wechselsweise Beistand und Entschädigung zu gewähren, dem Kaiser aber nicht mehr zu zahlen und zu leisten, als von den Zeiten Heinrich's IV. bis auf seine Thronbesteigung gezahlt und geleistet worden sei, auch die übrigen Verhältnisse, die innerhalb dieser Zeit Rechtens geworden, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Ein Collegium von Deputirten der einzelnen Städte, Rectoren, sollten ernannt werden, um die Angelegenheiten übereinstimmend zu leiten. Große Schaaren beherzter Lombarden besetzten alle Gebirgspässe nach Deutschland, um den von Truppen fast entblößten Kaiser völlig einzuschließen, und ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Gefahr war so dringend und sein noch übriger Anhang so klein, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte (1168). Er entwich in aller Stille mit geringem Gefolge nach Piemont, und befahl, rastlos verfolgt, auf dem Wege eine Anzahl der ihm überlieferten lombardischen Geiseln an den Bäumen aufzuhängen. Dann ließ

er verkündigen, daß bei weiterem Nachsetzen allen noch übrigen dasselbe Schicksal bevorstehe. So kam er im März nach Susa. Auch hier rotteten sich die Bürger zusammen und erklärten, den Kaiser wollten sie zwar ziehen lassen, aber alle italienische Geiseln müßten diesseits der Alpen bleiben. Friedrich wies diese Forderung zurück, und nun wollten ihn die Einwohner am frühen Morgen im Schlaf überfallen. Indeß ward der Anschlag verrathen und ein treuer Ritter, Hermann von Siebeneichen, dem Kaiser an Gestalt ähnlich, legte sich, wie die spätere Sage erzählt, in dessen Bett, während Friedrich verkleidet, nur mit fünf Begleitern, bei nächtlicher Weile glücklich entkam. Als die Bürger diese Täuschung erkannten, ehrten sie die edle Gesinnung des Dienstmannes und schonten seines Lebens. Nach Friedrich's Abzuge wurden alle deutschen Beamten und Besatzungen aus den italienischen Städten gejagt, fast ganz Italien in das große Bündniß aufgenommen, Mailand wieder befestigt, Paschalis in seinem Palast so gut als gefangen gehalten, und an der Grenze von Montferrat, dessen Markgraf dem Kaiser bis zuletzt anhing, am 1. Mai 1168 eine feste Stadt erbaut, die Friedrich zum Trotz nach dem Namen des von ihm bestrittenen Papstes Alessandria genannt und sofort von seinen eifrigen Feinden bis zur Zahl von 15,000 Einwohnern bevölkert wurde. Unterdessen starb am 20. September dieses Jahres in Rom auch Paschalis III.; aber die erneute Hoffnung auf eine Ausgleichung der langen Kirchenspaltung schlug nochmals fehl, denn gerade jetzt war die kaiserliche Partei am wenigsten zum Nachgeben geneigt. Es wurde noch ein dritter Gegenpapst, Calixtus III. gewählt, den Friedrich bestätigte.

Der Kaiser blieb nun über sechs Jahre in Deutschland, da er wohl einsah, daß ohne neue große Rüstungen und Streitkräfte wider die vereinigten italienischen Städte nichts auszurichten sein würde. Nach so großen Anstrengungen, nach zweimaliger Eroberung Mailand's, nach vier wiederholten Zügen, stand es dort um die Hoheitsrechte und um die Aussicht, festen Fuß zu fassen, weit schlimmer, als vor dem ersten. Auch war seine Gegenwart im Vaterlande sehr nöthig geworden. Eine große Fehde hatte sich gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, erhoben. Dieser tapfere Fürst, der an Macht und Ansehn in Deutschland dem Kaiser nur wenig nachstand und an politischer Einsicht ihn vielleicht überragte, eine kräftige, fast gewaltsame und bei aller Berechnung rücksichtslose Natur, war nach der Einnahme von Mailand (1162) nach Deutschland zurückgekehrt und seitdem nicht wieder in Italien gewesen, sondern hatte zu Hause sein Land, durch glückliche

Feldzüge gegen die wendischen Völker im heutigen Mecklenburg und Pommern beträchtlich erweitert. Durch zahlreiche Burgen und Ansiedelungen holländischer und flamländischer Colonisten in den verödeten Landstrichen sicherte er seine Erwerbungen und verschaffte ihnen eine Menge fleißiger Ackerbauer. Solche Fortschritte erweckten den Neid der Nachbarn, und vermehrten die Furcht der sächsischen Fürsten und Großen vor einer Macht, deren Gewicht sie schon empfanden; nicht unmöglich auch, daß Reinald von Cöln seine Hand dabei im Spiel hatte und das Feuer schürte. Sie vereinigten sich mit den Bischöfen, denen Heinrich durch willkürliche Eingriffe in ihre Wahlen verhaßt war, und fielen, während des Kaisers Abwesenheit, von allen Seiten über ihn her (1166). Seine Hauptfeinde waren die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen, der Bischof Hermann von Hildesheim, der Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg*), Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen. Heinrich wurde durch die Anzahl nicht erschreckt. Ein großer eherner Löwe, den er vor der Burg seiner Residenz Braunschweig aufstellen ließ, sollte das Sinnbild seiner entschlossenen Tapferkeit sein. Für das seiner Tyrannei und Raubsucht erklärten es die Gegner. Zwar gab er einen Theil seiner wendischen Eroberungen dem einheimischen Fürsten Pribislav unter der Bedingung zurück, daß er sein Lehnsmann bleibe und das Christenthum so wie die eingewanderten Deutschen schütze; aber den Bischof von Lübeck vertrieb er aus seinem Sitze, dem Erzbischof von Magdeburg verwüstete er sein ganzes Land, und schon wollte er sich auch gegen die Anderen wenden, als der zurückkehrende Kaiser alle Streitenden auf einen Reichstag nach Bamberg (1168) beschied. Jeder mußte hier das Genommene wieder herausgeben und Frieden versprechen.

Noch verschiedene andere Reichstage hielt Friedrich I., auf denen ähnliche Zwistigkeiten geschlichtet, Erbschaften übernommen, Lehen ein=

*) Dieser hatte, nach dem Vertrage König Konrad's mit Heinrich dem Löwen, die Nordmark erhalten und war, wie erzählt wird, durch das Testament eines wendischen Fürsten Pribislav zum Erben seiner Länder eingesetzt worden; wahrscheinlich hatte er sich nach dem Tode desselben, mit Unterstützung der Wittwe, in Besitz gesetzt und sich nunmehr Markgraf von Brandenburg genannt. Die Wenden kamen zwar späterhin, unter der Führung eines Neffen des Pribislav, Jatzo, noch einmal in den Besitz der Stadt; aber Albrecht nahm sie ihnen 1157 wieder ab, und erweiterte seine Herrschaft am rechten Elbufer durch Eroberungen. Zahlreiche Anbauer aus den Niederlanden bevölkerten und cultivirten auch die Mark Brandenburg, die nunmehr ein völlig deutsches und christliches Land wurde.

gezogen und wieder vergeben, auch Strafgelder auferlegt wurden. Auf einem derselben, zu Bamberg (1169), ließ er seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen, obschon er erst fünf Jahre zählte, und zu Aachen vom Erzbischof von Köln krönen. In der Folge versorgte er auch seine übrigen vier Söhne mit Herrschaften. Friedrich erhielt das durch den in Italien erfolgten Tod des Herzogs Friedrich von Rothenburg, Konrad's III. Sohn, erledigte Herzogthum Schwaben, Konrad die Güter desselben, Otto die Grafschaft Burgund, das Erbe seiner Mutter, und Philipp, der noch sehr jung war, einige geistliche Güter. Schon damals scheint Heinrich der Löwe sich durch den Kaiser verletzt gefühlt zu haben; sein Oheim Welf hatte von ihm und dann vom Kaiser Geld entleihen wollen; was er abschlug, gewährte der Letztere, der nun von dem kinderlosen Herzog zum Erben aller welfischen, in Schwaben und Italien belegenen Hausgüter eingesetzt ward. Heinrich, sich beeinträchtigt glaubend und tief erbittert, verließ das Vaterland und unternahm einen Zug ins gelobte Land, ward in Constantinopel ehrenvoll aufgenommen, erreichte Jerusalem glücklich, und kehrte eben so wohlbehalten nach Deutschland wieder zurück.

Endlich, im Anfang des September 1174, trat Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften, auf mehreren Reichstagen besprochenen Zug nach Italien an. Vorausgeschickt hatte er schon drei Jahre vorher den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Truppen. Dieser war nach dem Tode Reinald's des Kaisers rechte Hand geworden, ohne freilich für den Verlust vollen Ersatz zu bieten, wenngleich er ihm als Kriegsmann voraus sein mochte. Ihm kosteten, wie Albert von Stade berichtet, die Geliebten und die Pferde mehr als dem Kaiser seine ganze Hofhaltung. Man sah ihn in seinem hyacinthenen Wappenrock, den eisernen Panzer darunter, den goldenen Helm auf dem Haupte, die Keule in der Hand, überall wo es Gefahr gab. Derselbe Geist belebte die Geistlichen seines Gefolges: wurden Schlösser und Burgen erstürmt, so waren sie gewiß nicht unter den letzten. Eilig durchzog er Oberitalien, entging den Lombarden und brachte Toscana und die Romagna zum Gehorsam. Der Kaiser brach von der burgundischen Seite, über den Cenis, in die Lombardei ein, ließ Susa zur Vergeltung der ihm zugefügten Schmach in Brand stecken, und ging auf die neue Stadt Alessandria los. Asti öffnete ihm freiwillig die Thore. Aber vor Alessandria fand er lebhaften Widerstand. Die Einwohner vertheidigten sich standhaft, die Witterung war ungünstig, die Stadt außerdem durch ihre Lage trefflich geschützt. Er mußte, da ein lombardisches Heer zum Entsatz nahte, im

Frühling 1175 die Belagerung wieder aufheben. Es wurde nun zwar zu Montebello bei Pavia ein Waffenstillstand geschlossen, um während desselben Unterhandlungen zu pflegen, allein sie hatten keinen günstigen Erfolg. Noch standen die Parteien einander zu schroff gegenüber, noch wollte keine von ihren Forderungen nachlassen; auch hatte der Kaiser den größten Theil seines Heeres wieder verabschieden müssen.

Des Kaisers Vertrauen auf eine günstige Wendung der Angelegenheiten konnte daher nur auf neuer Hülfe aus Deutschland beruhen, um deren willen er sich zu jenem Waffenstillstande bereit gezeigt hatte und zu deren schneller Herbeiführung er Schreiben in das Reich erließ. Aber wie erstaunte er über die Nachricht: der mächtigste Fürst, Heinrich der Löwe, sei ihm untreu und verweigere allen Beistand! Zur Entschuldigung schützte Heinrich sein Alter vor, da er doch erst sechsundvierzig Jahre zählte; sowie den Bann des Kaisers, ungeachtet er doch sechzehn Jahre hindurch keine Rücksicht darauf genommen. Gewiß hatte der Verdruß über jenen Erbschaftsvertrag Friedrich's mit Welf VI. nicht geringen Antheil an dieser Sinnesänderung des Herzogs; allein er war zu guter Politiker, als daß er sich nur hätte von einer gemüthlichen Stimmung beherrschen und leiten lassen. Der wahre Grund der Trennung lag in der Verschiedenheit der Interessen der beiden Vettern; „der Herzog wollte nicht länger als gehorsamer Reichsstand seine Kräfte für des Kaisers Zwecke verwenden, wollte im Gefühle großer Macht unabhängige Wege gehen und seine Bahnen sich selbst vorzeichnen*)". Daß er der Römerzüge überdrüssig und durch den Haß der kaum gedemüthigten Nachbarn bedroht war, mochte gleicherweise ihn bestimmen, keinesfalls aber so sehr als die Rücksicht auf seine nordischen Pläne. Der Kaiser lud Heinrich zu einer Zusammenkunft in Chiavenna am Comer See**) ein, wo er alle Mittel der Ueberredung anwandte, ja sogar endlich dem stolzen Herzoge flehend zu Füßen fiel. Heinrich erschrak zwar und suchte den Kaiser aufzuheben, beharrte aber dennoch bei seiner Weigerung. Da trat die Kaiserin hinzu und sprach: Lieber Herr, stehet auf. Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenket. So schieden Staufe und Welfe wieder als Feinde. Die anderen Fürsten indeß, besonders der Erzbischof Philipp von Köln, führten dem Kaiser mit dem Anfang des Frühlings 1176 über Como frische Völker zu.

---

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 3. Aufl. II., 168.

**) Andere verlegen diese Unterredung nach Partenkirchen bei Insbruck. Vgl. Böttiger, Heinrich der Löwe, S. 315, der dabei den Angaben Arnold's von Lübeck folgt.

Friedrich eilte, sich an ihre Spitze zu stellen, und beschloß, gegen den Rath der meisten seiner Freunde, den langen Streit mit den Lombarden durch eine entscheidende Schlacht zu enden. Er griff die ungleich stärkere Macht der Italiener am 29. Mai bei Legnano an, und stürzte sich selbst nach seiner Gewohnheit mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen. Aber die Verzweiflung der Lombarden war doch noch mächtiger; mochten auch Viele bereits fliehen, die Mailänder hielten nicht nur Stand, sondern drangen mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen der Deutschen. Friedrich's Bannerträger wurde erschlagen, seine Fahne erobert, dem Kaiser selbst das Pferd unter dem Leibe erstochen, der größte Theil seiner Deutschen getödtet und in den Tessino gedrängt, mit einem Wort, von den Italienern der vollständigste Sieg erfochten. Es ging das Gerücht, der Kaiser selbst sei geblieben, so daß seine Gemahlin schon zu Como die Trauer anlegte, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht in dem treuen Pavia wieder zum Vorschein kam.

Jetzt war Friedrich in Italien eben so verlassen wie vor acht Jahren, als er bei Nacht in niederer Kleidung entflohen. Da er aus Deutschland wenig Unterstützung mehr zu erwarten hatte, so blieb nichts übrig als Unterhandlungen zu versuchen; und vielleicht ist der Kaiser zu keiner Zeit größer gewesen als jetzt, wo er sofort die Lage der Dinge richtig begriff und in rascher Fassung das unwiederbringlich Verlorene aufgab. Doch wollte Friedrich die Unterhandlungen nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern zunächst mit dem Haupte der Christenheit anknüpfen. Daher schickte er Gesandte an Alexander, der sich, als er die ernstliche Absicht des Kaisers sah, auch sofort bereitwillig finden ließ, da auch ihm andererseits nicht daran liegen konnte, daß das neue Gegengewicht der kaiserlichen Macht in Italien, welches er in den lombardischen Städten gefunden hatte, allzu schwer und dann für ihn selbst drückend werde. Man wurde einig, daß die vorläufigen Verhandlungen in Ferrara gepflogen, die eigentliche Friedensversammlung zu Venedig gehalten werden sollte. Dorthin begab sich Alexander, dort erschienen die kaiserlichen und lombardischen Gesandten, der Kaiser selbst sollte ohne Wissen und Genehmigung des Papstes nicht nach Venedig kommen dürfen. Anfangs erhoben sich große Zweifel und Schwierigkeiten, und die Verhandlungen rückten wegen der Entfernung Friedrich's so langsam vorwärts, daß der Papst endlich bewilligte, er möge mit wenigen Begleitern nach Chioggia kommen. Erst als der Kaiser die vorläufig entworfenen Friedensbedingungen durch Gesandte hatte beschwören lassen, lud ihn der Papst durch einige Cardinäle nach Venedig, und löste ihn vom Banne. Am

24. Junius 1177 segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reichverzierten Schiffen nach der berühmten Stadt. Vor dem Eingang der Marcuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße. Daß ihn der Papst bei dieser Gelegenheit auf den Nacken getreten, ist ein Märchen. Er gab ihm vielmehr den Friedenskuß, führte ihn in die Kirche, die von den Jubeltönen des vollstimmigen Tedeums wiederhallte, und ertheilte ihm vor dem Altar seinen Segen. Am 1. August geschah der förmliche Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Papst. Die feierliche Versammlung wurde in dem Palaste des Patriarchen von Venedig gehalten. Der Papst, auf einem erhöhten Stuhle sitzend, zu seiner Rechten den Kaiser, zur Linken den sicilianischen Gesandten Romuald, Erzbischof von Salerno, hielt zuerst eine lange Rede, in der er des Kaisers Rückkehr vom Irrthum zur wahren Kirche unter dem Bilde des verirrten Schafes und des verlornen Sohnes darstellte, und ihn und seine Familie liebreich in den Schooß der Kirche wieder aufnahm. Des Kaisers Antwort war deutsch, der Kanzler Christian von Mainz mußte sie italienisch dollmetschen. Darauf wurden die Friedensartikel von vielen deutschen Reichsfürsten, den sicilianischen Abgeordneten und den Consuln der Städte Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alessandria, Padua und Venedig, auf Reliquien und dem Evangelienbuche beschworen. Die vorzüglichsten dieser Artikel waren folgende: „Der Kaiser zieht seine Hand von dem Gegenpapste Calixtus III. zurück, der mit einer Abtei abgefunden wird, und überläßt die Vogtei über die Stadt Rom dem päpstlichen Stuhle, wogegen er die Nutznießung der Mathildischen Güter noch funfzehn Jahre behält. Mit dem Könige von Sicilien (Wilhelm II., der seinem Vater Wilhelm I. 1166 gefolgt war) soll ein funfzehnjähriger, und mit den Lombarden ein sechsjähriger Waffenstillstand gehalten, während desselben aber an einem dauerhaften Frieden ernstlich gearbeitet werden.“ Der Vortheil dieses Vertrages war mehr auf der Seite des Kaisers als des Papstes, zumal da die beiden treuen Anhänger des Erstern, Christian und Philipp, auf den so einflußreichen erzbischöflichen Stühlen von Mainz und Köln bestätigt wurden, obschon sie zur Partei des Gegenpapstes gehört hatten; wogegen Friedrich nur darein willigen mußte, das Erzbisthum Salzburg an den von ihm vertriebenen mainzer Erzbischof Konrad zu überlassen.

Friedrich zog nun nach Deutschland zu neuen Kämpfen und An-

strengungen. Es galt die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens, es galt den Streit wider den Welfen, den Friedrich in der großartigen Weise seiner Politik bisher vermieden hatte und ferner vermieden haben würde, wenn jener ihn nicht durch Ungehorsam und Trotz zu eigenem Verderben hervorgerufen hätte. Bei Heinrich's großer Macht schien ein langer und verheerender innerer Krieg unvermeidlich; allein Friedrich's Entschlossenheit und Klugheit, die alte Ehrfurcht der Mitstände gegen Heinrich, und die Eifersucht des größeren Theiles der Fürsten vor dem kaiserlichen Namen erleichterten das Geschäft. Der Herzog, der vergebens versucht hatte, in Speier durch eine Beschwerde über seine Feinde dem drohenden Sturme vorzubeugen, ward zuerst auf einen Reichstag nach Worms (1179) geladen; aber er wollte sich seinen Feinden nicht freiwillig in die Hände liefern. Es ward ihm daher ein neuer Termin nach Magdeburg gesetzt, wo der Kaiser selbst ihn anklagte, und eine Menge auf ihn erbitterter Fürsten beistimmten. Der Markgraf Dietrich von Landsberg erbot sich sogar, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß der Herzog von den Italienern mit Geld bestochen worden sei, sich dem Kaiser zu entziehen. Da indessen derselbe auch hier nicht erschien, so hielt man mit der Verurtheilung noch inne, und setzte ihm in gesetzlichem Verfahren eine neue Tagfahrt nach Goslar an. Ehe diese herankam, ersuchte er den Kaiser um eine besondere Unterredung. In dieser verlangte Friedrich von ihm eine Geldbuße von fünftausend Mark und völlige Unterwerfung unter seinen Richterspruch. Dies schien dem Herzog zu schwer; er ging, und stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht. Da fiel denn endlich das Erkenntniß der Fürsten dahin aus, daß er als ein ungehorsamer Vasall in die Reichsacht zu erklären und aller seiner Lehen zu entsetzen sei. Dennoch wollte Friedrich nichts übereilen; er wünschte für den alten Freund und Kampfgenossen noch einen milden Ausweg offen zu behalten, obwohl derselbe vom Bischof von Halberstadt bereits excommunicirt und von seinen Gegnern schon angegriffen war; er ließ ihm daher noch Zeit bis zu einem Reichstage in Würzburg 1180 *). Erst als er sich auch da nicht stellte, ward das obige Urtheil nochmals bestätigt und zur Ausführung gebracht. Das Herzogthum Sachsen wurde ganz zersplittert. Den Namen eines Herzogs von Sachsen führte zwar Graf Bernhard von Ascanien, Sohn Albrecht's des Bären, in Ostfalen

*) Wenn noch andere Orte genannt werden, wie Ulm, Nürnberg, Gelnhausen, so scheint Heinrich auch nach diesen geladen zu sein, wahrscheinlich weil er als geborener Schwabe geltend machte, daß er nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden könne. Otto von St. Blasien c. 24 nennt Würzburg.

fort; aber das Ansehen und die Macht desselben konnte er nicht geltend machen. Vieles gewannen die Bischöfe und andere Stände; in dem größten Theile von Westfalen und Engern bekam der Erzbischof von Köln die herzoglichen Rechte. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser viele Jahre sehr treu gedient hatte, als Herzogthum. Noch in unseren Tagen herrscht dort das von ihm abstammende Geschlecht. Eine Zerstückelung wie die Sachsen's erfuhr Baiern nicht, doch behielt es auch nicht den ganzen frühern Umfang. Kärnthen war schon unter Otto III. als besonderes Herzogthum davon getrennt; ebenso war Oesterreich durch Friedrich selbständig geworden. Jetzt wurden die Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg u. s. w. reichsfrei. Auch die Grafen von Andechs, die sich von nun an Herzöge von Meran nennen, die Markgrafen von Steier und Krain erhielten um diese Zeit stillschweigend oder durch ausdrückliche Erklärung die Reichsunmittelbarkeit.

In Baiern wurden die Anordnungen des Kaisers rasch in Vollzug gesetzt. In Sachsen leistete Heinrich zwar eine Zeitlang tapfere Gegenwehr, fiel über die kaiserliche Reichsstadt Goslar her, besiegte auch das Heer des Erzbischofs von Köln, eroberte Halberstadt, steckte Kalbe, Mühlhausen und Nordhausen in Brand, bekam den Bischof von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen, und kehrte mit reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Aber bald (1180) rückte Friedrich selbst mit einem großen Heere in Sachsen ein, und bezwang in wenigen Tagen die meisten Schlösser und Burgen. Dann setzte er den Vasallen Heinrich's eine Frist bis Martini, da sich denn die meisten um so schneller unterwarfen, weil Heinrich, durch seine Erfolge übermüthig, nicht einmal mit seinen Anhängern glimpflich verfuhr, sondern unter Andern auch den Grafen Adolf von Holstein feindselig behandelte. Allein in den größeren Städten war der Widerstand heftiger. Darüber verging die Kriegszeit und Friedrich sah sich genöthigt, im folgenden Jahre einen zweiten Feldzug zu eröffnen. Lübeck und Lüneburg wurden belagert. Heinrich warf sich in das stark befestigte Stade, sah sich aber doch zuletzt so sehr von allem Beistand verlassen, daß er um Gnade bitten mußte. Es ward ein Reichstag auf den November 1181 nach Erfurt ausgeschrieben. Hier warf sich der gebändigte Löwe dem Sieger zu Füßen, der, von einem solchen Schicksalswechsel auf das Tiefste ergriffen, ihn gütig aufhob und mit Thränen umarmte. „Du bist das eigene Werkzeug Deines Falles," sprach der Kaiser. Aber verziehen wurde dem Herzoge darum nicht; denn weder wollte Friedrich, einer augenblicklichen Rührung wegen, die Ruhe des Reiches in Gefahr setzen; noch durfte er es

um der übrigen Fürsten willen, deren Viele sich, bei ihrem gewaltigen Hasse gegen Heinrich, dann von ihm abgewandt haben würden. Heinrich blieb seiner Herzogthümer verlustig und wurde sogar auf drei Jahre aus dem Reiche verwiesen; doch sollten die ihm eigenthümlich gehörenden braunschweigischen und lüneburgischen Lande ihm und seiner Familie verbleiben. Er ging mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, Heinrich II. So schnell wurde einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit vernichtet, und mit seiner Demüthigung schien der Glanz des welfischen Hauses zu erbleichen. Doch hat der stehen gebliebene Stamm in der Folge noch zahlreiche Sprößlinge getrieben. Das herzoglich braunschweigische Haus und die jetzige hannover'sche Königsfamilie stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab.

Unterdessen war der sechsjährige Waffenstillstand in Italien verlaufen, und der Kaiser, der sich, wie wir oben hervorhoben, nach der Schlacht bei Legnano über das Unzureichende seiner Kräfte und über die italienischen Verhältnisse nicht mehr täuschte, suchte denselben in einen Frieden zu verwandeln. In der That wurden zunächst auf einem Städtetage in Piacenza die Vorfragen verhandelt, dann kam auf einem großen Reichstage zu Konstanz der berühmte, nach dieser Stadt genannte Friede (unterzeichnet am 24. Junius 1183) zu Stande, dessen Hauptpunkte folgende waren. Alles Vergangene wird gegenseitig vergeben und vergessen. Die Städte sollen alle Regalien und Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten und ausüben; außerhalb der Stadt aber nur die, welche ihnen verliehen worden sind. Die zweifelhaften sollen untersucht, oder wenn man es darauf nicht ankommen lassen will, mit zweitausend Mark Silbers jährlich abbezahlt werden. Appellationen in Sachen über fünfundzwanzig Pfund Reichsmünze gehen an den Kaiser, welcher zu diesem Zweck in jedem Bisthum oder jeder Stadt einen Stellvertreter ernennen wird. Ist er aber selbst anwesend, so wird Alles vor sein Gericht gebracht. Alle Consuln, Podesta und Obrigkeiten werden von den Bürgern erwählt, aber von dem Kaiser mit ihrer Würde belehnt. Sie leisten so wie die Vasallen den Lehnseid. Desgleichen sollen alle Bürger von siebzehn bis siebzig Jahren dem Kaiser Treue schwören, und diese Huldigung alle zehn Jahre erneuen. Bei des Kaisers Eintritt in Italien sollen ihm die Städte Wege und Brücken in Stand halten und die Lebensmittel für ihn und sein Gefolge allenthalben liefern, dagegen verspricht der Kaiser, keine Stadt durch zu langen Aufenthalt zu drücken. Mauern und Festungswerke endlich, ja alle Arten von Bündnissen unter

einander sollen den Bürgern erlaubt sein; aber sie schwören, die nunmehr festgestellten Besitzungen und Rechte des Kaisers überall zu schützen und zu erhalten. So mußte Friedrich jetzt den Städten im Wesentlichen doch fast Alles zugestehen, was ihnen vor fünfundzwanzig Jahren auf dem Felde von Roncaglia abgesprochen worden war.

Der Friede, welcher nun nach so langem Zwiste in Deutschland und Italien wie in der Kirche herrschte, bewog den Kaiser ein Reichsfest zu geben, wie es noch nicht gesehen worden war. Die nächste Veranlassung dazu war die feierliche Ertheilung der Ritterwürde an seine beiden älteren Söhne. Zu Pfingsten 1184 versammelten sich seiner Aufforderung gemäß zu Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Der Zulauf der Fremden, die sogar aus Frankreich, England und Italien zusammenströmten, war so groß, daß die Stadt Mainz sie nicht fassen konnte, und deßhalb eine große Ebene vor den Thoren zu Hülfe genommen werden mußte, auf der beinahe eine zweite Stadt von Zelten errichtet ward. Der Erzbischof von Köln hatte allein ein Gefolge von mehr als viertausend Menschen bei sich. Sämmtliche Fürsten und Edlen, ja alles Volk wurde drei Tage lang herrlich vom Kaiser bewirthet, wozu eine unglaubliche Menge Lebensmittel und Wein herbeigeschafft worden war. Dieser Ueberfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Frauen, die mannichfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Und der Kaiser, in dem Hoheit und Milde sich wunderbar verbanden, thronte in der Mitte dieser Herrlichkeit, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen und von seiner Krone herabzustrahlen schienen. Wie groß der Eindruck des ganzen Festes auf die Mitwelt war, ermessen wir nicht nur aus den Berichten der Geschichtschreiber, sondern auch aus den Darstellungen der Dichter, von denen manche, unter Anderen Heinrich von Veldeke, zugegen waren und die Tage im Gesange verherrlichten. „Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland kaum wieder ein gleiches gefeiert hat."

Unterdessen war Alexander III. bereits seit mehreren Jahren gestorben (30. August 1181). Hatte Friedrich seine Aufgabe und Stellung hoch gefaßt und mit ungewöhnlicher Kraft aufrechterhalten, so war ihm dieser Papst völlig ebenbürtig gewesen, dessen Wirksamkeit nicht wie die Gregor's VII. ein fortwährend sich steigernder Triumph, sondern ein heldenmüthiges Ringen ist und der bei dem endlichen Erfolge seine Größe

zugleich in der Selbstbeherrschung und Mäßigung bewährt*). Seine nächsten Nachfolger waren ihm nicht im Entferntesten gleich. Hubald von Lucca, der als Papst den Namen Lucius III. annahm, mußte durch den kriegerischen Christian von Mainz gegen die Unbeständigkeit der Römer geschützt werden, bei welcher Gelegenheit der Letztere starb; nach dessen Tode ward er von den Römern dennoch vertrieben und suchte nun in einer Zusammenkunft zu Verona Hülfe beim Kaiser (1184), der jetzt Italien wieder besuchte. Beide hohe Häupter saßen hier einer Reichs- und Kirchenversammlung vor, die vom August bis in den November währte. Es entstand aber über die Anrechte der während der Kirchenspaltung von den Gegenpäpsten geweihten Geistlichen so viel neuer Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser, daß der Letztere die Unterhandlungen abbrach, und dagegen beschloß, die alten Verbündeten des römischen Stuhles, die Lombarden, für sich zu gewinnen. Er begab sich daher nach Mailand, wurde ehrenvoll aufgenommen, und schloß mit dieser ihm früher so verhaßten Stadt einen Vertrag zur Aufrechthaltung des konstanzer Friedens (1186). Im November desselben Jahres starb Lucius III. zu Verona, und sein Nachfolger, Urban III., fürchtete gleichfalls der Römer Widerspenstigkeit in solchem Grade, daß er, wie Jener, seinen Sitz zu Verona aufschlug. So wenig galten die Beherrscher der Welt in ihrer eigenen Stadt.

Friedrich war mit dem vorgerückten Alter, nach harten Kämpfen und Erfahrungen, ruhiger und milder geworden. Der Groll gegen die aufblühenden italienischen Städte war aus seinem Herzen gewichen; er freute sich in Italien wie in Deutschland wohlverdienter Ruhe, so wie eines heiteren genußreichen Lebens; und eine neue Aussicht, welche sich ihm in diesen Jahren öffnete, verhieß ihm auf friedlichem Wege eine Vermehrung und Befestigung von seiner und seines Hauses Macht in Italien, wie er sie in jüngeren Jahren durch Waffengewalt zu erreichen kaum geträumt haben mochte. König Wilhelm II. von Sicilien (1166 bis 1189) war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seines Vaters Schwester Constantia. Um diese ließ Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten und brachte nach einigen Unterhandlungen die Verbindung wirklich zu Stande. Hundertundfunfzig schwer beladene Saumrosse trugen den reichen Brautschatz nach Mailand. Hier wurde am 27. Jan. 1186 die Vermählung des einundzwanzigjährigen Heinrich und der Constantia, welche zehn Jahre mehr zählte, durch den Patriarchen von Aqui-

*) Vgl. Reuter, Gesch. Alexander's III. 2. Aufl. I. S. 51.

leja vollzogen. Deutsche, lombardische und normannische Edle strömten von allen Seiten zusammen, und die Festlichkeiten und Ritterspiele übertrafen an Pracht und Glanz Alles, was die frühere Zeit in solcher Weise gesehen hatte.

Dieses Ereigniß, wodurch die normannische, der Kirche bisher hülfreiche, den Kaisern feindselige Macht von nun an mit der kaiserlichen vereinigt ward, und welches in nicht allzu ferner Zukunft Staufische Reiche von Mittag und Mitternacht zeigte, aber freilich auch die Nachfolger Friedrich's noch tiefer in die italienischen Interessen verflochten hat, erschreckte Urban und steigerte die Erbitterung zwischen ihm und dem Kaiser. Urban beschwerte sich, daß der Kaiser die Mathildinischen Güter der Kirche vorenthalte, und bestritt ihm das Spolienrecht, vermöge dessen sich die Kaiser die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Bischöfe zueigneten*). Als nun Urban auch den von Friedrich verworfenen Volkmar zum Erzbischof von Trier weihte, kam es zum offenen Bruche. Der Papst suchte die deutschen Bischöfe gegen Friedrich aufzureizen, und gewann in der That den Erzbischof Philipp von Köln, der durch die Sprengung des Welfenreiches der mächtigste Fürst Deutschland's geworden, auf einer Reise nach England aber mit Heinrich dem Löwen zusammengetroffen war und nun an der Spitze eines Fürstenbundes dem Kaiser seine Erhöhung mit Undank lohnte. Da überließ Friedrich seinem Sohne die Regierung Italien's, kehrte nach Deutschland zurück, und berief die deutschen Prälaten und Fürsten zu einem Reichstage nach Gelnhausen. Hier stellte er ihnen vor, wie seine Vorgänger im Reiche so manche und wichtige Kaiserrechte der Kirche geopfert, und wie er hier Alles beim Alten gelassen, wie aber die Päpste immer größere Ansprüche machten, und daß es jetzt seine Pflicht sei, das Uebrige desto standhafter zu behaupten. Durch seine Worte bewegt, versprachen die Bischöfe an den Papst zu schreiben, und ihn zum Frieden und zu billigen Gesinnungen aufzufordern. Friedrich beharrte nun um so mehr bei seinem Widerstande, und vertrieb im folgenden Jahre (1187) den Erzbischof Volkmar, so wie die ihm gleichfalls ungehorsamen Bischöfe von Metz und Verdun aus ihren Sitzen.

*) Die Spuren dieses Gebrauchs lassen sich bis ins neunte Jahrhundert und noch weiter zurück verfolgen. Es wurde als ein Einkommen des Schirmvogtes für seine Bemühungen betrachtet. Wie der Kaiser bei den Bischöfen, so nahmen es andere Schutzherren bei geringeren Geistlichen in Anspruch, indem sie den Nachlaß derselben ungeachtet der von den Synoden erlassenen Verbote an sich rissen.

10. Der dritte Kreuzzug.

(1189—1190.)

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Deutschland war Urban schon entschlossen, den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen, als ihn selbst der Tod ereilte (October 1187), und zugleich die traurige Kunde aus dem Morgenlande erscholl, Jerusalem sei nach einem achtundachtzigjährigen Besitz durch Saladin den Christen wieder entrissen, und dort nichts mehr in ihren Händen, als Antiochien, Tripolis und Tyrus.

Jussuf Saladin Eyub's Sohn war aus kurdischem Stamme und im Dienste Nureddin's (s. o.) emporgestiegen. Als dieser 1168 ein Heer nach Aegypten sandte, um den jerusalemitischen König Amalrich, der, von dem fatimidischen Vezir Schaver gerufen, das Land mit unerträglichen Erpressungen drückte, zu vertreiben und zugleich für die Ausbreitung der eigenen Herrschaft über jenes Land einen Anhalt zu gewinnen, begleitete Saladin die Truppen, welche sein Oheim Schirkuh befehligte. Schon damals war er die Seele der Unternehmung; als aber Schirkuh, der nach mancherlei Kämpfen selbst Vezir in Aegypten geworden war, starb, und der Neffe ihm in dieser Würde folgte, entwickelten sich seine ausgezeichneten Herrschertalente in vollem Maße. Er war jetzt der That nach schon Gebieter des Reiches, obgleich er noch immer die Rolle eines Statthalters Nureddin's spielte. Der letzte Nachkomme Obeidallah's, Aded, starb 1171, ohne daß ein Anderer an seine Stelle trat. Im Wesentlichen wurde dadurch nichts geändert, nur erkannte man nunmehr den sunnitischen Chalifen zu Bagdad als geistliches Oberhaupt an. Indeß wäre über die weltliche Herrschaft Aegypten's zwischen Nureddin und Saladin Krieg ausgebrochen, wenn Jenen nicht 1174 der Tod hingerafft hätte. Nunmehr wurde Saladin von Keinem der Thron mehr streitig gemacht. Ueber die vorzüglichen Eigenschaften dieses großen Fürsten sind auch die christlichen Schriftsteller einig. „Er war ehrgeizig und verschmähete in seiner Herrschbegier kein Mittel, ein strenger Muselmann und als solcher oft fanatisch bis zur Grausamkeit, sonst aber weiten Geistes und großen Herzens, freigebig und heiter, jeder geistigen Regung wie jedem sittlichen Antrieb zugänglich, zuweilen leichtsinnig in kleinen Dingen, aber entschlossen und gewaltig bei jeder großen Aufgabe, eine von jenen großartigen Naturen, die in jedem Sinne über das gewöhn=

liche Maß hinausschreiten"*). Die Zwistigkeiten, welche nach Nureddin's Tode in dessen Hause ausbrachen, benutzte er, um nach und nach alle Länder desselben an sich zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich endlich von Kairo bis nach Aleppo, und umschloß im Halbkreise den schmalen Küstenstrich des Reiches von Jerusalem. Einen gefährlichern Feind hätten die morgenländischen Christen nicht erhalten können; aber so wenig Kräfte und Mittel sie auch in Bewegung setzen konnten, ihm zu widerstehen, so sehr ließen sie es doch an einem besonnenen und aufrichtigen Benehmen fehlen. Innere Streitigkeiten hinderten eine zusammenhängende und nachdrückliche Vertheidigung, wenn auch tapfere Thaten im Einzelnen geschahen, und die sittliche Erschlaffung der Pullanen (so nannte man die dortigen Christen) ließ es zu keinem begeisterten, alle anderen Interessen hintansetzenden Aufschwung kommen, der das Reich in dieser Lage allein hätte retten können. Nach langen fast ununterbrochenen Kämpfen wurde 1184 ein Stillstand mit Saladin geschlossen. Dem vorhingenannten König Amalrich war 1174 sein Sohn Balduin IV. gefolgt, der an einem aussatzartigen Leiden dahinsiechend, die Regierung nicht zu führen vermochte. Es ward deßhalb für seine Schwester Sibylle ein Gemahl in der Person des ritterlichen Guido von Lusignan gesucht, der auch die Herrschaft antrat, aber in dieser gefährlichen Lage des Reiches um so weniger für seine Stellung paßte, weil er bei aller persönlichen Tapferkeit unbeholfen und den Baronen, besonders dem mächtigen Grafen Raimund von Tripolis verhaßt war. Obwohl 1185 Balduin IV. und 1186 auch Balduin V., der Sohn Guido's und Sibylle's, gestorben waren und die Regierung nun unbestritten in den Händen der Letzteren lag, so vermochten sie doch in ihrer Ohnmacht nicht, einen unruhigen Ritter, Reinald von Chatillon, von Gewaltthaten abzuhalten. Er überfiel Saladin's Mutter, welche der Uebereinkunft vertrauend durch die Länder der Christen zog, raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter. Da Guido nun sogar Genugthuung weigerte, kam es zum Kampfe. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (4. Juli 1187) wurden die Christen völlig besiegt, König Guido, sein Bruder, der Großmeister der Tempelherren und viele andere Edle wurden gefangen. Großmüthig reichte Saladin in seinen Gezelten dem König den Becher der Gastfreundschaft; aber der Verräther Reinald empfing von seiner Hand den Todesstreich. Sidon, Joppe, Berytus, Akkon und andere Städte (das

*) Vgl. die Charakteristik des Sultans von v. Sybel in den Münchener Wissenschaftlichen Vorträgen. Braunschweig 1858. S. 90.

einzige Tyrus ward durch die Ankunft eines italienischen Geschwaders unter Konrad von Montferrat behauptet) fielen in Folge jenes Sieges in die Hände des Sultans; endlich auch Jerusalem, nach einem Vertrage, der die Lösung der Einwohner mit zehn Goldstücken für den Mann, fünf für das Weib und eins für das Kind festsetzte. Am 3. October hielt Saladin seinen Einzug. Die Kreuze wurden herabgestürzt, der Tempel Salomo's von den heiligen Zeichen und Geräthen der Christen gereinigt, und hier die Gläubigen zum Gebete versammelt. Vierzig Tage Frist hatten die Bürger zur Aufbringung des Lösegeldes. Während dieser ganzen Zeit geschah weder Mord noch Gewaltthat. Zweitausend Christen, die sich nicht loskaufen konnten, und deßhalb nach der Capitulation Gefangene der Türken sein sollten, gab Saladin frei; und als auch dann noch viele Arme hätten zurückbleiben müssen, bewilligte er großmüthig jedem den Abzug, der sein Unvermögen nachweisen konnte. Endlich zogen die Auswandernden an ihm vorüber, ihre bewegliche Habe mit sich führend. Da flehten die Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefangenen um Gnade, und der Sultan schenkte allen ihren Angehörigen die Freiheit. Unter die Familien, deren Männer und Väter geblieben waren, unter die Kranken und Armen ließ er 200,000 Goldstücke austheilen. So milde behandelte Saladin die Feinde seines Glaubens; so wenig glich die Eroberung Jerusalem's durch Kurden und Seldschucken der durch die christlichen Kämpfer des ersten Kreuzzugs.

Die Nachricht von dem Verluste der heiligen Stadt erweckte in Europa, wo man seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges für das Morgenland kühler geworden war, allgemeine Bestürzung und regte zugleich in den Fürsten und Rittern alle die religiös-romantischen Gefühle wieder auf, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Der Papst Urban III. soll vor Schmerz darüber gestorben sein, daß das Kleinod, das der zweite Urban für die Christenheit gewonnen, unter dem dritten eingebüßt worden. Sein Nachfolger Gregor VIII. stellte sich sofort friedlich und freundlich zu den Vertretern der weltlichen Macht und sandte seine Legaten mit beweglichen Schreiben durch die ganze Christenheit. Er starb schon im December 1187, aber sein Nachfolger Clemens III. ging auf dem Wege der Versöhnung mit dem Kaiser weiter. Alle Welt war gespannt, welchen Entschluß dieser fassen würde, und es gab gar Viele, die es nicht wünschten, daß er sich an dem Kreuzzuge betheilige. Er hatte 37 Jahre, mit wechselndem Glücke zwar und geringem Erfolge, aber stets mit gleicher Kraft und wachsendem Ruhme regiert, er fühlte sich noch fähig, in dem großen

Kampfe zweier Welten eine Entscheidung zu geben, er schritt zur That, vielleicht von religiösen Motiven wie von Ruhmliebe gleichsehr bestimmt. Allein während er sich vorbereitete, die lange Reihe seiner Thaten mit einem Kreuzzuge zur Ehre Gottes zu beschließen, während er auf einem Tage zu Mainz, zu dem er in den Fasten 1188 die Reichsfürsten berief, den Erzbischof Philipp von Köln wieder zu Gnaden annahm, versäumte auch Saladin nichts um den Orient, zu dem die Kunde von der unermeßlichen Bewegung des Abendlandes drohend gelangte, kampfbereit zu machen. „Er rief den Glaubenseifer aller Mohammedaner wach, und aus allen Himmelsgegenden strömten ihm Freiwillige zu, Kurden und Perser, Nomadenstämme aus der Bucharei, Negerhorden aus den Grenzen Nubien's, ein Volk von Larven und Teufeln, wie die Franken sagten." So gingen zwei an Größe und Bewußtheit ähnliche Fürsten, zwei feindliche Bekenntnisse in einen gewaltigen Kampf, der entscheidend zu werden schien, und in dem doch gerade der Theil unterlag, dem späterhin der Sieg werden sollte und mußte.

Da Friedrich schon als Jüngling im Gefolge seines Oheims Konrad III. die Schwierigkeiten einer solchen Heerfahrt kennen gelernt hatte, so ging er mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke; mochte auch das Heer kleiner sein als eines der früheren, es sollte wenigstens geleitet von einer Hand und regelrecht geordnet davonziehen. Er schickte überdies Gesandte an den König von Ungarn, an Kilidsch Arslan II., den Sultan von Iconium, und an den griechischen Kaiser Isaac Angelus, voraus. Alle drei versprachen Unterstützung. Vor allem lag ihm daran, daß in seiner Abwesenheit die Ruhe im Reiche nicht zu sehr gefährdet werde. Deßhalb zerstörte er vor dem Aufbruche mehrere Raubschlösser, und erließ einen Friedebrief, in welchem er jede Fehde durch sichere Boten drei Tage vorher anzusagen befahl. Mord und Brand sollte mit des Reiches Acht bestraft werden. Auch mußte Heinrich der Löwe, welcher 1185 nach Deutschland zurückgekehrt war, das Reich von neuem auf drei Jahre meiden. Um das Heer von unnützem und lästigem Gesindel frei zu erhalten, ging das Verbot aus, daß Niemand sich dem Zuge anschließen solle, der nicht wenigstens drei Mark Silber mitnehmen könne. Nach allen Seiten entwickelte der Kaiser bei seiner letzten Erhebung noch einmal die ganze Fülle seiner reichen und immer jugendstarken Natur.

Am St. Georgentage (23. April) 1189 ging der Zug in bester Ordnung von Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, ab. Die Fürsten, welche den alten Kaiser begleiteten, waren sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge Berthold von Meran und

Ottokar von Steiermark, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolf von Holstein, Graf Rupert von Nassau, die Bischöfe von Würzburg, Osnabrück, Meißen, Passau und andere. Am Pfingstfest war man in Presburg, wo der Kaiser mit den deutschen Fürsten, welche ihm bis dahin gefolgt waren, die letzte Berathung über die Angelegenheiten des Reiches hielt, und seinem ältesten Sohne, dem römischen Könige Heinrich, die Regierung übertrug. Vor Gran kam der König von Ungarn, Bela III. (1173—1196), dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der Herzog Friedrich mit einer Tochter dieses Fürsten verlobt. In der Gegend von Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer funfzigtausend Rittern noch eine eben so große Zahl streitfähiger Mannschaft.

An Isaac Angelus wurden neue Gesandte abgeordnet; allein dieser Monarch, der befürchtete, Friedrich's Absicht ginge eigentlich auf die Eroberung des griechischen Reiches, zeigte sich unerwartet treulos. Er ließ die Botschafter in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer, statt der verheißenen Vorkehrungen, verlegte Pässe und Verhaue, und Haufen von Bulgaren, die, durch griechisches Gold gereizt, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Die große Stadt Philippopolis in Thracien war von der Besatzung und fast von allen Bewohnern verlassen, aber die in der Nähe aufgestellten griechischen Schaaren übten Feindseligkeiten, so daß die Deutschen dieses Land nun ganz als ein feindliches behandelten und unermeßliche Beute einbrachten. Die Gesandten Friedrich's entließ Kaiser Isaac zwar jetzt, zeigte aber noch immer keine friedlicheren Gesinnungen. Vielmehr predigte der Patriarch von Constantinopel in Gegenwart vieler Lateiner in der Sophienkirche: wer hundert dieser deutschen Kreuzfahrer tödte, könne dadurch für zehn Mordthaten Ablaß erhalten; und Isaac selbst erließ ein drohendes mit lächerlichen Prahlereien erfülltes Schreiben an Friedrich. Dieser aber brach am 3. November von Philippopolis auf, vor ihm her zogen fluchtartig die griechischen Truppen. In Adrianopel, welches man von den meisten Einwohnern verlassen fand, beschloß er den Winter über zu bleiben. Demotica aber und einige andere feste Plätze wurden von dem Herzoge von Schwaben mit stürmender Hand genommen, und die darin befindlichen Besatzungen niedergehauen. Da sah Isaac denn, daß er einlenken müsse. Es kam im Februar 1190 ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem der griechische Kaiser versprach, den Durchzug unge=

stört zu verstatten und das Kreuzheer mit aller nöthigen Zufuhr zu versorgen. Friedrich dagegen gelobte allenthalben gute Mannszucht zu halten und Niemand zu beschädigen.

Sechs Tage dauerte die Ueberfahrt über den Hellespont, die auf griechischen Schiffen geschah. In Asien waren die Schwierigkeiten nicht geringer, zumal da auch die Seldschucken von Iconium treulos erfunden wurden. Der Zug über das Gebirge kostete unzähligen Menschen und Pferden das Leben. Die letzteren wurden größtentheils von den hungrigen Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, fielen den Zug bald hier bald dort an, konnten aber sehr selten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Dennoch kam das unverdrossene deutsche Heer endlich nach Iconium, wo die ganze, an Zahl weit überlegene Macht der Seldschucken versammelt war. Es erfolgte ein mehrtägiges verzweiflungsvolles Treffen. Als die Gefahr am größten war, viele zagten und andere wichen vor dem harten Drängen der Feinde, rief der Kaiser: „Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimath gezogen seid, mit eurem Blut das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet, Christus siegt!" So sprechend warf er sein Roß im Kreise herum, daß er Raum gewann und rannte vor Allen weit der erste, wie ein Löwe wider die Heiden. Diesem Anlauf konnten die Feinde nicht stehen. Am 18. Mai wurde die Stadt erstürmt und so unermeßliches Gut erbeutet, daß nicht einmal alles fortgebracht werden konnte. Dies erfrischte Muth und Kraft der abgezehrten Pilger; sie brachen am 26. Mai wieder auf, zogen durch Cilicien dem Taurus zu. Schon gab Saladin die Hoffnung auf, sich gegen den Kaiser zu halten; er entschloß sich über den Euphrat zurückzuweichen, die Emire räumten die eroberten Städte; was kein anderes fränkisches Schwert zu leisten vermochte, das hatte der Schatten der Annäherung des Kaisers gethan. Aber hiermit war diesem die Grenze bestimmt; die Verwirklichung seines Strebens ward ihm in Asien so wenig als in Europa gegönnt. „Das Heer hatte Cilicien betreten und schickte sich an, das reißende Bergwasser des Seleph oder Kalycadnus zu überschreiten. Der Zug ging am 10. Juni 1190 langsam über die schmale Brücke, und der Kaiser, ungeduldig voran zu kommen, trieb sein Roß in die Wellen, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Da faßte ihn plötzlich die tobende Strömung und riß ihn vor den Augen der Seinen hinweg; als man ihn weiter abwärts aus den Fluthen zog, war er eine Leiche." Ueber alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer seines Heeres, das, in

tiefer Niedergeschlagenheit weiter ziehend, seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte.

Viele aus dem Heere gingen hierauf schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück; der größere Theil setzte, unter Herzog Friedrich's Anführung, den Zug über Tarsus nach Antiochien fort, wo man wegen böser Krankheiten, die Unzählige wegrafften, acht Wochen liegen bleiben mußte. Von da brachen sie über Tyrus nach Acre auf, das schon seit dem 26. August 1189 von dem aus der Haft wieder entlassenen Könige Guido und zahlreichen zu Schiffe angekommenen Kreuzfahrern, Dänen, Friesen, Flanderern, Thüringern und Italienern belagert ward. Hier starb auch Herzog Friedrich (20. Jan. 1191) an einem hitzigen Fieber; die Reste der Deutschen, nur noch 5000 Streiter, halfen den Belagerern; es war, sagt ein Chronist, als wollten die Glieder das Haupt nicht überleben.

Kaiser Friedrich war etwa siebzig Jahre alt, als er starb. Seine herrlichen Gaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Radewich oder Ragewin, der Notar und Fortsetzer seines Stiefoheims, des Bischofs Otto von Freising, schildert ihn folgendermaßen. Er war von mittlerer Größe, starkem Körperbau, und majestätischem, doch freundlichem Ansehen, sehr blond, mit starkem, krausem Haar und einem fast röthlichen Barte (woher ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben). Bei aller persönlichen Tapferkeit liebte er den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn, und gegen Reuige sehr versöhnlich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, deren Herrschsucht er doch unaufhörlich bekämpfte, seine Mildthätigkeit gegen die Armen und die Reinheit seiner Sitten machten ihn zum Muster guter Ritterschaft. Seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt, im Lateinischen fehlte die Uebung. Er war ein Freund der Geschichte und Derer, welche sich damit beschäftigten, und theilte selbst dem Otto von Freising Nachrichten über seine Thaten mit; obgleich diese, wie er bescheiden hinzufügte, verglichen mit dem, was die Helden des Alterthums vollbracht hätten, mehr Schatten als Thaten seien. So besaß Friedrich alle Tugenden, die einen Herrscher zieren können, Kühnheit und Besonnenheit, Muth und Ausdauer, Energie und planmäßige Berechnung. Daneben trug er das höchste Bewußtsein von seinem fürstlichen Berufe im Herzen; er hatte sich aus dem Studium des römischen Rechts wie aus dem Aufblick zu der Größe Kaiser Karl's die Anschauung von der Allgewalt des Staates, der das Gesammtwohl

umfaßt, gebildet. Leider trat er mit diesen Vorstellungen in eine Zeit hinein, in der die Kirche die Macht der Fürsten zu theilen gewohnt war, und machte sie geltend auf dem Schauplatze der alten Kaiserglorie, in Italien, wo neue, ihm unverständliche Begriffe von Freiheit eben aufblühten, während er die ordnungslosen Verhältnisse in Deutschland zunächst außer Acht ließ. Zwar ist anzunehmen, daß er nach der Unterwerfung der Lombardei auch im Vaterlande die volle Kaiserherrschaft herzustellen gedachte, daß er die Römerzüge nur als eine Vorbereitung dazu ansah; aber bei dem Mißlingen des Einen hat er auch das Andere nicht zu erreichen vermocht, und seine gewaltigen Fähigkeiten sind für Deutschland verloren gegangen. Dennoch hat ihn die Erinnerung des Volkes in Lied und Sage mit Recht bis auf diesen Tag als den deutschesten Kaiser festgehalten. Sie feiert ihn als den Sieger in hundert Kämpfen, als den ehernen aber gerechten Wächter kaiserlichen Rechtes, als den Vertreter deutschen Glaubens in unbekannter Ferne, deutscher Einheit nach innen, deutscher Selbständigkeit und Macht nach außen.

Der Kreuzzug des Kaisers und die Belagerung von Acre gab zur Gründung des dritten großen Ritterordens Veranlassung. Schon 1128 war der Grund zu einem deutschen Gast- und Krankenhause in Jerusalem gelegt worden, und es hatte sich aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung auch bereits eine Art von Ordensverbindung, unter dem Titel der Brüder des S. Marien-Hospitals zu Jerusalem, gebildet. Indeß wurden die frommen Bemühungen dieses Vereins geraume Zeit nicht sehr beachtet oder den beiden bekannteren Ritterorden der Johanniter und Templer zugerechnet. Vor Acre, wo die Christen harte Drangsale, Hungersnoth und Seuchen erfuhren, war das Loos der Deutschen das schrecklichste; denn sie waren von den großen Mühseligkeiten schon entkräftet und erkrankt angekommen, und ihnen bot Keiner Hülfe und Erleichterung, wie die Templer für die Franzosen, die Johanniter für die Italiener sorgten. Da richteten aus Mitleid und christlichem Erbarmen einige Bürger aus Lübeck und Bremen Zelte, die sie aus ihren Schiffssegeln aufschlugen, zu einem nothdürftigen deutschen Hospitale ein, und an diese schlossen sich die Mitglieder jenes ersten Vereins an. Dieser schöne Eifer erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich, und da er erwog, wie die beiden schon bestehenden Orden besonders für Pilger aus Frankreich und Italien bestimmt waren, die Deutschen aber einer ähnlichen Stiftung bedurften, beschloß er jenem Werke der Liebe und des Mitleids eine sichere Grundlage zu geben, und aus den Brüdern des deutschen Hospitals einen neuen Ritterorden zu bilden (1190).

Regeln und Gesetze wurden ihm nach dem Muster der beiden älteren Orden des heiligen Landes gegeben; von den Templern nahm er den Kampf gegen die Ungläubigen, von den Johannitern die Pflege der Kranken in sein Statut auf. Der römische König Heinrich VI. und Papst Clemens III. gaben ihre Bestätigung (1191), deren Ankunft im Morgenlande indeß der Herzog nicht mehr erlebte. Vierzig deutsche Edelleute legten zuerst in die Hände des Königs und des Patriarchen von Jerusalem ihre Gelübde ab und wurden fortan deutsche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem (Marianenritter) genannt. Heinrich Walpot von Bassenheim ward aus ihnen zum ersten Meister gewählt. Auch dieser Orden erhielt reiche Güter im Orient, in Italien, Deutschland, Ungarn und Siebenbürgen, nebst vielen Privilegien. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hob sich sein Ansehen besonders unter dem Hochmeister Hermann von Salza, einem Manne von großer Tapferkeit, hervorragender Einsicht und Thätigkeit und hochstrebendem Geiste, der auch von Kaiser und Papst für sich und seine Nachfolger die reichsfürstliche Würde erhielt*). Zu welchem neuen und bedeutenden, für die Geschichte von ganz Europa erfolgreichen Wirkungskreise der Orden im dreizehnten Jahrhundert berufen ward, wird in der Folge erzählt werden.

---

11. Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz.

(1190—1192.)

Die Könige von Frankreich und England, Philipp August und Heinrich II., waren in einer Fehde begriffen, als die Nachricht von dem Verluste Jerusalem's und des Papstes Hülferuf für die Bedrängten im Morgenlande erscholl. Da beschlossen sie ihren Zwist ruhen zu lassen, und besprachen sich persönlich auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie, die vom 13. bis zum 21. Januar 1188 währte. Der Bischof von Tyrus war selbst als Abgeordneter jener Christen zugegen, und hielt eine so rührende Rede, daß beide Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vasallen und Ritter das Kreuz nahmen. Die Vornehmsten und Angesehensten waren: Walther, Erzbischof von Rouen; Balduin,

*) Voigt, Geschichte Preußens, Bd. II. Cap. 1 und 2.

Erzbischof von Canterbury; die Bischöfe von Beauvais und Chartres; Hugo III., Herzog von Burgund; Philipp, Graf von Flandern; Theobald, Graf von Blois; Rotraud, Graf von Perche; Wilhelm, Graf von Rochefort; Heinrich, Graf von Champagne; Stephan, Graf von Sancerre; Robert, Graf von Dreux u. a. m. Zum Unterschied der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flanderer ein grünes Kreuz. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Alle Schuldner erhielten eine zwei bis dreijährige Frist zur Rückzahlung des Geborgten, auch für die Dauer des Zuges Erlaß der Zinsen; und wer nicht mitgehe, solle zum Besten der Kreuzfahrt den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten wurden selbst die Geistlichen nicht ausgeschlossen.

Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von Statten. Eine Fehde, welche Graf Richard von Poitou, der ältere Sohn Heinrich's II., gegen den Grafen Raimund V. von Toulouse wieder eröffnete, führte zu neuen Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen, die jedoch durch den Frieden von Tours nochmals beendet wurden. Unterdeß starb Heinrich II. am 6. Junius 1189, und Richard von Poitou, dem seine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm in der Regierung von England. Diesem nach Ritterehre dürstenden Helden lag der Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle anderen Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, und auf jede Weise, selbst gewaltsam, Geld zusammenbrachte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen. „London selbst, sagte er, würde ich verkaufen, wenn ich einen Käufer fände."

Am Johannistage 1190 empfing Philipp August in der Abtei zu St. Denis die Oriflamme *), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen von der dort verwahrten Dornenkrone des Heilands. Zu Vezelai trafen beide Könige zusammen und zogen gemeinsam nach Lyon. Von hier aus ging Philipp nach Genua, Richard nach Marseille. Zur See nämlich wollte man diesmal die Wallfahrt unternehmen, wozu Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten, denn für diese Städte begann durch die Kreuzzüge ein neuer Aufschwung. Durch die Ueberfahr=

*) Die Reichsfahne der Franzosen, die wie ein Palladium verehrt ward; eigentlich die Kirchenfahne der Abtei des heil. Dionysius, des Schutzheiligen von Frankreich. Sie bestand bloß aus einem Stücke feuerrothen Taffets, unten in drei Spitzen ausgezackt, an denen grüne seidene Quasten hingen, und aus einer vergoldeten Stange. Ludwig VI. führte dieses Banner zuerst, im Jahre 1124.

ten und Versorgungen der Heere mehrten sich gleichmäßig Reichthum, Handel und Betriebsamkeit in ihren Mauern. Damit wuchsen auch die inneren Kräfte, sowie äußerer Glanz und genußreiche Bequemlichkeit des Bürgerlebens. Oft aber brachten rückkehrende Schiffe statt der Erzeugnisse des Orients nur Erde aus dem gelobten Lande mit, um die Begräbnißplätze zu füllen; denn man glaubte seliger in dem heiligen Sande zu schlummern.

In Messina vereinigten sich die beiden Könige wieder. Aber schon hier begann der böse Zwist unter ihnen, welcher in den von Grund aus verschiedenen Charakteren Philipp's und Richard's und in dem Nationalhaß ihrer Völker immer neue Nahrung fand, den ganzen Kreuzzug über fortdauerte und mehr als alles Andere dazu beitrug, die Erfolge desselben zu hemmen. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich segelten am 30. März 1191 die Franzosen auf genuesischen Schiffen ab, und kamen ungefährdet nach Palästina. Am 10. April folgte Richard mit zweihundert, größten Theils englischen Fahrzeugen. Durch einen Sturm wurde die Flotte zerstreut, und Richard legte, um die vereinzelten Schiffe wieder zu sammeln, bei Cypern an. Diese Insel gehörte eigentlich zum byzantinischen Reiche, wurde aber jetzt von Isaac, einem Manne aus dem Hause der Comnenen, selbständig beherrscht. Verunglückte Pilger des englischen Heeres, welche an den Küsten landeten, behandelte dieser Fürst mit Härte, setzte sie gefangen und nahm ihnen ihre Habe. Richard forderte jetzt Ersatz und Genugthuung. Als Isaac sich weigerte, erzwang er die Landung, stürmte den Hafen Limasol, und eroberte in funfzehn Tagen die ganze Insel. Darauf ernannte er zwei englische Ritter zu Statthaltern derselben und nöthigte die Einwohner, die Hälfte ihres Grundeigenthums herauszugeben für die Kriegsleute seines Heeres, denen die Vertheidigung des Landes und die Bewahrung der Festen übergeben werden sollte. Nachdem so der Besitz der Insel gesichert schien, setzte Richard seine Fahrt fort und landete am 5. Juni bei Acre. Vor dieser Stadt, welche die Türken mit der größten Tapferkeit und Anstrengung vertheidigten, hatte Guido von Lusignan nun schon fast zwei Jahre gelegen. Jetzt, da er solche Verstärkungen erhielt — schon früher waren, wie wir wissen, die Trümmer des deutschen Heeres und andere Pilger zu ihm gestoßen — stiegen die Bedrängnisse der Belagerten immer höher. Es ward verabredet, daß die Franzosen und Engländer die Bestürmung von Acre immer abwechselnd einen Tag um den andern übernehmen wollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 12. Julius 1191 die

Stadt, welcher Saladin vergebens Luft zu machen gesucht hatte, unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß der Sultan beiden Königen zweimal hunderttausend Goldstücke für die Lösung der Gefangenen zahlen sollte. Philipp August und Richard theilten die Stadt und die Güter, und als Herzog Leopold V. von Oesterreich, welcher sich bei der Belagerung sehr thätig gezeigt hatte, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, ließ der stolze Richard — so erzählt die Sage — sie herunterreißen und in den Koth treten. Der Herzog, zu schwach, um zu widerstehen, verschob die Rache auf eine gelegnere Zeit, verließ die Stadt und nahm sein Lager vor den Thoren. Auch Philipp August mochte Richard's Hochmuth und rohes Wesen nicht länger ertragen; außerdem sah er mit Eifersucht seines Nebenbuhlers größeres Ansehen und dessen glänzendere Tapferkeit, während ihn selbst eine Krankheit abmattete. So schiffte er sich schon am 30. Julius wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen oder daheim vielleicht Richard's Abwesenheit benutzen, ließ er den größten Theil der französischen Pilger unter der Anführung Herzog Hugo's von Burgund zurück, und schwur öffentlich vor allem Volke auf das Evangelium: daß er weder selbst dem Könige von England, seinen Ländern und Leuten Schaden zufügen, noch einem andern dies gestatten werde, vielmehr wolle er dieselben wohl und in Frieden behüten und nach seinem Vermögen gegen feindliche Angriffe beschützen, wie er seine Hauptstadt Paris in entstehender Gefahr beschirmen würde.

Zwischen Richard und Saladin entstanden wegen des ausbedungenen Lösegeldes, für dessen Zahlung ein Theil der Besatzung von Acre als Unterpfand zurückbehalten war, Mißhelligkeiten, und als der Sultan es nicht sogleich herbeischaffen konnte, ließ Jener zweitausend fünfhundert der Gefangenen auf eine Wiese hinausführen und sämmtlich niedermetzeln (20. August). Dies that ein König, der für den göttlichen Erlöser und dessen Lehre das Kreuz genommen hatte; dies that ein Ritter an heldenmüthigen Männern, von denen ein christlicher Augenzeuge der Belagerung von Acre sagt: „Niemand auf Erden würde sie übertroffen haben, wenn nur ihr Glaube der rechte gewesen wäre.“ Dann rückte Richard weiter vor, erfocht manchen Sieg und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit; aber die Gegenanstalten Saladin's, dem er als Feldherr nicht gewachsen war, Mangel an Lebensmitteln, die sich verringernde Zahl tüchtiger Krieger und die Zwistigkeiten mit den Franzosen bewirkten, daß dennoch der große Zweck des Kreuzzuges, die Erobe-

rung Jerusalem's, nicht erreicht wurde. Zweimal im Angesicht der heiligen Stadt (am 13. Januar und 10. Juni 1192) kehrte Richard zweimal um, unentschlossen und ermüdet, wie oft in entscheidenden Augenblicken, wenn es nicht persönliches Fechten galt, zum größten Schmerz der Wallbrüder. Er hatte weit größere Streitkräfte und mindestens eben so viel Aussicht auf glücklichen Erfolg, wie vor neunzig Jahren die Helden der ersten Pilgerfahrt. Schon war er im Begriff, zu Acre sein Schiff zur Heimkehr zu besteigen, als die Nachricht einlief, Saladin bedränge Joppe. Sogleich ging er mit einigen Fahrzeugen dorthin unter Segel. Die Stadt fand er schon erobert und die Christen nur noch im Besitz der Burg. Dennoch sprang er unverzagt mit den Seinen ins Meer, gewann das Ufer, trieb die Türken im ersten Anlauf aus der Stadt und verfolgte sie, obgleich nur drei Pferde zur Hand waren, auf dem Wege nach Ramla. Darauf bezog er mit seinen Kriegern, in Allem vielleicht kaum tausend Mann, ein Lager vor den Thoren, und ließ in Eile die zerstörten Mauern wiederherstellen. Am 5. August in der Frühe wurde er von der zahlreichen türkischen Reiterei überfallen, während Saladin's Fußvolk einen heftigen Sturm auf die Stadt begann. Kaum konnte Richard seinen Kettenpanzer anlegen; die Beinrüstung anzuziehen blieb ihm wie den meisten Anderen keine Zeit. Nur er selbst und zehn Begleiter hatten Rosse. Die übrige Ritterschaft ließ Richard dicht zusammentreten, auf das Knie fallen, die Schilde vorstellen und die Lanzen schräg gegen den Boden stemmen. Hinter je zwei Rittern stand ein Armbrustschütze mit seinem Gehülfen, dem es oblag, das Geschoß zu spannen. Sechsmal versuchten die Türken die festgeschlossene Schaar zu sprengen, sechsmal wurden sie zurückgetrieben. Dann befahl Richard, selbst vorzurücken. Mit seinen zehn Rittern rannte er unter die Feinde, alles vor sich niederwerfend und auseinandersprengend. Alle Reihen der feindlichen Schlachtordnung von vorn nach hinten, vom rechten bis zum linken Flügel wurden durchbrochen. Man sah ihn einmal von hundert Türken dicht umringt; einem Feinde hieb er mit einem Schlage seines Schwertes, trotz der starken Rüstung, Kopf, Schulter und Arm herunter. Mitten im wüthendsten Kämpfen ereilte ihn ein Bote: die Türken seien in die Stadt gedrungen. Richard bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege, und kündigte dann ruhig den Seinen an, er müsse nach Joppe, zu sehen, was sich dort begebe. Mit seinem Bannerträger und fünf Rittern sprengte er durch das Thor, rannte in der ersten Straße drei Türken nieder und verbreitete solches Schrecken, daß, nach den Worten eines Augenzeugen, Alle vor ihm flohen wie Thiere des Feldes vor dem hung=

rigen Löwen. So reinigte er die Stadt, sammelte die Besatzung, führte sie zu neuem Kampfe hinaus und war am Abend im Besitz des Schlachtfeldes.

Am 1. Septbr. kam ein dreijähriger Waffenstillstand mit Saladin zu Stande, kraft dessen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und das Land von der Küste bis Ramla und Lidda in den Händen der Christen blieben, und alle Pilgrime ungehindert zum heiligen Grabe wallfahrten konnten. Guido von Lusignan erhielt Cypern als englisches Lehen von Richard; zum König von Jerusalem wurde Graf Heinrich von Champagne, ein Neffe Richard's und Philipp August's, gewählt. Im October 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Aber noch lange schreckten saracenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Rufe: König Richard kommt, und Reiter fragten ihr scheues Pferd: siehst du Richard? Auch Saladin überlebte seinen Triumph über die vereinigten Kräfte Europa's nicht lange. Er starb fünf Monate nach Richard's Entfernung (3. März 1193). Sterbend sprach er zu seinem Sohne Malek-ad-daher: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für seine Wohlfahrt, es ist dir von Gott und mir anvertraut. Gewinne die Herzen der Emire, ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Beleidige Niemand, Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache; nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein." Er hinterließ an baarem Gelde nur siebenundvierzig Silbermünzen und ein Goldstück. Sein Reich wie seine Resultate waren an seine Persönlichkeit geknüpft; nach seinem Tode brach auch auf der türkischen Seite eine gleiche Auflösung und Zersplitterung herein, wie sie bei den Christen schon lange begonnen hatte.

12. Kaiser Heinrich VI.

(1190 — 1197.)

Wir kehren jetzt wieder nach Deutschland zurück, welches Kaiser Friedrich der Aufsicht seines Sohnes, des Königs Heinrich, in guter Zuversicht übergeben hatte. Das Kreuzheer hatte jedoch die Grenzmarken kaum überschritten, als Heinrich der Löwe aus England herbeikam, und seine Macht wiederherzustellen trachtete. Sogleich fiel ihm Erzbischof

Hartwich von Bremen zu, und nächst diesem viele andere sächsische Große; auch das Waffenglück begünstigte den Herzog anfangs. Bardewik, welches den Herzog, als er in die Verbannung zog, mißachtet hatte und jetzt sich weigerte, ihm die Thore zu öffnen, wurde erstürmt, zerstört, die Männer getödtet. Da er aber Segeberg nicht erobern konnte, die Holsteiner sich wieder von ihm wendeten, und König Heinrich mit einem Heere gegen ihn im Felde erschien, so bequemte er sich zu einem Vergleiche, vermöge dessen er die Mauern von Lauenburg und Braunschweig niederreißen und Lübeck zur Hälfte behalten, zur Hälfte an den Grafen Adolf von Holstein abtreten sollte (1190).

Zur schnellen Beendigung dieser Angelegenheit war der König besonders durch die Nachricht getrieben worden, daß König Wilhelm II. von Sicilien am 1. November 1189 gestorben sei. Als er sich nun aufmachen wollte, seine neue Erbschaft anzutreten, kam die Nachricht vom Tode seines Vaters in Asien und verursachte einigen Aufenthalt, während seine Gegner im sicilischen Reiche die Zeit geschäftig nutzten. Die meisten Barone waren ebenso wie das Volk den Deutschen höchlich abgeneigt und konnten den Gedanken einer fremden Herrschaft nicht ertragen. Deswegen richteten sie ihre Augen auf T a n c r e d, Grafen von Lecce, der ein natürlicher Sohn von Constantia's früh verstorbenem Bruder Roger war. Tancred wurde im Januar 1190 zu Palermo gekrönt, gewann auch das feste Land und erhielt sogar von Clemens III. die päpstliche Belehnung; der byzantinische Kaiser und Richard von England der eben in's gelobte Land zog, beeilten sich, ihn anzuerkennen. Als König Heinrich nach Italien kam, fand er die Städte der Lombardei wieder in heftigen Fehden gegen einander, und Cölestin III., den Nachfolger des eben (März 1191) gestorbenen Clemens, sehr abgeneigt, ihm die Kaiserkrone zu ertheilen. Um schneller fortzukommen, verstand er sich zu der unwürdigen Bedingung, den Römern das benachbarte Tusculum, welches sie auf das wüthendste anfeindeten, Preis zu geben, damit sie beim Papste die Kaiserkrönung durchsetzten. Kaum war die deutsche Besatzung herausgezogen, so fielen die Römer über die unglückliche Stadt, die sich durch ihre treue Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich vor Allen ausgezeichnet hatte, her, zerstörten sie gänzlich, verstümmelten, blendeten, tödteten die Einwohner. An der Stelle des untergegangenen Tusculum steht das heutige Frascati, so genannt, weil die Wenigen, die sich retteten, anfangs in Hütten von Zweigen (frasche) wohnten.

Nachdem Heinrich am 14. April zu Rom die Kaiserkrone empfangen, zog er weiter in das apulische Königreich. Bis nach Neapel hin

huldigte ihm Alles; aber diese Stadt widerstand hartnäckig. Nachdem der Kaiser sie drei Monate vergeblich belagert, zwangen ihn Krankheiten, die, von der Sommerhitze erzeugt, schreckliche Verheerungen in seinem Lager anrichteten und unter Anderen auch den Erzbischof Philipp von Köln hinwegrafften, nach Deutschland zurückkehren. Hier begann ein neuer Krieg gegen Heinrich den Löwen, der den eingegangenen Friedensbedingungen nicht nachgekommen war. Der alte Heinrich hatte aber kein Glück; er verlor Stade und Lübeck (1192), und überzeugte sich, daß er einer gänzlichen Aussöhnung mit dem Kaiser bedürfe. Ein unerwarteter Zufall erleichterte diese. Pfalzgraf Konrad bei Rhein, ein Bruder Kaiser Friedrich's I., hatte eine Tochter Agnes, die schon in zarter Jugend dem ältesten Sohne Heinrich's des Löwen, der gleichfalls Heinrich hieß, zugedacht war. Der Bruch zwischen den beiden mächtigen Fürstenhäusern nach dem Abfalle des Herzogs von seinem Kaiser zerstörte das Vorhaben der Eltern, aber nicht die Liebe der Jungfrau zu ihrem Bräutigam. Sie gewann ihre Mutter. Heinrich kam Nachts in Pilgerkleidung nach Konrad's Burg zu Stahleck, wurde eingelassen, und die Trauung ward sogleich in der Stille vollzogen. Als der Pfalzgraf, der am folgenden Tage vom Hoflager des Kaisers zurückkehrte, erfuhr, was geschehen sei, fürchtete er den Zorn seines Neffen, der in der That anfangs heftig aufloderte, aber bald beschwichtigt ward; da das Geschehene doch nicht zu ändern stand, zeigte sich der Kaiser um so geneigter, der langen Fehde ein Ende zu machen. Zu Dullethe (Tilleda) bei Kifhausen hatte er mit dem alten nunmehr tiefgebeugten und dem Grabe nahen Welfen eine Zusammenkunft, in welcher diesem der Friede und seinem Sohn die Belehnung mit der wichtigen Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zugesichert wurde (1194). Erleichtert ward dieser Friedensschluß auch dadurch, daß König Richard von England, der bei seiner Rückkehr aus dem Orient durch den Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen war und auf der Burg Trifels in Haft gesessen hatte, auf ein gütliches Abkommen mit dem Kaiser eingegangen war. Er mochte nun seinem Schwager Heinrich zum Frieden rathen. Im folgenden Jahre starb Heinrich der Löwe zu Braunschweig, sechs und sechzig Jahre alt, gewiß nicht ahnend, daß sein Geschlecht den kaum geendeten Kampf schon nach wenigen Jahren mit einem noch höheren Streben wieder aufnehmen würde.

Der Kaiser hatte den Frieden in Deutschland beschleunigt, weil König Tancred im Februar 1194 gestorben, und ihm nun eine bessere Aussicht eröffnet war, das sicilische Reich zu gewinnen. Er eilte, nach Italien aufzubrechen und gewann die Unterstützung der Seemächte

Genua und Pisa durch große Versprechungen, die er hinterher nicht hielt, auch wohl nie zu halten gedacht hatte. Mit leichter Mühe unterwarf er sich jetzt sowohl das feste Land als die Insel Sicilien; diejenigen, die erst so eifrig waren, einen einheimischen König wider den Fremden zu erheben, thaten jetzt nichts für Tancred's Wittwe, die unglückliche Königin Sibylle und deren Sohn Wilhelm. Kaum war Heinrich zu Palermo gekrönt, als er die Entdeckung einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verkündete, in welche nicht nur viele Bischöfe und vornehme Sicilier, sondern auch Tancred's Familie verwickelt sein sollten. Wie es sich mit der Wahrheit dieses Vorgebens verhielt, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß Heinrich den günstigen Umstand, daß er als Eroberer in das Land einzog, mit übermäßiger Strenge und Härte benutzte, um die Macht des normannischen Adels zu brechen, und eine neue Ordnung der Dinge, die auf Zucht und Gehorsam gegründet war, herzustellen. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther mit schmählichen Todesstrafen belegt, aufgehenkt, gespießt, verbrannt, geblendet. Das letztere Schicksal hatte auch der junge Wilhelm, der sich als Tancred's Sohn schon als den Erben seiner Krone betrachtet hatte; er ward überdem sammt seiner Mutter nach Deutschland in Haft gebracht. Solches Verfahren konnte nichts anderes bewirken, als Verstärkung des Nationalhasses der Italiener und des bösen Rufes, in dem die Deutschen bei ihnen standen; doch war vor der Hand dadurch der ruhige Besitz des Reiches gesichert. Unbekümmert um den Bann des Papstes nahm der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland viele Geiseln mit, gab die Verwaltung der Hoheitsrechte in den Gebieten von Spoleto, Ravenna und Ancona Deutschen und seinem Bruder Philipp Tuscien und die Mathildischen Güter. Und gerade um dieselbe Zeit, am Stephanstage 1194 (26. Decbr.), hatte Constantia einen Sohn geboren, so daß der Kaiser im vollen Glanze des Glückes und der Macht über die Alpen heimkehrte.

In der Heimath angekommen, legte Heinrich den Fürsten auf dem Reichstage zu Würzburg, April 1196, einen Plan von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich vor. Er verlangte: man solle die Kaiserwürde in seiner Familie erblich machen; dafür wolle er Apulien und Sicilien unabtrennlich mit dem Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen auch für Töchter und Seitenverwandte einführen und anerkennen, und allen bisherigen Anrechten auf den Nachlaß der Bischöfe entsagen. Schon hatten zwei und funfzig Fürsten ihre schriftliche Zustimmung ge-

geben, als der Widerspruch derer von Sachsen und vom Niederrhein, besonders des Erzbischofs Adolf von Köln, den Entwurf rückgängig machte. Der Gedanke zeigt von Heinrich's tiefem und richtigem politischen Blicke; was er hier für die Größe seines Hauses beabsichtigte, wäre zugleich einer der bedeutendsten Schritte für Deutschland's Einheit gewesen. Wäre der Plan durchgegangen, er würde, wie er das ganze deutsche Staatsrecht umgestaltete, leicht der Geschichte unseres Vaterlandes ganz andere Bahnen vorgezeichnet haben. Der Mangel eines festen Nachfolgegesetzes, das Schwanken zwischen Erblichkeit und Wahlrecht der Großen, haben im Mittelalter in den allermeisten europäischen Staaten große Verwirrungen erzeugt, aber nirgends so folgenreiche wie in Deutschland, wo die unseligen Zwistigkeiten um den Thron an der Auflösung des Ganzen den meisten Antheil gehabt haben.

Heinrich begab sich wieder in das sicilische Reich. Während er dort aufs Neue mit großer Strenge waltete und so die sicherste Stütze der Herrschaft, die Neigung des Volkes, immer mehr zerstörte, war er rastlos mit Plänen zur Erhöhung des Kaiserthrons beschäftigt. Er dachte auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung des byzantinischen Reiches, welches er mit Recht als eine nothwendige Grundlage betrachtete, die asiatischen Küstenländer für das Christenthum und Europa dauernd zu gewinnen. Er bereitete einen neuen großen Kreuzzug vor, zu welchem er sich selbst insgeheim verpflichtete. Nicht minder richtete er seinen Blick nach der afrikanischen Küste; die abendländischen Fürsten im Orient erkannten ihn als ihren Lehnsherren, Richard von England hatte bei seiner Freilassung schon früher dasselbe thun müssen; das Mittelmeer sollte ein Binnensee kaiserlicher Reiche sein. Mitten unter so weit aussehenden Entwürfen raffte ihn der Tod hin. Er starb an der Folge eines kalten Trunks nach übermäßiger Erhitzung auf der Jagd am 28. September 1197 zu Messina, im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ nur ein einziges Söhnlein, Friedrich, damals erst drei Jahre alt. Das Urtheil der Nachwelt, die an seiner Härte gegen die Bewohner des normannischen Erbes Anstoß nimmt, pflegt über den Kaiser zu ungünstig zu lauten. In der That verschmähte er unnöthige Großmuth, Milde und Erbarmen war seinem Sinne fremd, und seine Strafe an dem Gegner wurde oft zur Rache und furchtbaren Grausamkeit. Dagegen feierten ihn seine Zeitgenossen nicht nur seiner hohen Bildung wegen, auch nicht allein um des gewaltigen Ansehn's willen, das er seiner Würde und seinem Volke überall zu erwerben wußte, sondern auch wegen seiner Ge-

rechtigkeitsliebe, wegen seiner Leutseligkeit gegen Niedere und Barmherzigkeit gegen Bedürftige. Er ist der letzte Kaiser, der seine Aufgabe im alten Sinne erfaßte und sie glänzender vertrat, als die meisten seiner Vorgänger.

---

13. Papst Innocenz III.

(1198 — 1216.)

Der unerwartete Todesfall Heinrich's schien Alles auf einmal umzustoßen, was mit so vieler Mühe und in so langer Zeit erbaut worden war. Und zum Unglück für die kaiserliche Macht erhielt Rom bald darauf, als Deutschland einen mächtigen und angesehenen Kaiser verloren, einen der größten Päpste, die je den heiligen Stuhl bestiegen haben. Denn wenige Monate nach Heinrich VI. starb Cölestin III., und nach kurzer Berathung vereinigten sich alle Stimmen für den Cardinal Lothar, einen gebornen Grafen von Signia, der sich als Papst Innocenz III. nannte. Er zählte — für das Oberhaupt der Kirche ein ungewöhnliches Alter — erst sieben und dreißig Jahre, hatte sich aber durch große Gelehrsamkeit, tiefen Ernst seines Wesens und herbe Strenge der Sitten schon die höchste Achtung seiner Zeitgenossen erworben; in stiller Zurückgezogenheit hatte er während der Regierung Cölestin's III. ein Buch „über die Verachtung der Welt" geschrieben, in dem sich eine fast mönchische Lebensanschauung kund gab. Noch größere Bewunderung erweckten bald seine Charakterstärke und Festigkeit, womit er ruhige Besonnenheit, berechnende Vorsicht und jene überlegene Gewandtheit in der Führung der Geschäfte verband, die den Italienern so oft eigen ist. Mochte auch das Bewußtsein von diesen außerordentlichen Gaben das Streben nach Macht und Herrschaft in ihm hervorrufen, so wußte er doch auch im Glücke Maaß zu halten; und, was das Wichtigste, all sein Thun wie seine ganze Persönlichkeit wurde veredelt durch die Größe der Idee, zu deren Ausführung er sich berufen glaubte. Denn volles Oberhaupt der Kirche wollte er als Papst sein, und die Kirche wiederum sollte über allen Völkern und Staaten stehen und sie leiten. Von der Nothwendigkeit und den heilsamen Folgen eines solchen Einflusses war er nicht weniger durchdrungen, als Gregor VII.; und da er mit dieser innigen Ueberzeugung auch starken Willen und ausdauernde Kraft verband, ebenso zu han-

deln, da die Umstände seit jenem Gregor keinen Papst so begünstigt hatten wie ihn, da das Papstthum durch die seit einem Jahrhundert in Anspruch genommenen und durchgekämpften Vorrechte die Gewalt der Meinung und der Gewohnheit für sich gewonnen hatte: so war es ganz natürlich, daß Innocenz auf der Leiter der Papstmacht eine noch höhere Stufe beschritt. Noch klarer, noch umfassender als sein großer Vorgänger ergriff Innocenz die erhabene Idee von der Herrschaft des Christenthums über die Welt. Hatte jener hauptsächlich für die Unabhängigkeit der Kirche gestritten, so konnte Innocenz, nun fußend auf jenen Bemühungen, insbesondere die Hoheit der Kirche ins Auge fassen. Das Christenthum sollte alles durchdringen, alles verbinden, in diesem sollte alles seinen Anfang und sein Ende haben. Es lebte vornehmlich in der Kirche, welche es durch fortgehende äußerliche Ueberlieferung in ihren Mitgliedern lebendig und kräftig erhielt; die Kirche hütete deßhalb die christliche Religion; die Obhut der Kirche aber war dem Papste vertraut. Ihm liegt es daher ob zu sorgen und zu wachen, daß Alles, was in der christlichen Welt geschieht, in und aus christlichem Sinne vollbracht werde. Die aus dem Christenthum hervorgehenden Rechte Aller sollte er beschützen; zur Erfüllung der Christenpflicht sollte er Jeden, wer es auch sein möge, antreiben. Frei walten sollte der Fürst über die Unterthanen; aber als Christi Bekenner sollte er allen Anderen gleich stehen, als solchen konnte ihn die Kirche von ungebührlichem Verfahren abhalten, zur Besserung ermahnen. Darum sollten die Könige der Welt die höhere Autorität des Papstes anerkennen, als einen obersten Schiedsrichter im Namen Gottes, der über den Frieden der Welt wache. Aber seine Macht sollte keine in die Luft gestellte, keine auf blos Geistiges basirte sein. Sie sollte sich stützen auf die Abstufungen der kirchlichen Vorsteher, auf die weltlichen Mittel, über welche diese verfügten; ja wie kleinere Herren ihr Eigenthum den Bischöfen zu Lehen auftrugen, so sollten die Könige dem Papste ihre Reiche auftragen und zur Erinnerung und zum Zeichen, daß auch sie der Kirchenzucht unterworfen seien, einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten. Diese große geistliche Gewalt bildete in jenen Jahrhunderten ein heilbringendes Gegengewicht gegen unchristliches und geistloses Verfahren, gegen Rohheit und Despotismus der weltlichen; denkenden Menschen späterer Jahrhunderte ist aber dennoch die vollendete und für immer befestigte Priesterherrschaft höchst gefahrvoll und verderblich erschienen, weil sie zu ihrer Sicherheit einer Beschränkung, ja Fesselung der Geister und eines Zurückhaltens derselben in den einmal ausgeprägten Formen der Kirche und des Dogma's bedarf, welche

der Menschheit ihr theuerstes Gut, die geistige Bewegung und die ungehemmte Freiheit des Fortschritts, verkümmern oder gar völlig zu rauben drohen.

Den Anfang machte Innocenz damit, sich eine bessere Grundlage unmittelbarer weltlicherer Herrschaft zu erwerben, die Gewalt der Kirche auch in sichtbarer Weise darzustellen und die Deutschen aus Italien zu vertreiben, „dem Gott selbst das Principat über alle Länder der Erde gegeben habe." Gleich den Tag nach seiner Weihung zwang er den kaiserlichen Stadtpräfecten zu Rom, ihm den Lehnseid abzulegen. Hierauf forderte er die schon zur Empörung geneigten Bewohner der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto auf, die Deutschen Fürsten Markward von Anweiler und Conrad von Uerslingen, welche Heinrich hier eingesetzt hatte, sammt den Besatzungen zu vertreiben. Vergebens erboten sich die ersteren, von weltlichem Beistand verlassen, gleich jenem Präfecten die päpstliche Lehnshoheit anzuerkennen, und einen jährlichen Zins nach Rom zu entrichten. Innocenz bestand auf der gänzlichen Räumung des Landes und schritt gegen Markward, der sich nicht fügen mochte, mit der Absendung eines Heeres, wie mit der Verhängung des Bannes vor. Auf diese Art erwarb sich endlich der heilige Stuhl einen Bezirk von Städten und das Eigenthumsrecht von Rom, das ihm bis dahin nicht blos vom Kaiser, sondern von den Römern selbst so lebhaft bestritten worden war, und legte dadurch den Grund zu dem nachmals sogenannten Kirchenstaate, den er noch weiter ausgedehnt haben würde, wenn nicht die Eifersucht des Erzbischofs von Ravenna ihm Grenzen gesetzt hätte. Auch Tuscien suchte er, sich berufend auf die Mathildische Erbschaft, sich unterwürfig zu machen, war jedoch bei der Weigerung der Städte mit einem Bundeseide zufrieden.

Nicht weniger begünstigte die Lage des sicilischen Reiches den Papst. Die Kaiserin Constanze befand sich in der Mitte zwischen den Parteien, welche der Tod ihres Gemahls hervorgerufen, in einer so übeln Lage, daß sie ohne den Schutz des Papstes die Krone ihrem unmündigen Sohne nicht erhalten zu können glaubte. Sie erkannte diesen daher als Oberlehnsherrn Siciliens an, bewilligte eine Erhöhung des jährlichen Zinses und die Zurücknahme der Vorrechte in Kirchensachen, welche den normannischen Königen von früheren Päpsten eingeräumt worden waren. Dafür erklärte Innocenz den Knaben Friedrich für den rechtmäßigen Herrn des sicilischen Reiches. Ja als Constanze bald nachher starb (1198), setzte sie im Testamente den Papst zum Vormund ihres Sohnes ein, „ein Entschluß von der Schwäche gleichsehr wie durch die Klugheit

geboten." Das Reich blieb indeß fortwährend der Schauplatz blutiger Fehden, obschon Innocenz das Seinige that, um die Rechte seines Mündels aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1209 vermittelte er die Heirath des noch sehr jungen Friedrich mit Constanze, der Schwester König Peter's II. von Aragonien, und Wittwe des Königs Emerich von Ungarn.

Auch in dem übrigen Europa erscheint Innocenz als Schiedsrichter und Ordner der Staaten. König Philipp August von Frankreich hatte seine Gemahlin Ingeburg, eine dänische Prinzessin, verstoßen und die Tochter des Herzogs von Meran geheirathet. Wie einst Papst Nicolaus den König Lothar von Lothringen, zwang Innocenz Philippen, die unschuldige Ingeburg wieder anzunehmen. Den König Alfons II. von Leon nöthigte er, seine Ehe wegen eines nahen Verwandtschaftsgrades zu trennen. Peter II. von Aragonien und Kalojohannes von Bulgarien empfingen von ihm ihre Kronen; das letztere Land, bisher zur griechischen Kirche gehörig, wurde zugleich unter die römische gestellt. König Sancho I. von Portugal weigerte sich, einen von seinem Vater dem päpstlichen Stuhle versprochenen Zins zu zahlen, und mußte sich doch zuletzt dazu bequemen. In Ungarn vermittelte er Streitigkeiten zwischen zwei königlichen Brüdern, und in Norwegen nahm man seine Entscheidung, wem von zwei Kronbewerbern der Vorrang gebühre, in Anspruch. Merkwürdiger indeß als alles Dieses ist das Eingreifen des Papstes in die Verhältnisse Deutschland's und England's, von welchen in den folgenden Abschnitten die Rede sein wird.

Mit gleichem Erfolg und Nachdruck regierte Innocenz die Kirche. Wo noch ein Einfluß der Könige auf die Wahlen geistlicher Vorsteher vorhanden war, vernichtete er ihn; und die Hinterlassenschaften der Bischöfe wurden, seitdem er auf dem heiligen Stuhle gesessen, nicht mehr zu den landesherrlichen Einkünften gezogen. Sittliche Würde und gläubige Hingebung der Geistlichen sollten die Grundpfeiler der Kirche sein, Verdienst und Gelehrsamkeit sollten allein zu höheren Graden führen. Unaufhörlich ermahnte er den Klerus zu ernster und treuer Amtsführung, zur Erfüllung der hohen Pflichten seines Berufs, wie er selbst auch Allen hierin ein leuchtendes Vorbild war. Unermüdlich war er im Drange der verschiedenartigsten Thätigkeit zur Entscheidung von Klagen, zwiespaltigen Wahlen, von Streitigkeiten zwischen Bischöfen, Prälaten u. a. Den Bittenden gestattete er gern unmittelbaren Zutritt. Dreimal in der Woche versammelte er die Cardinäle, und wer sonst von ausgezeichneten Geistlichen zu Rom verweilte, zu öffentlicher Berathung. Hier untersuchte und prüfte er jede Eingabe mit solcher Genauigkeit und solchem

Scharfsinn, und zeigte sich über jede niedere Rücksicht so erhaben, daß noch jetzt seine auf uns gekommenen Briefe dem Inhalte wie der Form nach als Muster rechtlicher Entwickelungen und Entscheidungen gelten können*).

14. Philipp von Schwaben und Otto IV.

(1198—1218.)

Die Nachricht vom Tode Kaiser Heinrich's VI. empfing sein Bruder Philipp, Herzog von Schwaben, zu Viterbo, da er gerade auf der Reise nach Apulien begriffen war, seinen Neffen Friedrich nach Deutschland abzuholen, um ihn noch beim Leben des Vaters zum König salben und krönen zu lassen. Sofort kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Gegenwart höchst nöthig war, wenn das Kaiserthum seinem Hause erhalten werden sollte. Weil der Erzbischof von Mainz eben damals im Morgenlande war, hatten die von Trier und Köln das Wahlgeschäft zu leiten, und setzten den Wahltag auf den 1. März 1198 an. Allein es war bekannt, daß beide den Hohenstaufen abgeneigt waren. Philipp gewann indeß viele Fürsten; die Anhänger der Hohenstaufen kamen für sich zu Mühlhausen zusammen, und wählten, weil sie keine vormundschaftliche Regierung wollten, nicht den dreijährigen Friedrich, sondern den Herzog Philipp. Die Gegner aber erklärten diese Wahl für ungesetzlich, und wollten Berthold von Zähringen die Krone ertheilen. Als aber dieser seine Ansprüche für Geld an Philipp verkaufte, erhoben sie hauptsächlich auf Veranlassung des Kölner's, der wie seine Stadt in nahen Beziehungen zu Richard von England stand, Otto, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn, auf den Thron. So entzündete sich denn der kaum erloschene Kampf zwischen den beiden feindlichen Häusern mit erneuerter Heftigkeit; es begann ein Bürgerkrieg, der Deutschland zwei Jahrzehnte zerfleischte und es im Augenblick seiner höchsten politischen und geistigen Entwickelung in die wildeste Zerrüttung zurückwarf.

Beide Theile trachteten nach Kräften, Anhänger zu gewinnen; aber Niemand erschien ihnen so wichtig wie der mächtige Papst. Innocenz ermahnte die Fürsten und Prälaten, sie möchten den Zwist beseitigen,

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 3. Aufl. Bd. II. S. 395, und Abel, König Philipp der Hohenstaufe S. 75.

welcher Reich und Kirche zerstöre, sonst werde er, vermöge der ihm als Stellvertreter Christi zustehenden Machtvollkommenheit, sich für den erklären, dessen Verdienste ihm am größten erschienen. Aber die Parteien standen zu heftig gegen einander, als daß an eine friedliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre; und so erhielten des Papstes Ansprüche und seine die Ehre und die Unabhängigkeit des Reiches beeinträchtigende Einmischung erst Gewicht durch der Könige Bemühung um seine Gunst und durch der Fürsten verderbliche Zwietracht. Anfangs war der größte Theil der Fürsten auf der Seite des Staufen, auch von den Bischöfen nicht wenige; am meisten der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, der, eines geringen Mannes Sohn aus dem Nordschwabengau, wie einst der große Willigis von Mainz, rücksichtslos die Rechte des rechtmäßigen Fürsten vertrat. Im Mai 1199 erließen diese Anhänger Philipp's ein Schreiben an den Papst, um ihn zur Anerkennung ihres Königs zu bewegen. Dieser hütete sich jedoch, offen Partei zu nehmen, und wirkte zwar Philipp allerwegen entgegen, weil er im Bann sei und zu dem Geschlecht gehöre, „das von jeher die Kirche grausam verfolgt und die Freiheit der Fürsten unterdrückt habe"; aber er unterstützte doch auch Otto nicht unmittelbar. Erst, als es 1201 gelungen war, einen Theil Norddeutschlands, den König von Dänemark und Ottokar Przemysl von Böhmen in das welfische Lager herüberzuziehen, trat Innocenz offen mit der Anerkennung Otto's heraus, der sich zum Danke dafür in einem Briefe „Kaiser von Gottes und des Papstes Gnaden" nannte. Ein päpstlicher Legat hatte die Entscheidung seines Herrn in Deutschland zu verkünden.

Damals büßten die deutschen Bischöfe den letzten Rest ihrer selbstständigen und nationalen Stellung ein, indem die meisten, um nicht ihrer Stellen entsetzt zu werden, sich dem herrischen Richterspruche des Papstes, obschon mit Widerwillen beugten. Dagegen blieben die weltlichen Großen fast alle auf der Seite Philipp's, und dieser sparte weder Güter noch Schätze, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Jenem Böhmen Ottokar verlieh er für seinen Beistand die Königskrone, die schon früher als persönliche Auszeichnung ertheilt, nun erblich bei seinen Nachfolgern blieb; den Erzbischof Adolf von Köln und den Landgrafen Hermann von Thüringen gewann er gleicherweise; ja es glückte ihm sogar, die Bürger Köln's, der bedeutendsten Stadt des Reiches, zu versöhnen, und selbst den Pfalzgrafen Heinrich, den Gemahl seiner Nichte und Bruder Otto's, von diesem abwendig zu machen. Unterdessen war der heillose Krieg zwischen beiden Parteien nicht unterbrochen worden, die Bande des Rechts und der Ordnung erschlafften immer mehr, Willkür und Ver-

gewaltigung nahmen ihre Stelle ein. So ward der Bischof Konrad von Würzburg meuchlings angefallen und umgebracht; die Böhmen, die zuerst als Parteigänger Otto's und später Philipp's bis in das Herz des Reiches kamen, verwüsteten das Land weit und breit und „wütheten ärger denn die Heiden"; die alte kaiserliche Stadt Goslar ward ausgeplündert und so herunter gebracht, daß sie sich von diesem Schlage nie wieder erholte. Endlich erklärte sich das Glück so entschieden gegen Otto, der auch von seinem Oheim Johann von England im Stich gelassen wurde, daß selbst Innocenz, dem Philipp wiederholt in versöhnlicher Weise entgegenkam, seinen Schützling nicht mehr zu halten für gut fand. Philipp wurde von dem Banne befreit, eine päpstliche Gesandtschaft an diesen erschien in Deutschland, der König war im Begriffe, seinem Gegner den letzten entscheidenden Kampf anzubieten, er sammelte sein Kriegsvolk in Bamberg. Da vereitelte eine grauenhafte That das völlige Gelingen jahrelanges Strebens. Philipp feierte am St. Albanstage (21. Junius 1208) die Vermählung seiner Nichte Beatrix von Burgund mit dem Herzog Otto von Meran und führte selbst die Braut mit großem Gepränge zum Altar. Ermüdet lag er Nachmittags in der bischöflichen Pfalz auf der Altenburg und pflegte der Ruhe. Es war drückend heiß. Nur der Bischof Konrad von Speier, Heinrich der Truchseß von Waldenburg und ein Kämmerer waren um den König, als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, begleitet von dem Markgrafen Heinrich von Istrien und sechzehn Bewaffneten, das Schloß betrat. Sein Schwert herumschwingend, drang Otto in das Gemach. Hier ist kein Ort zum Fechterspiele, rief ihm Philipp entgegen. Zum Spiele nicht, aber zur Strafe deines Verraths! entgegnete der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Im Schrecken verbarg sich der Bischof, aber der Truchseß schrie laut und eilte mit dem Kämmerling gegen den Mörder der Thüre zu. Verwundet mußten sie weichen. Otto stürzte heraus, warf sich mit seinen Gesellen auf die bereit stehenden Rosse und jagte von dannen. Philipp's Wunde war tödtlich. Er starb im vier und dreißigsten Jahre, da er eben hoffen durfte, den alleinigen Besitz der Krone, des schweren Kampfes Ziel errungen zu haben. Ruhmwürdige Eigenschaften zierten ihn nicht minder als seinen Bruder Heinrich; aber wo dieser durch Strenge zwang, gewann er durch Sanftmuth und Milde. Als seine Gattin Irene, eine Tochter des Kaisers Isaac II., die ihn zärtlich liebte, die Trauerkunde vernahm, entwich sie auf den Staufen, doch Gram und Kummer tödteten sie in kurzer Frist. Jener Otto von Wittelsbach, der Neffe des Wittelsbachers, dem Friedrich I. Baiern verliehen hatte, war bisher wie sein

Oheim und Vater ein treuer Anhänger der Hohenstaufen gewesen; aber Philipp hatte ihm — so erzählt Arnold von Lübeck — nicht nur seine ihm ehemals versprochene Tochter versagt, sondern ihn auch noch dem Herzog von Schlesien statt der gehofften Empfehlung zu neuer Brautwerbung als einen hochfahrenden und heftigen Mann geschildert. Otto war in der That so jähzornig und wild, daß er einst einen Edeln heimtückisch erschlagen und sich noch sonst mit mancher Blutschuld belastet hatte, und Philipp mochte ihn deswegen nicht zum Schwiegersohne. Sein Verbrechen scheint indeß durch die Zurücksetzung und den falschen Empfehlungsbrief um so weniger genügend erklärt, als er Genossen hatte, die von anderen Beweggründen geleitet worden sein müssen*). Die Reichsacht, welche der bisherige Gegner Philipps aussprach, und der Tod von der Hand eines ausgesandten Vollstreckers derselben, waren die Strafen dieses Königsmords.

Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da. Er bildete nicht blos in politischer Beziehung einen Gegensatz zu Philipp. Am Hofe seines Oheims Richard von England erzogen, und so dem deutschen Wesen entfremdet, hatte er auch in seinem Charakter Aehnlichkeit von diesem. Er war von großer persönlicher Tapferkeit, aber dabei schroffen und ungeschmeidigen Wesens, und wenn Philipp durch kluge Milde und gutmüthige Freundlichkeit alle Herzen gewann, so suchte Otto den Mangel an staatsmännischer Einsicht durch hochfahrenden Trotz zu ersetzen. Seinen Römerzug freilich unternahm er noch unter Bedingungen, die seine Ohnmacht hinlänglich zeigten, und das kaiserliche Ansehen herabwürdigten. Er verstand sich nämlich dazu, vor seiner Krönung einen schriftlichen Vertrag zu unterschreiben, indem er die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildischen Güter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis dem heiligen Stuhle, dem sie zuständen, in so fern er sie schon besäße, frei und ruhig zu lassen und zur Erwerbung der übrigen behülflich zu sein verhieß. Desgleichen mußte er versprechen, freie Wahlen und Berufungen nach Rom zu gestatten, den Erbschaften der Prälaten und der einstweiligen Besitznahme erledigter Pfründen zu entsagen. Danach krönte ihn Innocenz zu Rom am 4. October 1209 in der Peterskirche.

Aber die Verhältnisse waren dahin gediehen, daß ein dauernder Friede zwischen Papst und Kaiser nur dann bestehen konnte, wenn einem

---

*) v. Raumer a. a. O. Bd. II. S. 436 und Abel, a. a. O. S. 230.

von Beiden Kraft oder Willen gebrach, die Ansprüche ihrer tüchtigsten Vorgänger aufrecht zu erhalten und durchzukämpfen. Wie Heinrich V. hatte Otto die Freundschaft des Papstes nur als die Leiter betrachtet, zur Kaiserwürde zu gelangen, deren Glanz und Hoheit er, sobald er sein Ziel erreicht hatte, der Priesterherrschaft nicht zum Opfer bringen wollte. Sofort ertheilte er in den von Innocenz eingezogenen Landschaften des Kirchenstaats Belehnungen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, gab die Mathildischen Güter nicht heraus; ja er machte Anstalten, den Aufforderungen einer unzufriedenen Partei im apulischen Reiche nachzukommen, und den jungen Friedrich mit Krieg zu überziehen. Auf die Vorwürfe des Papstes, daß er seinen Eid breche, erwiederte er: er habe nicht minder geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten, und alle verlorene Rechte desselben wieder zu gewinnen. Da er also den einen Eid nicht erfüllen könne, ohne den andern zu brechen, so wolle er wenigstens den ältern halten, nach welchem er den zweiten nie hätte schwören sollen. Zu gleicher Zeit rückte er in Unteritalien ein, und eroberte fast das ganze feste Land, während der Papst den Bann über ihn aussprach und alle Unterthanen vom Eide der Treue lösete (1210). Die Wirkung, welche dieser Schritt in Deutschland hervorbrachte, hemmte Otto's Siegeslauf. Der Hohenstaufische Anhang rief 1211 den siebzehnjährigen Friedrich, Heinrich's VI. vielversprechenden Sohn, aus Italien herbei. Selbst Innocenz III., so wenig es ursprünglich sein Plan gewesen sein mochte, die Verbindung der Krone von Sicilien mit der deutschen wieder zu befördern, erklärte sich jetzt für ihn, weil er bei seinem Mündel günstigere Gesinnungen für die Kirche voraussetzte, als bei dem stolzen Sachsen Otto. Nach sorgfältiger Abwägung aller Gründe für und wider ein so gewagtes Unternehmen entschloß sich Friedrich, die erste Krone des Abendlandes, die seine Väter getragen, nicht von sich zu weisen. Er ging über Rom, wo ihn der Papst als erwählten römischen Kaiser ausrufen ließ; von da begab er sich nach Genua, wo er mehrere Monate rasten mußte, ehe er es wagen konnte, weiter zu ziehen; auch entging er den Lombarden, die es meist mit Otto hielten, besonders den Mailändern, die Alles, was Hohenstaufe hieß, mit tödtlichem Hasse verfolgten und dem jungen Könige mit großer Wachsamkeit auflauerten, nur mit genauer Noth. Es glich fast einem Wunder, daß er über Mantua, Verona und Chur glücklich nach Kostnitz kam (1212). Sein gefälliges, einnehmendes Wesen, seine große Freigebigkeit gewannen ihm schnell die Herzen. Wie aber nach Kaiser Heinrich's Tode zum ersten Mal das Ausland in die inneren Angelegenheiten Deutschland's eingegriffen, wie England den

Welfen Otto erhoben hatte: so förderte jetzt der französische König Philipp August Friedrich's Unternehmen nach Kräften, weil Otto von dem Könige Johann von England, dem Feinde Frankreich's, unterstützt wurde. Deßwegen glaubte Otto, Friedrich einen tödtlichen Streich zu versetzen, wenn er sich gegen den König von Frankreich wendete. Es war ein gefährliches und unter diesen Umständen ein verkehrtes Unternehmen, weil durch das Mißlingen desselben viel mehr verloren werden mußte, als jemals durch das Gelingen gewonnen werden konnte; hervorgegangen eher aus des Kaisers Behagen an abenteuernder Ritterlichkeit, als aus dem Scharfblick besonnener Politik. Otto ward bei Bouvines geschlagen (1214), und brachte dadurch sein Ansehen in Deutschland in den schleunigsten Verfall. Des jungen Friedrich Anhang wuchs dagegen immer mehr, Otto konnte sich nur noch im nördlichen Deutschland behaupten, und nicht verhindern, daß Friedrich 1215 zu Aachen mit allen üblichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Von den meisten Ständen verlassen, starb Otto am 19. Mai 1218 auf der Harzburg.

15. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

(1204.)

Der griechische Kaiser Alexius Comnenus, der durch Tapferkeit, List und gutes Glück die Würde des Reiches gegen Normannen, Kreuzfahrer und Seldschucken aufrecht erhalten und die nördlichen Grenzen durch entscheidende Siege über Petschenegen und Kumanen, zwei wilde tatarische Nomadenvölker, gesichert hatte, starb 1118. Sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes, den ein einsichtsvoller Geschichtschreiber den Größten und Besten der Comnenen nennt, behauptete die Herrschaft nicht weniger glücklich. Ihm folgte sein Sohn Manuel, ein Krieger von riesenhafter Körperkraft, dessen sieben und dreißigjährige Regierung (1143 — 1180) mit Kämpfen wider Türken und Christen vom Taurus bis nach Sicilien hin erfüllt ist. Mit seinem Tode gingen die besseren Zeiten, welche Byzanz diesem Herrscherstamme verdankte, zu Ende. Sein unmündiger Sohn Alexius II. ward durch einen Vetter Andronikus, dessen Leben von seltsamen, romanhaften Abenteuern erfüllt ist, entthront und ermordet (1183). Andronikus glaubte den Thron, den er einem Verbrechen verdankte, nur durch fortwährende Frevel und Grau-

samkeiten behaupten zu können, und trieb es soweit, daß er zuletzt in einem Aufstande von dem erbitterten Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet ward (1185). Er war der letzte Comnene auf dem Throne von Constantinopel.

An seine Stelle erhob man Isaac II. Angelus zum Kaiser. Auch dieser ward zehn Jahre nachher, nach einigen Unglücksfällen gegen die Bulgaren und Wallachen und einer schwelgerischen und grausamen Regierung, von seinem Bruder Alexius III. Angelus des Throns und der Augen beraubt, und zu ewigem Gefängniß in einem Kloster zu Pera verdammt (1195). Alexius III. regierte darauf acht Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte sich der junge Alexius, Sohn des gefangenen blinden Isaac, auf, und suchte Hülfe für seinen Vater in Italien und Deutschland, wo seine Schwester Irene an den Staufen Philipp verheirathet war.

Damals sammelte sich eben, in Folge von Innocenz III. häufiger Ermahnung und thätiger Einwirkung, ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen Bonifacius von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren französischen Fürsten zu Venedig. Wie Pisa und Genua nahm auch diese Stadt lebhaften Antheil an den heiligen Zügen. Beruhte ihre Größe vornehmlich auf Handel und Schifffahrt, so war schon die Erweiterung derselben, die Eröffnung unmittelbarer Verbindungen mit dem Oriente, der anlockendsten für Kaufleute so weit die Geschichte reicht, wichtig genug. Aber die Venetianer waren auch bedacht, sich politische Vortheile zu verschaffen. So überließ ihnen Balduin II. von Jerusalem in allen Städten seines Reiches urkundlich ein Quartier, mit einer Kirche, Steuerfreiheit und eigener Gerichtsbarkeit. Diesmal schlossen die französischen Kreuzfahrer einen Vertrag mit dem seemächtigen Staate, vermöge dessen die Venetianer gegen Zahlung von fünf und achtzigtausend Mark Silber die Ueberfahrt eines Heeres von dreißig- bis vierzigtausend Mann übernahmen und für Lebensmittel sorgten. Der vier und neunzigjährige, erblindete, aber doch noch von jugendlicher Kühnheit beseelte Doge Heinrich Dandolo stellte sich selbst an die Spitze der theilnehmenden Venetianer. Man verließ die Stadt 1202, und richtete die Waffen zuerst gegen Zara in Dalmatien, welches von Venedig abgefallen war. Es wurde erobert und dem Dogen übergeben.

Hier nun erschien der hülfesuchende Prinz Alexius mit einer Gesandtschaft des deutschen Königs Philipp, den ebenso sehr Familienrücksichten wie die Erinnerung an die großen, auf die Beherrschung des Mittelmeeres gerichteten Pläne seines Bruders Heinrich, und endlich auch

Versprechungen, die er dem Papste gemacht hatte, zur Theilnahme an den Bestrebungen seines Schwagers drängen mochten, vor den Kreuzfahrern, und gewann sie durch die größten Verheißungen; er wollte zweimal hunderttausend Mark Silbers geben, die griechische Kirche mit der römischen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Theil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, seinen Vater wieder in die Regierung einzusetzen, und ihm seine Feinde überwinden zu helfen.

Auf einer der schönsten venetianischen Flotten, vierhundert und achtzig Segel stark, näherten sich die Ritter 1203 dem Hafen von Konstantinopel, und warfen ihm gegenüber auf der asiatischen Seite die Anker aus. Als eine vorläufige Unterhandlung mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos ablief, gingen sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drückten den Kaiser mit seiner zahlreichen Heeresmacht in die Stadt zurück, sprengten die Hafenkette, verbrannten oder eroberten die griechische Flotte, und nahmen den innern Hafen in Besitz. Nun wurde, unter Führung des greisen Dandolo, der sich auf die Spitze seines Schiffes stellen ließ, die Fahne des heiligen Markus ergriff und laut den Seinigen Muth einsprach, die Stadt selbst belagert, bestürmt und ein Theil derselben von den Venetianern in Brand gesteckt. Da entfloh der Kaiser, die Einwohner holten den augenlosen Isaac wieder aus dem Gefängnisse hervor, und setzten ihn nebst seinem Sohn Alexius auf den Thron.

Des treuen Sohnes Zweck war erreicht, allein nun sollte er auch den Kreuzfahrern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher so viel Geld nehmen? und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den römischen Papst bewegen? Er hatte diesen Punkt kaum berührt, als schon Alles in Gährung war. Ebenso unmöglich war es, die versprochenen Summen aufzubringen, wenn auch die geweihten Gefäße, Heiligenbilder und sonstige Zierden in großer Zahl aus den Kirchen gerissen wurden. Bald vermehrte ein anderer Unfall die Erbitterung gegen Alexius und die Pilger. In heiligem Eifer stürmten einzelne Wallbrüder eine Moschee, welche Isaac Angelus in der früheren Periode seiner Regierung den Mohammedanischen Kaufleuten zu bauen verstattet hatte. Die Griechen eilten den Moslemen zu Hülfe. Darüber brach an verschiedenen Orten der Stadt Feuer aus und wüthete mit solcher Gewalt, daß nach acht Tagen der vierte Theil Konstantinopel's in Asche und Trümmern lag. Am 25. Januar 1204 rottete sich das Volk zusammen und verlangte einen andern Kaiser. Niemand wagte es, unter so bedenklichen Umständen diese schwere Rolle zu übernehmen; ein Sprößling aus dem ehemaligen Kaiserhause der Dukas, Alexius, der von seinen starken

Augenbrauen den Beinamen Murzuphlus führte, ließ sich endlich willig finden. Der junge Alexius, Isaac's Sohn, ward erdrosselt, der Vater starb vor Gram und Schrecken.

Nach einer solchen Gewaltthätigkeit glaubten sich die Kreuzfahrer nunmehr gegen dieses mörderische und treulose Volk, das sie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu Allem berechtigt. Sie beschlossen, die Stadt mit Gewalt zu erstürmen, nachdem sie vorher eine Uebereinkunft wegen der Theilung der Beute und der künftigen Einrichtung getroffen hatten. Der erste Angriff ward abgeschlagen, aber drei Tage nachher erstiegen die Ritter von den Schiffen aus vier Thürme an der Seeseite und sprengten (12. April 1204) die Thore. So groß war der Schrecken der Einwohner, daß, selbst nach griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her trieb. In der Nacht entstand abermals eine große Feuersbrunst, die dritte, seitdem die Kreuzfahrer vor Constantinopel erschienen waren. Murzuphlus floh*) und während die Großen noch stritten, ob Theodor Dukas oder Theodor Laskaris ein Kaiserthum erhalten solle, das nicht mehr vorhanden war, verbreiteten sich die Sieger in der unglücklichen Stadt, drangen gierigen Raubthieren gleich in Paläste und Häuser ein, plünderten und raubten, und verübten mit zügelloser Wuth Frevel und Gräuel. Zu der rohen Habsucht kam frecher Uebermuth, der selbst der heiligen Oerter nicht schonte und die Kirchen entweihte oder verunreinigte. Die Packpferde wurden hineingetrieben, um die Beute fortzubringen; in geweihten Gefäßen kochten die Pilger ihr Lieblingsgericht, Rindsrücken mit Bohnen und Zwiebeln, und eine Dirne setzte sich singend und tanzend auf den Stuhl des Patriarchen. Kunstwerke wurden mit Gewalt zerstümmelt und zerhauen, selbst an den metallenen Bildsäulen übten eigensinniger Zerstörungskitzel und niedrige Habgier ihre Beharrlichkeit. Das Erz hatte größeren Werth in den Augen der Pilger als die Gold überwiegende Kunst. Ein einziges berühmtes Werk aus dem Alterthum, vier vielbewunderte Pferde von Bronze, angeblich eine Arbeit des Lysippus, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt. Endlich verordneten die Häupter, daß alle gemachte Beute in drei bestimmte Kirchen niedergelegt, und dem früher geschlossenen Vertrage gemäß, zwischen Franzosen und Venetianern gleich getheilt werde. Hier kam, trotzdem daß Vieles unterschlagen wurde, eine so ungeheure Menge von reichen Zeugen, Kostbarkeiten und Geld zusammen, daß ein Augen=

*) Er ward nachher von den Lateinern gefangen und von der Säule des Theodosius herabgestürzt.

zeuge schrieb, im ganzen übrigen Europa seien nicht so viele Reichthümer vorhanden; ein Anderer, seit Erschaffung der Welt wäre so viel nicht erbeutet worden. Als es zur Theilung kam, behielten die Franzosen, nur an Gelde, viermal hundertausend Mark Silber.

Nachdem dieses Geschäft vollendet war, schritt man zur Theilung des Reichs. Man zerfällte es vorläufig in vier Stücke, deren eines als Krongut der haben sollte, welchen die Stimmenmehrheit einer Versammlung von sechs Venetianern und sechs Fürsten des Kreuzzuges, zu welchen der Unparteilichkeit halber Geistliche gewählt wurden, zum Kaiser ernennen würde; in die anderen drei sollten sich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch so, daß sie Alle Lehnsträger des Oberhauptes wären. Zum Kaiser ward einstimmig der tapfere Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, ernannt. Venedig nahm für sich den Theil, der ihm am gelegensten war, nämlich den ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meere, ein Stück des Peloponnes und viele Inseln, unter andern Euböa, Aegina, Corfu, Zakynthus. Der Markgraf von Montferrat sollte die asiatischen Provinzen erhalten; aber da er sah, daß sie nicht zu behaupten sein würden, vertauschte er sie gegen Macedonien und das übrige Griechenland, und nahm den Titel eines Königs von Thessalonich an; Kreta, welches ihm gleichfalls zugesprochen war, verkaufte er an die Venetianer. Ueberdies gab es noch eine Anzahl kleinerer Herrschaften; es regierten fränkische Herzoge zu Philippopolis, zu Athen, ein Fürst dieses Volkes zu Achaja u. s. w. Seitdem hielt man Ritterspiele auf dem Isthmus von Korinth, und die Fehden der Barone wurden auf demselben Boden ausgefochten, auf welchem Athener und Spartaner um die Hegemonie der Hellenen gekämpft hatten.

So waren die abendländischen Christen, die Germanen, nach 700 Jahren wieder erobernd gegen das byzantinische Reich aufgetreten und hatten es ihrer Herrschaft unterworfen. Wie Syrien und Paläſtina wurde jetzt Griechenland von lateinischen Colonisten besetzt, und die occidentalischen Lehnseinrichtungen auch hierhin verpflanzt. Es schien, als ob das ganze Morgenland in den Kreis des germanischen Lebens gezogen werden sollte. Nach langer Heranbildung durch die Kirche innig durchdrungen von den Ideen des Christenthums, waren die Abendländer zur Ausbreitung desselben und zur Zurückdrängung des Islam ausgezogen; nun hatten sie bei dieser Gelegenheit, wie es schien, auch die griechischen Christen dem großen Stuhle zu Rom unterworfen. Die Venetianer, denen die Sophienkirche übergeben worden war, erwählten ihren Landsmann Thomas, aus dem Geschlechte der Morosini, zum Pa=

triarchen der zu errichtenden lateinischen Kirche; er holte sich das Pallium aus Rom, wo Innocenz, der das Geschehene zwar nicht zu billigen schien, es aber nicht ungeschehen machen konnte, seine Wahl bestätigte. Aber bald sollte es sich zeigen, daß die von den Germanen bisher ausgebildeten Formen des Staates, die Hierarchie und das Lehnswesen, daß ihr ganzes geistiges Leben noch nicht tief und reich genug seien, um ein Weltreich zu begründen, um den Osten, wie den Westen zu umfassen, selbst wenn die materiellen Mittel auch größer gewesen wären. In Palästina und Syrien wurde nur noch eine schmale Küste behauptet; auch dem abendländischen Kaiserthum in Byzanz sollten nur funfzig Jahre vergönnt sein. Nicht zu solcher Ausbreitung germanischer Herrschaft waren die Kreuzzüge bestimmt, sondern zur Bildung und Entwickelung des abendländischen Geistes, damit er auf anderem Boden erwachsene Gestaltungen aufnähme und so im Laufe der Zeit alle Formen und Stufen umfasse und in sich wie in einem allgemeinen Brennpunkt vereine. Wie in der Völkerwanderung römische, so sahen die Germanen in den Kreuzzügen morgenländische Institute und Lebensweisen, und beide Male, wenn auch die Wirkung der letzteren kaum mit dem Eindruck der ersteren zu vergleichen ist, blieben die Früchte nicht aus.

Die Assisen von Jerusalem wurden, weil man die Uebereinstimmung mit jenem Reiche fühlte, das Grundgesetz des neuen Staates. Auf durchaus fremdartige Fundamente wurde die Lehnsverfassung gepflanzt. Mußte es einem kleinen Haufen von Eroberern (es waren vielleicht im Ganzen 20,000 Kriegsleute) auch vereint schwer fallen, so weite Landstrecken zu behaupten: wie viel schwerer, wenn derselbe in eine Menge von Theilen und Selbständigkeiten zerfiel, wenn jeder, unbekümmert um das Gemeinsame, besondere Zwecke verfolgte. Auch Hülfe aus dem Mutterlande war nur von Einzelnen zu erwarten, wie dieses ganze Unternehmen von Einzelnen ausgegangen war. Die bürgerlichen Verhältnisse, die Verwaltung der Städte, die Rechtspflege wurden von den Rittern wenig beachtet, und blieben größten Theils wie sie gewesen. Es kam ihnen vornehmlich darauf an, sich die Nutzungen der vorigen Herren zu sichern. Doch fehlte viel, daß deßhalb das Loos der Griechen im Allgemeinen ein mildes gewesen wäre; die ganze landbauende Bevölkerung wurde im Verhältniß leibeigener Knechte oder dienstpflichtiger Hintersassen behandelt, und von den Vornehmeren wurden nur wenige in den Lehnsverband aufgenommen. Auch war von den Lateinern keinesweges das ganze, den byzantinischen Kaisern bisher unterworfene Reich bezwungen. Vieles von dem vorläufig Vertheilten mußte erst erobert wer=

den. Die Gegend nordwärts von Adrianopel hatte der König der Walachen, Johann, an sich gerissen, der die Franken wie die Griechen mit gleicher Grausamkeit behandelte. Kaiser Balduin starb sehr bald; ebenso der geistige Leiter der ganzen Unternehmung, Dandolo. Erst dem Bruder Balduin's, Heinrich, gelang es in den europäischen Gegenden wenigstens einigermaßen gesicherte Verhältnisse herzustellen. Aber in Asien gründete der von den Griechen zum Kaiser erhobene Theodor Laskaris aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich, welches von dem Herrschersitze das Kaiserthum Nicäa hieß. Eben so stiftete ein Nachkomme der Comnenen im Pontus und Paphlagonien ein anderes Reich, das nachmalige trapezuntische Kaiserthum, gleichfalls von der Hauptstadt also genannt, welches sich so lange als das byzantinische erhalten hat, bis es zuletzt wie dieses in die Hände der türkischen Eroberer fiel; und ein unehelicher Abkömmling des Hauses Angelus behauptete in Epirus und Aetolien eine unabhängige Herrschaft.

Die größten und dauerndsten Vortheile aus dieser neuen Gestaltung der Dinge im Osten zogen die Venetianer. Vieles von den sehr ausgedehnten Erwerbungen gaben sie kriegslustigen Edlen ihrer Stadt zu Lehen, die dann hier Gelegenheit fanden, Ehre, Reichthum und Macht zu erlangen oder zu vermehren. Anderes verwaltete der Staat selbst. Diese letzteren Gebiete wurden nicht blos mit einigen Kaufleuten, welche der Handel dorthin zog, sondern vollständig mit Anbauern bevölkert. So wurde die Insel Kreta in drei Theile getheilt, von denen das eine Drittel zur Ausstattung der neuen lateinischen Kirche diente. Das zweite Drittel mit den Regalien, d. h. den Bergwerken, städtischen Einkünften 2c., wurde Staatsgut, und aus dem noch Uebrigen wurden 132 Ritterlehen und 408 Fußdienstlehen gebildet. Die saracenischen Einwohner der Insel behandelte man als Sklaven; jeder Ritter erhielt 24, jeder Fußknecht vier solcher Leibeigenen. Die griechische Bevölkerung baute das Gut der Geistlichkeit und des Staates. In allen Niederlassungen bildeten die ansässigen Venetianer eine Gemeinde zur Berathung ihrer eigenen Angelegenheiten; in den übrigen Verhältnissen waren sie von der Mutterstadt abhängig, welche auch die Beamten einsetzte. Pisa und Genua wurden durch diese Colonien der Venetianer fast ganz aus der Levante verdrängt, während die letzteren ihren Handel über Tana, das heutige Asow, und andere Punkte weithin bis in das Innere des östlichen Asien's ausdehnten.

Das ursprüngliche Ziel der Unternehmung, Palästina, war ganz

vergessen worden; doch versäumte Innocenz III. seinerseits nichts, was den Zweck, das heilige Land wiederzuerobern, befördern konnte. Schon früher hatte er ein Zehntel aller seiner und der Cardinäle Einnahmen dazu bestimmt, und die übrigen Prälaten und Geistlichen mit einem Vierzigstel der ihrigen besteuert. Aber der Erfolg entsprach seinen Bemühungen nicht; die Spaltung in Deutschland, fortdauernde Händel zwischen Frankreich und England, sowie die Albigenserkriege, waren einer großen Unternehmung nach dem Morgenlande nichts weniger als günstig. Nur in einer für unsere Zeit fast unglaublichen Erscheinung zeigte sich der noch nicht erloschene, aber nun völlig regellose und unverständige Eifer des Jahrhunderts für die Kreuzfahrten. Im Jahre 1212 nahmen in der Gegend von Vendome und sehr bald nachher in einem großen Theile Frankreich's und in einzelnen Landschaften Deutschland's große Schaaren von Kindern das Kreuz, und dachten alles Ernstes Jerusalem zu erobern. Einige dieser Haufen kamen, von einem Knaben geführt, über die Alpen nach Italien, und fanden dort vor Hunger und Mattigkeit meistens ihr Grab; an dreißigtausend zogen nach Marseille und fielen Kaufleuten in die Hände, welche sie, unter dem Vorwande unentgeltlicher Ueberfahrt nach Paläſtina, auf ihre Schiffe lockten, dann aber an die Saracenen nach Afrika verkauften. Erst nach Innocenz Tode unternahm König Andreas II. von Ungarn, begleitet von Herzog Leopold VI. von Oesterreich, Otto von Meran und vielen deutschen Bischöfen, wieder einen geordneten Kreuzzug (1217). Aber er war noch nicht lange in Syrien angekommen, als ihn Krankheit und üble Nachrichten aus der Heimath zum Umkehren bewogen, ohne daß er von der ganzen Unternehmung einen andern Gewinn gehabt hätte, als einige zusammengekaufte Reliquien, unter denen sich ein Stück von dem Stabe Aaron's und einer von den Krügen der Hochzeit zu Kana befinden sollten.

---

16. Die Kreuzzüge gegen die Ketzer.

Zu derselben Zeit, als die Hierarchie den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichte, als die Könige des Abendlandes sich vor Innocenz III. beugten, als das byzantinische Reich seiner geistlichen Gewalt unterworfen wurde: da begann auch schon ein neuer Gegensatz in der Kirche selbst sich zu offenbaren, und die in ihrem Schooße ausbrechende Entzweiung

verkündete die Unterwühlung und den dereinstigen Fall des mächtigen Gebäudes von innen heraus. Seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums war in der Kirche das Bestreben herrschend, die Einheit des Glaubens und der Verfassung zu erhalten, ohne daß es ihr jemals gelang oder gelingen konnte, dieses Ziel vollständig zu erreichen. Diese Richtung auf die Behauptung einer allgemeinen (katholischen) Kirche ging von der Besorgniß aus, daß durch fortwährende immer mehr trennende und vereinzelnde Spaltungen das Band, welches die Christenheit zusammenhalten soll, erschlaffen werde, und sich endlich ganz auflösen könne; aber ihm stand die gerechte Furcht vor der noch größern Gefahr entgegen, durch äußerlich erzwungene Einheit den Geist in Knechtschaft und unter die Herrschaft des Buchstabens gerathen zu sehen. Während es daher die katholische Kirche für nothwendig und folgerecht hielt, Alle, die nicht genau so dachten und glaubten wie sie, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, und als Häretiker zu verdammen, verabscheuten diese wiederum die sich allein rechtgläubig nennende Kirche, indem sie ihr bald diesen, bald jenen nach ihrer Ansicht gefährlichen Irrthum vorrückten, oder ihre Einrichtungen als schädlich und unchristlich verwarfen. Je höhere Stufen der Macht die Hierarchie erstieg, je mehr sie sich dadurch von den ursprünglichen Einrichtungen der christlichen Kirche trennte, je mehr sie die Glaubenslehren bestimmte und vermehrte, die gottesdienstlichen Handlungen mit Gebräuchen überlud, und irrthümliche Meinungen beförderte: desto größer und häufiger ward auch die Veranlassung zur Entstehung ketzerischer Meinungen und Secten, welche bald, wie es Arnold von Brescia that, den angemaßten Einfluß auf weltliche Dinge schalten, bald in einzelnen Punkten des Glaubens anders lehrten, bald beide Arten von Abweichungen verbanden. Das stärkere Hervortreten solcher Parteien zu Ende des zwölften Jahrhunderts gibt den Beweis fortgeschrittener und allgemeiner gewordener geistiger Bildung unter den Völkern des Abendlandes, die bis dahin in gläubiger Einfalt und ohne weitere Reflexion die von der Kirche gelehrten und überlieferten Sätze und Gebräuche aufgenommen hatten. Die eine dieser, der Kirche entgegenstehenden Richtungen wandte sich besonders gegen die in der katholischen Glaubenslehre anerkannten Dogmen; eine zweite mehr gegen das unheilige und unreine Leben der Geistlichen. Die erstere scheint mit morgenländischen Ideen und Ansichten in Verbindung zu stehen. Im byzantinischen Reiche war im siebenten Jahrhundert eine Partei aufgetreten unter dem Namen der Paulicianer, welche sich an Ueberreste der manichäischen und gnostischen Lehre anschloß, und von diesen manche

schwärmerische Vorstellung, manche trügerische Ansicht mit herübernahm. Die neue Secte wurde heftig verfolgt und verbreitete sich späterhin unter den Nationen des Abendlandes, besonders auch von der Bulgarei her. Im elften Jahrhundert traten Paulicianer in Deutschland, Italien und Frankreich auf und gewannen vielen Anhang. Sie wurden hier Katharer (καθαροί, die Reinen) genannt, wovon das deutsche Wort Ketzer abgeleitet zu werden pflegt. Sie strebten dahin, die Lehre des Christenthums auf einfache dualistische Principien zurückzuführen, sprachen gegen Fegefeuer und Anrufung der Heiligen, gegen die Werthschätzung äußerer Religionshandlungen, wie gegen die ganze hierarchische Einrichtung; von Sacramenten nahmen sie nur vier an. Ihre Ansichten waren so wenig als ihr Wandel von Uebertreibung, Schwärmerei und Irrthum frei, obschon einige jedem sittlichen Gefühle Hohn sprechende Grundsätze, welche ihnen zugeschrieben werden, höchst wahrscheinlich Verläumdungen ihrer Gegner sind; denn andere Berichte rühmen im Gegensatz hierzu ihre Bescheidenheit und Sittenstrenge. Es war nicht unnatürlich, daß die Kirche, welche sich von der zunehmenden Ausbreitung dieser Secten gefährlich bedroht glaubte, dagegen ankämpfte; verfehlt aber, daß sie, nach dem schlimmen Vorgange des Morgenlandes, zu Verfolgungen und Hinrichtungen ihre Zuflucht nahm; sie wich dadurch eben so sehr von den Geboten der christlichen Liebe als der Klugheit ab, da die Gewaltmittel die religiösen Ueberzeugungen, gegen die sie angewandt werden, gewöhnlich mehr befördern als hemmen.

Rein von jenen den Lebenswandel betreffenden Anschuldigungen blieb jedenfalls die im Abendlande entstandene Secte der Waldenser. Peter von Vaux oder Valdus, nach welchem diese den Namen führen, ein reicher Kaufmann zu Lyon, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, wurde plötzlich, als einer seiner Freunde 1173 neben ihm todt niederfiel, von einer tiefen, innern Bewegung ergriffen, der Welt abzusagen, und sein ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen. Zugleich trat er auf, seine Ueberzeugung auszubreiten, predigte Besserung von dem ruchlosen Leben, sprach gegen die Mängel der Kirchenzucht und den lasterhaften Wandel vieler Geistlichen, forderte Rückkehr zur apostolischen Einfalt und theilte Uebersetzungen der Evangelien in die Landessprache unter das Volk aus. Er fand viele Anhänger, und die über sie ergehenden Verfolgungen hinderten nicht, daß sie immer zahlreicher wurden.

Der Sitz dieser beiden der Kirche feindlichen Parteien wurde vornehmlich das südliche Frankreich, obschon es auch in Oberitalien und

besonders in Mailand an Bekennern ketzerischer Lehren nicht fehlte. Unter dem schönen sonnenreichen Himmel der Provence und Languedoc's hatten sich ebenso schnell als in Italien Wohlstand und Reichthum verbreitet. Mit ihnen entwickelten sich ein genußreicheres Leben, freiere Stellung der Personen und selbständigeres Nachdenken. Reste römischer Bildung, Ueberbleibsel arianischer Opposition gegen die päpstliche Gewalt mögen sich hier mehr als anderswo erhalten haben. Die Städte waren durch zahlreiche Bevölkerung, durch Abwesenheit eines mächtigen Oberherrn stets vor gänzlicher Unterdrückung geschützt worden, und hatten manches von römischen Einrichtungen bewahrt. Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts werden fast überall Consuln und Gemeinderäthe genannt. Die Bürger fühlten sich bald zu einer Lehre hingezogen, die auch für kirchliche Verhältnisse ein freieres Walten begünstigte. Aber selbst unter dem Adel fanden die Häretiker Freunde und Anhänger. Dieser Stand führte hier ein unabhängiges, üppiges, sangeslustiges Leben. Die von Burg zu Burg ziehenden Dichter übten Laune und Muthwillen an Weltlichen und Geistlichen, an Bischöfen und Priestern, die, in diesen Ländern besonders reich mit Gütern und Einkünften ausgestattet, sich einem zügellosen und unsittlichen Leben rücksichtslos überließen. Bald standen die Kirchen öde und leer, die gottesdienstliche Feier hatte beinahe aufgehört, selbst der heilige Bernhard ließ vergebens sein Wort unter diesen Abtrünnigen ertönen. Außer Katharern und Waldensern gab es in Südfrankreich noch mehrere andere in ihren Grundsätzen ähnliche Secten, die theils zusammenschmolzen, theils von den Katholiken nicht gehörig unterschieden wurden. Unter dem Namen der Albigenser, einer Partei, die vom Ländchen Albigeois so genannt wurde, findet man sie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Alle begriffen. Innocenz III. suchte zuerst durch Legaten und Missionare die Sectirer in den Schooß der Kirche zurückzuführen; er befahl durch Belehrungen und Religionsgespräche auf sie einzuwirken. Eine andere Vorschrift, die er bei dieser Gelegenheit gab, daß beauftragte Geistliche die Rechtgläubigkeit der Einzelnen erforschen sollten, gab den Anlaß zur Entstehung der Inquisition. Als diese Mittel erfolglos blieben, beauftragte er den Abt Arnold von Citeaux und die Mönche seines Ordens, das Kreuz wider die Irrgläubigen zu predigen (1205). Es sei, äußerte er, nicht minder verdienstlich, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten, als gegen Ungläubige. Späterhin war seine Mühe, dem auf sein Geheiß ausgebrochenen Kriege Einhalt zu thun, vergeblich. Die Wuth, die er einmal losgelassen, rasete auch wider seinen Willen fort. Graf Raimund VI. von

Toulouse, Abkömmling des uns wohlbekannten Kreuzfahrers dieses Namens und selbst im Herzen der neuen Lehre zugethan, suchte vergebens seine Unterthanen vor der Wuth der Verfolger zu schützen. Die Päpstlichen führten den Krieg mit furchtbarem Blutdurst. Als sie die Stadt Beziers erstürmten (1209), wurden siebentausend Menschen in der Magdalenenkirche verbrannt, und an zwanzigtausend ohne Unterschied des Alters und Geschlechts erschlagen. Bei dieser Gelegenheit soll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man denn die Rechtgläubigen, die dort wohnten, unterscheiden solle, geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen." Graf Simon von Montfort, ein gewaltiger Kriegsmann, nahm an dem Kampfe Theil, um die großen Besitzungen des Grafen von Toulouse zu gewinnen und sich selbst ein Reich im Süden Frankreich's zu gründen. Daher wollte er den Frieden, zu dem sich dieser bereit zeigte, nur unter Bedingungen gewähren, welche den Bedrängten keine andere Wahl ließen, als sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Der Krieg wüthete fort, und mit so fürchterlicher Grausamkeit, daß man die Ketzer sogar dann verbrannte, wenn sie bereit waren, ihren Glauben abzuschwören. Die gereizten Albigenser ließen es dann auch ihrerseits an vergeltenden Grausamkeiten nicht fehlen. Aber dennoch war der Widerstand, welchen sie leisteten, nicht sehr hartnäckig, und ihre Fürsten zeigten sich unentschlossen und uneins. Der König Peter II. von Aragonien, der seinem Verwandten, dem Grafen von Toulouse, zu Hülfe zog, ward in der Schlacht bei Müret überwunden und getödtet (1213). Eine zwei Jahre darauf zu Rom gehaltene Kirchenversammlung sprach hierauf die Besitzungen des Grafen von Toulouse dem Grafen von Montfort zu. Nur Raimund's Güter in der Provence sollten seinem Sohne verbleiben. Dieser letztere aber, Raimund VII., setzte den Krieg unermüdet fort. Simon empörte die Bewohner von Toulouse durch harte Behandlung und Erpressungen. Sie standen auf, er eilte sie zu züchtigen, wurde aber bei der Belagerung durch einen aus der Stadt geschleuderten Stein erschlagen (1217). Sein Sohn Amalrich erbte die Fortsetzung des Krieges, aber nicht den Muth seines Vaters, und hatte an dem jüngern Raimund einen tüchtigen Gegner; so daß, ungeachtet eines neuen Kreuzzugs, den Ludwig, König Philipp's von Frankreich Sohn, im Jahr 1219 unternahm, die Grafen von Toulouse überall die Oberhand behielten. Wie der fortdauernde Kampf endlich zum Vortheil der Krone Frankreich ausschlug, werden wir in der Folge sehen.

---

17. Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII.

(1108—1180.)

Diese Begebenheiten führen uns auf die Geschichte Frankreich's zurück. Hier war während der schwachen Regierung des unthätigen Philipp's I. (1060—1108) noch Alles in dem frühern Zustande. Ruhig sah es der König mit an, wie sein Vasall, der Herzog Wilhelm von der Normandie, England eroberte. Gregor VII. reformirte die Kirche, Frankreich erhob sich in Begeisterung für das Kreuz und den Glauben, ein neues Frankreich wurde in Jerusalem gestiftet; aber Philipp vertändelte seine Zeit im ehebrecherischen Umgang mit der schönen Berthrade von Montfort, der Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou. Dagegen beginnt mit seinem Sohne Ludwig VI., dem Dicken, eine neue Periode in der französischen Geschichte. Dieser war der erste in der Reihe der Capetinger, unter dem das königliche Ansehen sich gegen die zügellose Unabhängigkeit der Vasallen einigermaßen zu heben anfing. Sein einsichtsvoller Rathgeber, der Abt Suger von St. Denis, „der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechtes, das in den Klöstern nicht versäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit und von der Pflicht des Königthums, das Recht zu handhaben, in sich ausgebildet hatte"*), nahm daran vorzüglich vielen Antheil, und die Abwesenheit vieler mächtigen Lehnsträger im heiligen Lande erleichterte seine Bemühungen. Wir haben schon gesehen, wie die steigende Cultur, die Verbreitung mancher Bedürfnisse und die dadurch erzeugte größere Bedeutung des Handels und der Gewerbe im zwölften Jahrhundert im ganzen westlichen und südlichen Europa die Städte, welche bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hatten, ungemein emporhoben. Ihr wachsender Wohlstand reizte aber zugleich die Habgier im hohen Grade, und machte sie zum Ziele räuberischer Anfälle von außen und zum Gegenstand der Bedrückung und Aussaugung von Seiten ihrer eigenen Herren. Es war damals, nach der langen, schlaffen Regierung Philipp's I., ein besonders tiefer Verfall der bürgerlichen Ordnung in Frankreich eingetreten. Die Besitzungen der Krone, welche Ludwig ererbt hatte, umfaßten nur sechs größere Städte, nämlich Paris, Orleans, Etampes, Melün, Compiegne und Bourges. Aber es trotzten

*) Ranke, französische Geschichte. I, 33.

ihm selbst seine unmittelbaren Vasallen in diesem Gebiete. Im übrigen Reiche, und namentlich im südlichen Frankreich, war der königliche Name ganz ohne Einfluß und etwaige Befehle ohne alle Wirkung. Dennoch verfolgte Ludwig mit Eifer und Ausdauer unter fortdauernden Kämpfen, in denen er eine große persönliche Tapferkeit zeigte, das schöne Ziel, welches er sich gesteckt hatte, Recht, Ordnung und Lehnsabhängigkeit der Vasallen wieder herzustellen. Die Städte waren bemüht, gegen Angriffe Schutz und gegen den Druck der Feudalherren Privilegien und Exemtionen zu erlangen, welche ihnen selbständige Gerichtsbarkeit und eine freie Gemeinheitsverfassung gewährten, erzwangen diese auch wohl gewaltthätig mit Blutvergießen und manchem Frevel, und suchten erst hinterher beim Könige die Bestätigung nach*). Ludwig VI. kam diesen Bestrebungen entgegen, und ertheilte einer Anzahl von Städten seines unmittelbaren Gebietes Freiheitsbriefe; weniger, wie es scheint, nach einem überdachten Plane, der königlichen Macht in ihnen ein Gegengewicht gegen die trotzigen Vasallen zu verschaffen, als in Folge des Geldbedürfnisses der Krone, da die Bürger ihre Freiheiten für Geld erkaufen mußten**); die meisten solcher von Ludwig bestätigten Communen fanden sich im Norden des Landes. Allmählig folgten auch die Großen diesem Beispiel und verkauften, wenn Geldnoth sie drängte oder wenn sie nicht mehr im Stande waren, die Städte mit Gewalt unter ihrer Hoheit zurückzuhalten, in ihren Territorien Rechte und Privilegien. Häufig suchten auch diese Gemeinden beim Könige Bestätigung der Exemtionen nach, um sich gegen Wortbrüchigkeit zu schützen, und begierig ergriffen die Herrscher solche Gelegenheit, ein neues Regale im ganzen Reiche auszuüben. Im Allgemeinen kamen die Städte in den Besitz der Gerichtsbarkeit, welche indeß oft für bedeutendere Sachen durch einen von dem Grundherrn eingesetzten Prevot beschränkt war. Sie wählten ihre Magistrate, einen Maire (major) und zwölf oder mehrere Schöffen, und übertrugen denselben die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten und des Gemeindeeigenthums. Der Oberhoheit des Herrn wurden sie aber hierdurch nicht gänzlich entzogen, sie waren demselben vielmehr noch zu Kriegsdienst, Grundabgaben und anderen Leistungen, die indeß genau bestimmt und abgemessen wurden, verpflichtet. So bildete sich in den Städten der dritte Stand (tiers état), welcher allerdings späterhin ein

---

*) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Thl. III. S. 4 fg.

**) Mably, observations sur l'histoire de France, T. III. p. 94. Al. Schmidt, Gesch. Frankreichs I, 323.

großes Gewicht in die Wagschale der Krone legte, wie dessen Emporkommen überhaupt eine der wichtigsten und folgenreichsten Revolutionen in der Geschichte des Mittelalters ist.

Mit dem Könige Heinrich I. von England führte Ludwig mehrere Kriege. Die Lehnsherrschaft über die Normandie gab unausgesetzt Anlaß zu Reibungen, und die bald ungemein vergrößerten Besitzungen der Könige von England in Frankreich legten den Grund zu einer Reihe von Kämpfen, die bis ins funfzehnte Jahrhundert dauerten. Ludwig ließ sich durch seine schwerfällige Körperbeschaffenheit nicht hindern, überall persönlich und thätig einzugreifen; die Uebergriffe Heinrich's von England, der noch dazu im Bunde mit seinem Eidam Heinrich V. von Deutschland stand, wies er zu öfteren Malen zurück. Im Süden des Landes versuchte er wenigstens eine Anerkennung seiner Rechte durchzusetzen; auf der Synode zu Rheims (1119) erhielt er von Calixt II. das Zugeständniß, daß die Geistlichen dem Könige den Eid der Treue zu leisten und die Kirchengüter aus seinen Händen zu empfangen hätten.

Ludwig VI. starb 1137. Noch vor seinem Tode hatte er seinen Sohn und Nachfolger Ludwig VII. mit Eleonoren, Tochter Herzogs Wilhelm X. von Aquitanien und Erbin seiner Länder, vermählt. Aber dieses Reich, von dessen Erwerbung man die Ausbreitung der königlichen Macht über den Süden erwartet hatte, sollte bald in ganz andere Hände kommen. Die Königin Eleonore, welche ihren Gemahl auf seinem Kreuzzuge begleitete, überließ sich dort einem ausschweifenden Wandel, so daß Ludwig sich von ihr zu trennen beschloß. Diesem Vorsatze widersprach Suger, der während der fast zweijährigen Abwesenheit des Königs das Reich trefflich verwaltete, aus allen Kräften, damit Ludwig nicht genöthigt werde, das große Erbe seiner Gemahlin herauszugeben. Aber kaum war Suger todt (1152), so überwog der Gedanke an sein häusliches Glück bei Ludwig alle Gründe der Staatsklugheit; unter dem Vorwande allzu naher Verwandtschaft ließ er sich von Eleonoren scheiden. Sechs Wochen nach der Trennung hatte diese schon einem andern Bewerber ihre Hand gereicht. Es war Heinrich Plantagenet, der Sohn Gottfried's Grafen von Anjou und Mathilde's, der Tochter Heinrich's I. von England, welche früher mit Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war. Von seinem Vater besaß Heinrich Anjou, Touraine und Maine, durch seine Mutter war er Herr der Normandie und Erbe des englischen Thrones, durch die Verbindung mit Eleonoren erwarb er jetzt die Gascogne, Guyenne und Poitou. Im Jahre 1154 wurde Heinrich König von England und erlangte seit 1166 auch die Oberherrlichkeit über die

Bretagne, die sich bald zu einer völligen Herrschaft umbildete. Wenn die Gebieter dieses Reiches schon seit Wilhelm dem Eroberer gefährliche Vasallen Frankreich's gewesen, so besaßen sie von nun an in Frankreich allein mindestens noch einmal so viel Land, als ihre Lehnsherren selbst, und hatten zur Behauptung dieser Provinzen die ganze Macht England's im Rückhalt. Doch mußte allerdings Heinrich II. zu wiederholten Malen die Lehnsabhängigkeit von Frankreich noch anerkennen.

---

18. England bis zum Tode Heinrich's II.

(1087—1189.)

Dem Wunsche seines sterbenden Vaters, Wilhelm's des Eroberers, gemäß, wurde Wilhelm II., nach der Farbe seiner Haare oder seines Gesichtes der Rothe genannt, in England zum Könige erhoben, während sein älterer Bruder Robert sich mit der Normandie begnügen mußte. Zwar hatte Robert in England angesehene Freunde, die sein Recht auf den Thron für näher und begründeter hielten, und sich gegen Wilhelm empörten, aber er ließ sie aus Sorglosigkeit und Trägheit ohne Unterstützung, so daß Wilhelm, hauptsächlich mit Hülfe der Angelsachsen, nicht nur den Aufstand bald dämpfte, sondern auch in die Normandie einfiel. Ein Friede, der zwischen beiden Brüdern zu Stande kam, ward von Wilhelm nicht gehalten, und der Krieg brach nach einer Waffenruhe von wenigen Jahren wieder aus, bis Robert dem zum ersten Kreuzzuge durch alle Lande ergehenden Rufe zu folgen beschloß, und, da ihm die Mittel zur Ausrüstung fehlten, seinem Bruder für zehntausend Mark die Regierung seiner Länder auf fünf Jahre abtrat. Diese Summe erhob der König von den englischen Baronen, die sie wieder von ihren Lehnsleuten erpreßten; denn Wilhelm's zügelloser Hang zu Ausschweifungen, seine ungemessene Verschwendung, hatten den reichen Schatz seines Vaters schon erschöpft. Um Geld zu erhalten, nahm er zu den ungerechtesten Hülfsmitteln seine Zuflucht. Erledigte Bisthümer und Abteien ließ er Jahre lang unbesetzt, um in der Zwischenzeit die Einkünfte für seinen Schatz zu beziehen.

Als der König eines Morgens im neuen Walde von Winchester jagte, traf ihn ein Pfeil von unbekannter Hand abgeschossen in die Brust. Leblos sank er zu Boden. Nach seinem Tode (1100) riß der dritte Sohn

Wilhelm's des Eroberers, Heinrich I., ohne sich an Robert's nunmehr ganz unbestreitbare Rechte zu kehren, die Regierung an sich. Um die Nation zu gewinnen, stellte er einen Freiheitsbrief aus, worin er versprach, von seinen Lehnsrechten keinen eigenmächtigen Gebrauch zu machen; es ist dies jene Proklamation, die bis auf den Erlaß der magna charta von allen Nachfolgern bestätigt worden ist. Er wollte fortan erledigte Pfründen weder verkaufen, noch zum Vortheil der Schatzkammer benutzen; über minderjährige Besitzer der Kronlehen die Vormundschaft nicht führen, noch die Erbinnen derselben nach Gutdünken verheirathen; selbst keine Steuern erheben, die in der sächsischen Zeit nicht bezahlt worden waren. Auch den allgemein verehrten Erzbischof Anselm von Canterbury, der sich mit dem vorigen König entzweit und das Land verlassen hatte, rief er zurück. Er gewann ihn durch erneuerte Versprechungen zu Gunsten der englischen Kirche so sehr, daß, als nun der kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrte Robert an der Spitze normannischer Vasallen in England landete, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, Anselm für Heinrich alle seine Beredtsamkeit bei den Baronen anwandte, ja sogar das ganze Heer durchritt, und überall den Gehorsam gegen Heinrich als das einzig Rechte und Gott Wohlgefällige predigte. Es gelang ihm, ehe man noch zum Schlagen kam, beide Parteien zu einem friedlichen Vergleich zu bewegen. Robert sollte sich mit der Normandie begnügen, und von seinem Bruder jährlich dreitausend Mark erhalten (1101). Aber kaum war die Gefahr vorüber, so brach Heinrich die Uebereinkunft, verbannte oder tödtete, unter mancherlei Vorwänden, mehrere Barone, die es mit seinem Bruder gehalten, zog endlich hinüber in die Normandie, und eroberte dies Land nach dem Siege von Tinchebrai (1106), wo er außer vielen der vornehmsten Lehnsträger den Herzog Robert, seinen Bruder, selbst gefangen nahm, den er auch bis an sein Ende — noch achtundzwanzig Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff, an der walisischen Grenze, eingesperrt hielt.

Eben so wenig von Dauer war das gute Vernehmen mit Anselm. Der König wollte, trotz seines gethanen Versprechens, sein Investiturrecht nicht aufgeben, und gerieth darüber mit Anselm und dem Papste Paschalis II. in Streit, welcher die Besetzung der geistlichen Stellen durch die weltliche Macht in England eben so wenig gestatten wollte, als in Deutschland und Frankreich. Nicht von dem Könige jedoch wurde diesmal der Anlaß zu dem Zerwürfniß gegeben, sondern wahrscheinlich von Anselm, der bei seinem Aufenthalte in Rom und durch den Verkehr mit Urban II. und Paschalis II. von den damals am päpstlichen Hofe

geltenden Anschauungen erfüllt zu sein scheint. Als der Streit immer heftiger wurde, bannte Paschalis die Räthe des Königs, und drohte, in Kurzem gegen ihn selbst eben so zu verfahren. Endlich kam man auf der Synode zu London (1107), wie späterhin in Deutschland, auf einen mittlern Ausweg, den der Papst bestätigte. Der König entsagte der willkürlichen Ernennung geistlicher Vorsteher und gab die Förmlichkeit der Belehnung mit Ring und Stab auf; aber die Bischöfe und Aebte mußten ihm den Huldigungseid ohne Vorbehalt schwören, ehe sie die Güter ihrer Kirchen erhielten. Doch erlaubte sich Heinrich auch in der Folge noch, bischöfliche Stellen nach Gutdünken zu vergeben und Einkünfte erledigter Pfründen seinem Schatze zuzueignen.

Heinrich war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften. Er war tapfer, einsichtsvoll und beredt; doch fehlten ihm so wenig als seinem Vater die Schatten zu dieser Lichtseite. Wo es seinen Vortheil galt, schrak er auch vor den härtesten Maßregeln, die nicht selten von Mißtrauen eingegeben waren und ebenso oft das Gepräge der Grausamkeit trugen, nicht zurück. Er selbst besaß viele Kenntnisse, so daß er den Namen des Gelehrten (Beauclerc) führt, und wandte deßhalb den Normannen seine besondere Gunst zu, denen die Sachsen an Bildung weit nachstanden. Wie die Sachsen überhaupt von diesen ritterlichen Drängern behandelt wurden, davon können folgende Stellen aus sächsischen Jahrbüchern jener Zeit eine Vorstellung geben. „Es ist nicht leicht alles Unglück zu erzählen, wovon das Land im Jahr 1104 durch unaufhörlich erneuerte Abgaben heimgesucht wurde. Ueberall, wo der König reis'te, bedrückte sein Gefolge das Volk, brannte und mordete. — Das Jahr 1110 war voll Elend wegen des schlechten Ertrages und wegen der Abgaben, welche der König zur Mitgift seiner Tochter forderte." Eadmer, ein Mönch von Canterbury und Sachse von Geburt, sagt in der Geschichte seines Jahrhunderts: „Viele, welche wissen, was unter den beiden vorigen Regierungen geschehen ist, werden hierin nirgend etwas Neues finden. Aber in unseren Tagen war ein Grund vorhanden, daß die schon alten Bedrückungen noch härter und unerträglicher wurden, weil sie sich auf ein aller Güter beraubtes Volk richteten, gegen welches man in Wuth gerieth, weil es nichts mehr zu verlieren hatte." Dann bemerkt er, als er von der Ernennung neuer Aebte und Bischöfe berichtet: „Unter diesen Seelensorgern waren mehr Wölfe als Hirten. Es war kein Eingeborner darunter, denn wenn ihr Engländer waret, konnte euch kein Ruf der Tugend oder des Verdienstes zu dem kleinsten Amte führen; wir leben in bösen Zeiten." Vom Jahre 1124 heißt es: „Diese Zeit war hart, wer

etwas besaß, verlor es durch Steuern und durch die Urtheile der mächtigen Leute; wer nichts hatte, kam vor Hunger um." So viel Wahres diese Beschwerden enthalten mögen, so berichten doch andere Zeugnisse, daß der König im Allgemeinen ein strenger Hüter der Gerechtigkeit war, und nicht leiden wollte, daß die niederen Klassen des Volkes von den Vornehmen gedrückt würden. Seine Abneigung gegen die Sachsen erklärt das ungünstige Urtheil der Letzteren über ihn, der sonst der Löwe der Gerechtigkeit heißt.

Er starb 1135 und hinterließ keine rechtmäßigen Söhne. Seine Tochter Mathilde war Wittwe von Kaiser Heinrich V. und zum zweiten Male vermählt mit Gottfried Grafen von Anjou, genannt Plantagenet, von seiner Gewohnheit, einen blühenden Ginsterzweig als Feder auf den Helm zu stecken. Sein Vater war der König Fulco von Jerusalem. Heinrich hatte Mathilde zur Erbin aller seiner Länder ernannt; allein Graf Stephan von Boulogne und Blois, Schwestersohn des Verstorbenen, kam ihr zuvor, und bemächtigte sich mit Hülfe einer ihm ergebenen Partei der Krone. Durch Herablassung, Milde und geschickten Gebrauch der vorgefundenen Schätze wußte er in Kurzem alle Vasallen zur Huldigung zu bewegen; da aber seine Stellung doch die Unsicherheit einer Usurpation hatte, mußte er den Baronen Vieles nachsehen. So verlor sich allmählig die strengere Unterordnung der Lehnsträger, welche Wilhelm I. bei der Eroberung gegründet, und überall sah man Burgen entstehen, von welchen aus im Nothfalle auch dem Könige getrotzt werden konnte. Fehden dieser kleinen Häuptlinge unter einander nahmen überhand und machten England zum Schauplatz fortwährender Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen, die bald einen noch höhern Gipfel erreichten, als Mathilde, die bis jetzt in Frankreich gewesen war, nach einigen Jahren an der Küste von Sussex mit hundertundvierzig Rittern landete, um ihr Recht geltend zu machen, und sich nun ein förmlicher Bürgerkrieg entzündete. Robert, Graf von Glocester, Mathildens natürlicher Bruder, schlug Stephan bei Lincoln (1141) und nahm ihn gefangen, worauf sogar der Bischof Heinrich von Winchester, Stephan's Bruder und das vorzüglichste Werkzeug seiner Thronbesteigung, auf Mathildens Seite trat. Doch jetzt, wo diese nahe daran war, vollständig obzusiegen, wandte sie durch Uebermuth und Stolz ihre Freunde von sich ab, behandelte das mächtige London mit Geringschätzung, und legte dieser Stadt sehr unklug eine schwere Steuer auf. Da kehrte ihr auch das Glück den Rücken. Bischof Heinrich verließ ihre Partei, ihr Bruder Robert wurde gefangen, und sie mußte sich entschließen, ihn gegen Stephan auszuwechseln. Nach einiger Zeit verlor sie ihn durch den Tod, und verließ nun, ihrer größ-

ten Stütze beraubt, England (1147), ohne daß jedoch Stephan sei früheres Ansehen wieder gewinnen konnte. Indeß hatte Mathildens Gemahl, Gottfried, den Krieg in der Normandie gegen die Partei Stephan's geführt. Als er im Jahre 1150 starb, wurde sein Sohn Heinrich in der Normandie wie von Ludwig VII. von Frankreich als Herzog anerkannt. Nachdem sich der neue Herrscher dann auch in den Erblanden seiner Gemahlin, in Poitou und Guienne, festgesetzt hatte, ging er (1153) als ein weitgebietender Fürst nach England hinüber, und Stephan sah sich genöthigt, einen Vergleich zu schließen, in welchem er ihm sofort den Besitz der Normandie überließ, und nach seinem Tode die Succession auf dem englischen Thron zusicherte. Bald darauf starb Stephan (1154) nach einer neunzehnjährigen Regierung voll Unruhen und Jammer.

Mit Heinrich II. kam das Haus Anjou oder **Plantagenet** auf den englischen Thron, und blieb in männlicher Nachkommenschaft über drei Jahrhunderte im Besitze desselben. Heinrich, seinem Großvater Heinrich I. an Gaben gleich oder ihn noch übertreffend, führte eine kluge und kräftige Regierung. Ohne Frage war er nächst Friedrich Barbarossa der talentvollste Fürst seines Jahrhunderts. In Waffen geübt und für jede scharfsinnige Combination in Krieg und Frieden erfindsam und zugänglich, voll umfassender Entwürfe und zähe genug, deren Ausführung zu erzwingen, rastlos thätig, beweglich und doch unbiegsam, voll feinen Sinnes für Kunst und Wissenschaft und doch von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, hatte er alle Eigenschaften, die einen Menschen groß machen können. Allein sein ganzes Wesen bestand aus unvermittelten Gegensätzen, er hatte die ganze Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit einer südfranzösischen Natur, deren Haupttriebe ein ungebändigter Egoismus und schrankenlose Herrschsucht waren*). Er stellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, verbesserte die Münzen und brachte strengere Ordnung in das Gerichtswesen. Mit der Kirche aber gerieth er in einen bedenklichen Streit, dessen Ausgang ihn nöthigte, sich vor demselben Papste zu demüthigen, der den mächtigen Kaiser Friedrich I. zu seinen Füßen sah. Der Mann, welcher dem Könige diesen Kampf bereitete, war **Thomas Becket**, erst sein Kanzler und vertrautester Freund, dann durch Heinrich's eigene Bestimmung auch Erzbischof von Canterbury. Wie Becket sich in seinen früheren Verhältnissen durch ungemessene Pracht ausgezeichnet hatte, so that

*) Vgl. **Pauli**, Gesch. von England, III. 191. **Reuter**, Alexander III., I. 307. **Ranke**, Engl. Gesch., I. 58.

er es nun durch einen übermäßig strengen Lebenswandel. War er schon als Kanzler mitten unter der Ueppigkeit seiner Umgebungen mäßig und nüchtern geblieben, so stieg die Entäußerung der Bedürfnisse jetzt bis zu ekelhafter Unsauberkeit. Mit dem gröbsten Haartuche voll Schmutz war sein Körper dicht an der Haut bekleidet, er geißelte sich häufig, und wusch auf seinen Knieen täglich dreizehn Bettlern die Füße. Daß Becket bei diesem Wandel zugleich die Stellung und den Ruf beabsichtigte, die ihm nöthig schienen, um als Haupt der englischen Kirche dem Könige nachdrücklich entgegentreten zu können, blieb nicht lange verborgen. Der Erzbischof wollte ein selbständiges Kirchenwesen dem Staate gegenüber wieder aufrichten, der König den normannischen Staat, der die Kirche in sich auflöste, vollenden; der Erstere war bemüht, die Exemtion des Klerus vor der weltlichen Jurisdiction zu schützen, der Letztere, dieselbe zu brechen. Es ist falsch, bei dem Streite Beider an einen Gegensatz normannischer und sächsischer Nationalität zu denken, wie man in neuerer Zeit wohl gethan hat; vielmehr wird nur derselbe Principienkampf auch hier ausgefochten, der die deutsche Geschichte schon längere Zeit bewegte. Becket forderte die Ländereien zurück, die während der vorigen Regierungen dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury entzogen worden waren, und zeigte schon hierdurch, wie wenig er der weltlichen Macht zu schonen gedenke. Dagegen klagte Heinrich über die großen Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, indem während der seit seiner Thronbesteigung verflossenen zehn Jahre von den wilden normannischen Geistlichen über hundert Mordthaten begangen und ohne genügende Bestrafung geblieben waren. Er verlangte daher, daß alle Priester, die sich eines größeren Verbrechens schuldig gemacht hätten, nach ihrer Degradation den weltlichen Gerichten zur weitern Bestrafung ausgeliefert würden, und daß die Geistlichen sich in allen Dingen nach dem Herkommen richten sollten, wie es besonders seit seinem Großvater Heinrich I. sich gebildet habe. Wilhelm der Eroberer hatte dagegen eine scharfe Trennung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit eingeführt. Um seine Absicht durch förmliche Gesetze festzustellen, berief Heinrich im Jahre 1164 eine allgemeine Versammlung der geistlichen und weltlichen Stände nach Clarendon, einem Dorfe in der Nähe von Salisbury, und legte ihnen dort sechzehn auf jene angeblichen alten Gewohnheiten gegründete Artikel vor. Jeder wegen eines Verbrechens angeklagte Geistliche solle verbunden sein, sich vor den weltlichen Gerichtshof zu stellen; die letzte Instanz aller geistlichen Sachen solle der König sein; die Erzbischöfe und Bischöfe sollten ihre gesammten Besitzungen nur als vom Könige empfangene

Baronien betrachten, deren Inhaber deßhalb dem Lehnshofe zu Recht stehen müßten. Alle Einkünfte erledigter Pfründen gehören dem Könige, der zu seiner Zeit für die Wiederbesetzung derselben sorgen wird, indem er die zur Wahl berechtigten Personen zusammenberuft. Es war ein kühner Gedanke des Königs, in einer Zeit, die der geistlichen Gewalt fast allgemein nachgab, die englische Kirche, welche von seinen Vorgängern schon in einer strengern Abhängigkeit vom Thron gestellt und erhalten worden war, als sonst irgendwo, in allen Dingen, welche nicht Glauben und Lehre betrafen, von ihrem Mittelpunkte zu Rom ganz losreißen zu wollen. Aber sein Plan schlug fehl. Zwar unterschrieben die Bischöfe, durch die Gewalt, mit welcher die Barone im Weigerungsfalle drohten, geschreckt, und Becket selbst wich zunächst den Umständen. Aber kaum hatte Alexander III., wie der Erzbischof wohl voraussehen konnte, den meisten dieser Artikel die päpstliche Bestätigung verweigert, als Becket erklärte, er habe durch den ihm aufgedrungenen Schritt eine große Schuld auf sich geladen, und sehe sich als unfähig zu allen priesterlichen Verrichtungen an, bis ihn der Papst losgesprochen haben würde. Er flüchtete nach Frankreich, wo Ludwig VII., der nur auf eine Gelegenheit wartete, Heinrich angreifen zu können, ihn willig in Schutz nahm. Der Papst ließ ihn natürlich auch nicht fallen; da er aber, damals von Kaiser Friedrich I. hart bedrängt und aus Italien vertrieben, fürchten mußte, der König von England würde, wenn er ihn allzusehr reize, leicht zur Partei des Gegenpapstes hinübergezogen werden, so suchte er eine Versöhnung zwischen dem Könige und dem Erzbischofe zu bewirken. Dies gelang zwar dem Scheine nach, und Becket kehrte nach England zurück, benahm sich aber hier sofort wieder so fest und unerschütterlich, indem er sogar gegen den Erzbischof von York und die Bischöfe von London und Salisbury den Bann schleuderte, daß dem Könige eines Tages die unbedachtsamen Worte entfuhren: „ist denn unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrührerischen Priester befreit? *)“ Vier Dienstmannen, die durch diese Klage ihre Ehre verletzt hielten, eilten sofort nach Canterbury und ermordeten den Erzbischof, der es verschmähte, sich durch die Flucht zu retten, in der Kathedrale an den Stufen des Altars (1170). War Becket mit dem Muthe und der Festigkeit eines Märtyrers gestorben, so ergriffen den König bei dieser Nachricht Bestürzung und Schmerz, da er die bedenklichen Folgen des

*) Se ignobiles et ignavos homines nutrivisse, quorum nec unus tot sibi illatas injurias voluerit vindicare.

Frevels für seine Entwürfe, Schande und Bannfluch für sich selbst, klar vorhersah. Er eilte daher, sich beim Papste zu rechtfertigen, und dieser sandte zwei Legaten nach der Normandie, wo Heinrich damals verweilte; es kam ein Vertrag zu Stande, durch den sich der König verpflichten mußte, den Appellationen nach Rom in geistlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg zu legen, sofern sie mit seiner Genehmigung geschähen, und die Artikel von Clarendon bis auf den Vasalleneid für die Bischöfe aufzugeben. Die Legaten führten ihn darauf vor die Thür der Kirche zu Avranches, wo er die Knie beugte, vor allem Volke schwur, Becket's Tod weder gewollt noch befohlen zu haben und die Bestimmungen der Uebereinkunft redlich und ohne List zu erfüllen. Dann wurde er von aller Schuld freigesprochen. Der Papst erhob den Ermordeten als einen Märtyrer zwei Jahre nach dessen Tode unter die Zahl der Heiligen, und wie viel Heinrich bei längerm Widerstreben von dem Geiste des Volks zu fürchten gehabt hätte, kann man daraus sehen, daß das Volk aus allen Theilen des Königreichs Wallfahrten zu dem Grabe des neuen Heiligen anstellte, und daß man in einem Jahre über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilgrime zählte. Heinrich selbst unternahm nach einigen Jahren (1174) eine solche Wallfahrt, sei es daß ihn Gewissenszweifel trieben, oder daß er nöthig fand, dem Volke diesen Beweis seiner reuigen Aussöhnung mit der Kirche zu geben. Er ging nach Canterbury, näherte sich barfuß dem Grabe des Heiligen, bewachte vier und zwanzig Stunden unter Fasten und Gebet die Reliquien desselben, und ließ sich zuletzt von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken geißeln. Es war ein Anblick, der alle Anwesende zu Thränen rührte.

Irland, diese damals noch halbwilde, unter fünf kleine Könige, die einander die Oberherrschaft streitig machten, vertheilte Insel, reizte Heinrich's Eroberungslust. Er ließ sich das Land schon 1154 von Papst Hadrian IV. förmlich schenken, fand aber lange Zeit keine Muße zur Ausführung seines Vorhabens, bis er, vierzehn Jahre später, einigen seiner Vasallen erlaubte, einem vertriebenen irländischen Fürsten Beistand zu leisten. So gering die Macht auch war, welche die Engländer hinüberführten, so besiegten sie doch die ihnen entgegentretenden Schaaren der Eingebornen, und setzten sich auf der Insel fest. Nach einigen Jahren erschien Heinrich selbst (1171), und die irländischen Häuptlinge eilten von allen Seiten herbei, sich ihm zu unterwerfen. Doch suchten sie noch unter seiner Regierung das Joch wieder abzuschütteln, und dieser Hang, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, blieb in allen folgenden Zeiten gleich mächtig bei ihnen, so daß zwei Drittel der Insel bis auf

den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch oft gegen die Engländer in den Waffen waren. Die Nationalirländer behielten ihre ursprüngliche celtische Stammverfassung, welche besonders dadurch eigenthümlich ist, daß kein Einzelner Grundeigenthum besitzt, sondern nur der ganze Stamm, dessen Häuptling dasselbe unter die Genossen vertheilt, und diese Theilung, so oft ein männliches Mitglied stirbt, erneut. Eine solche Unsicherheit des Besitzes ließ den Ackerbau nicht emporkommen, Städte gab es sehr wenige, Viehzucht und Fischerei waren die Hauptbeschäftigungen. Die Engländer, welche sich von jener Zeit an auf der Insel ansiedelten, lebten dagegen nach ihren Gewohnheiten, Einrichtungen und Gesetzen. Sie vermehrten sich in einem Drittel der Insel, in dem sie sich völlig festsetzten, in einigen Jahrhunderten dergestalt, daß sie als eine für sich bestehende, nicht unbedeutende Nation betrachtet werden konnten. So gab es denn in Irland zwei ganz verschiedene Völker, auf der östlichen Seite Engländer, mit ihrer Verfassung, Sprache und Sitten; im Norden, Westen und Süden die noch rohen Eingebornen unter verschiedenen Oberhäuptern, die immer aufgefordert wurden, den König von England für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen, die sich dazu verstanden, wenn sie sich fürchteten, und sich weigerten, wenn sie sich stark genug zum Widerstande glaubten; alle voll Haß gegen die gewaltthätig eingedrungenen Engländer, aber auch alle unter sich selbst uneinig.

Mit Ludwig VII. von Frankreich war Heinrich, schon ehe er den englischen Thron bestieg, gleich nach seiner Vermählung mit Eleonoren in Krieg gerathen, weil diese die Erlaubniß zu dem neuen Ehebündnisse bei dem Könige von Frankreich, ihrem Lehnsherrn, nicht eingeholt hatte. Ludwig mußte Alles aufbieten, um die Vereinigung einer so großen Ländermasse in der Hand Eines Vasallen zu verhindern; darum erneute er noch zweimal diesen Kampf, als Heinrich Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse machte (1159), und im Jahre 1166, als derselbe die Bretagne erwarb. Aber Ludwig hatte die ritterlichen Eigenschaften seines Vaters nicht geerbt, und Heinrich's unermüdliche Thätigkeit ließ ihn zu keinen größeren Erfolgen kommen, wenn er auch die Besitznahme von Toulouse glücklich verhinderte.

Kurz nach der Unterwerfung Irland's und der Aussöhnung mit dem Papste mußte Heinrich wie sein Ahnherr Wilhelm I. den tiefen Schmerz empfinden, seine eigenen Söhne gegen sich aufstehen zu sehen; sie waren die echten Söhne ihrer leidenschaftlichen und sinnlichen Mutter, die früher von ihrem ersten Gemahl, Ludwig VII., geschieden, nun auch von

Heinrich II. getrennt lebte. Sie war es auch, welche die Prinzen zum Aufstande gegen den Vater anreizte; an den Königen von Frankreich und Schottland fanden sie bereitwillige Bundesgenossen. Den ältesten derselben, Heinrich, hatte der König zu seinem Nachfolger in England krönen lassen, dem zweiten, Richard, Poitou, dem dritten, Gottfried, die Bretagne gegeben. Heinrich hatte nun zugleich einen Kampf in der Normandie zu bestehen, und in England einen Aufruhr zu dämpfen, während König Wilhelm von Schottland mit Heeresmacht in das Reich einfiel. Doch Heinrich's Tapferkeit behielt die Oberhand; Wilhelm von Schottland wurde geschlagen und gefangen (1174), und mußte England's Lehnshoheit anerkennen. Der zu gleicher Zeit mit den Söhnen geschlossene Friede dauerte indeß nur bis 1183, wo sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater erhoben; aber Beide starben während der Unruhen. Wie König Heinrich seine Fehden mit Philipp August von Frankreich durch die Zusammenkunft von Gisors und den für ihn ungünstigen Frieden von Tours endete, um nach dem heiligen Lande ziehen zu können, ist schon oben erzählt. Während des letzten Krieges gelang es dem König von Frankreich, den Grafen Richard von Poitou, den ein Gerücht, daß seinem jüngeren Bruder Johann die Krone von England bestimmt sei, mit Rachsucht und Neid erfüllte, auf seine Seite zu ziehen. Mit ihm fielen die Barone der Bretagne und Poitou's von seinem Vater ab. So mußte Heinrich noch in den letzten Tagen seines Lebens seinen zahlreichen Feinden den Rücken zeigen, ohne noch zu wissen, daß selbst sein Sohn Johann zu ihnen gehörte. Als er auch dies erfuhr, brach ihm das Herz. „Schande, rief er aus, Schande einem besiegten Könige! Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin, und von Gott verflucht seien die Söhne, die ich hinterlasse." So starb er (6. Julius 1189).

Die alte Gerichtsverfassung, die Hundrede- und Grafschaftsgerichte, hatten mit der früheren Eintheilung des Landes im Allgemeinen unter der normannischen Herrschaft, aber mit viel geringerem Ansehen, als früherhin fortgedauert. Die Geistlichkeit war ausgeschieden, nur wenig freie Besitzer waren übrig, um den Verhandlungen beizuwohnen, die Mehrzahl bildeten die Vasallen der Barone, welche aber in allen Lehnsstreitigkeiten vor das Gericht der Lehnsherren gehörten, sowie diese selbst vor dem Hofe des Königs Recht zu nehmen hatten. Dieser letztere bestand auch hier aus den obersten Hof- und Reichsbeamten, dem Kanzler, dem Kämmerer, dem Oberhofmeister (Stewart), dem Connetable, dem Oberrichter, der des Königs Stelle vertrat u. a. Da die Berufungen an dieses Gericht wegen Unbill, Bedrückungen und Gewalt sehr häufig

wurden, da es allein in allen den Sachen, die Hoheitsrechte betrafen, zu sprechen befugt war, so hatte Heinrich, um den Rechtsgang zu beschleunigen und zu erleichtern, eine sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen. Auf der Versammlung zu Northampton (1176) theilte er das ganze Reich in sechs Bezirke, und ernannte für jeden drei bevollmächtigte Richter aus seinem Gerichtshofe, welche, in ihrem Sprengel umherreisend, die Appellationen an Ort und Stelle entscheiden, jeden Friedensbruch ahnden und überhaupt die königlichen Rechte wahrnehmen sollten. Zweikampf, Feuer- und Wasserproben ꝛc. waren noch immer für die Criminalgerichtsbarkeit im Gebrauch, und die Strafen barbarisch. Räuberei, Mord, Brandstiftung, Falschmünzen wurden mit dem Verlust der rechten Hand und des rechten Fußes bestraft. Auch das Unzureichende der Lehnsaufgebote zum Kriege fing in dieser Zeit an, den Fürsten einzuleuchten; daher findet man bei Heinrich II., wie bei seinen Zeitgenossen, dem Kaiser Friedrich I. und Philipp August, den Gebrauch der Soldtruppen allgemeiner als früher, wo sie nur höchst selten erschienen. In England wurde dafür von den Lehnsträgern, welche es vorzogen, den Kriegsdienst nicht persönlich zu leisten, eine Geldabgabe, Scutagium genannt, erhoben.

---

19. Philipp August, Richard Löwenherz und Johann ohne Land.

Die Verhältnisse Frankreich's und England's sind unter diesen Königen so eng mit einander verbunden, daß sich auch die Darstellung derselben nicht trennen läßt. Philipp II. Augustus (welchen Beinamen er von dem Glanze seiner Regierung und der Ausdehnung des Reiches erhalten hat), war einer der thätigsten und ausgezeichnetsten Könige von Frankreich. Er war schon als Kind bei seines Vaters, Ludwig's VII., Lebzeiten gekrönt worden, und folgte ihm bei dessen Tode (18. Septbr. 1180), funfzehn Jahr alt, in der Regierung. Die Umgestaltung des Landes, zu welcher der Grund bereits gelegt war, vermöge der Erhebung des Thrones über die Vasallen und der Vereinigung der Bürger zu freien Gemeinden, machte unter seiner dreiundvierzigjährigen Regierung bedeutende Fortschritte, und die Gefahren, welche dem Reiche durch die weit ausgedehnte Macht der englischen Könige drohten, wurden glücklich abgewendet. Es war eine verständige, kalt berechnende Politik, wie sie bisher im Mittelalter kaum in ähnlicher Weise sich gezeigt hat,

durch welche Philipp August seine Zwecke erreichte. Die großen Triebfedern der damaligen Welt, das Kirchenthum und das Ritterwesen fühlte er nicht so mächtig und lebendig in sich wie seine Zeitgenossen; aber eben weil es Kräfte seiner Zeit waren, widersetzte er sich ihnen nicht, sondern brachte sie wohl in Anschlag. Er zog nach dem heiligen Lande, er war, wie seine beiden nächsten Vorgänger, der Kirche ergeben und besonders ein Freund der Geistlichen, so weit sein Vortheil nicht beeinträchtigt wurde; auch in den Waffen versuchte er sich, wenn es sein Beruf als Herrscher, den er höher als alles Andere hielt, verlangte. Gleich seine erste Handlung offenbarte den Geist und Charakter der neuen Regierung. Die Juden, welche durch Schutz und Begünstigungen seines Vaters sehr zahlreich geworden, und sich durch schamlosen Wucher bereichert hatten, beschloß er im Interesse seines Schatzes zu berauben. Im April 1182 ließ er den Befehl ergehen, daß alle Israeliten in seinem Reiche innerhalb dreier Monate ihre beweglichen Güter verkaufen und das Land räumen sollten, falls sie nicht zur christlichen Kirche überträten. Ihre unbeweglichen Güter wurden sämmtlich eingezogen und alle Schulden an Juden wurden den Christen erlassen. Dagegen mußte der fünfte Theil des Betrages derselben an den König abgeliefert werden. So setzte sich Philipp zuerst durch Geldmittel in den Stand, nachdrücklicher als sein Vater gegen Heinrich aufzutreten.

Die inneren Kriege und Fehden, so wie die unaufhörlich sich erneuenden Kämpfe gegen England vermehrten täglich die Schaaren der Soldtruppen, welche man damals Brabançons nannte, weil sie besonders aus den Niederlanden kamen. Sobald einmal Friede geschlossen, und sie entlassen waren, plünderten und brannten sie im Lande. Die steigende Noth trieb endlich die Bevölkerung in Masse zur Selbsthülfe. Philipp sandte Unterstützung, und so wurden viele, namentlich im Juli 1183 mehr als zehntausend dieser Räuber, niedergehauen. Aber ihre völlige Vernichtung wurde dadurch verhindert, daß der König selbst ihrer sehr bald wieder in einem Kriege gegen die Großen des Reiches bedurfte.

Ein scharfer Gegensatz zu dem Charakter Philipp August's tritt uns in dem Genossen seiner Kreuzfahrt, in Richard Löwenherz entgegen, der alle Tugenden und alle Fehler des Ritterthums in sich vereinigte. Er war der erste Held seiner Zeit und ein trefflicher Sänger zarter Minnelieder. Zugleich aber erscheint in seinem Wesen die ganze Abenteuerlichkeit dieses ritterlichen Treibens, das unverständige und ungeschlachte Zugreifen, die gewaltsame Weise des Auftretens, die Verachtung aller Schranken, der Ungestüm der Leidenschaften, und in deren Gefolge

Unrecht und Grausamkeit. Leichtsinnig verschleuderte er Gerechtsame und Güter des Reiches, um augenblickliche Bedürfnisse zu befriedigen. Zur Aufbringung der Kosten des Kreuzzuges verkaufte er dem Könige von Schottland die von seinem Vater erworbene Lehnsherrlichkeit wieder für zehntausend Mark, und bot Krongüter, Ehrenstellen und Aemter öffentlich feil. „Hätte sich ein Käufer gefunden, rief er aus, so würde ich ihm auch London zugeschlagen haben.“

Bei seiner Rückkehr aus Palästina hatte er großes, unerwartetes Drangsal zu bestehen. Lange warfen ihn Stürme auf dem Meere umher, endlich litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch, rettete kaum sein Leben, und mußte die weitere Reise zu Lande unter großen Gefahren fortsetzen; denn die Deutschen, die ihn gefangen zu nehmen suchten, hatten Kunde von dem Wege, den er eingeschlagen, und stellten ihm mit großer Aufmerksamkeit nach. Er suchte verkleidet zu entschlüpfen, da aber sein Diener zu Wien sich durch morgenländische Münzen und anmaßendes Benehmen, und Richard sich selbst durch einen kostbaren Ring verrieth, ward er entdeckt und gefangen von dem Herzoge Leopold von Oesterreich. Dieser lieferte ihn jedoch bald dem Kaiser Heinrich VI. aus, der ihn, als Bundesgenossen seines Feindes Tancred in Sicilien und um ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen, zuerst in Trifels, dann in Worms gefangen hielt, und streng bewachen ließ*). Am 28. December 1192 schrieb Heinrich dem Könige von Frankreich, daß Richard in seiner Gewalt sei. Auf diese erfreuliche Nachricht machte Philipp dem Kaiser sogleich Anträge zu längerer Gefangenschaft seines Gegners, die aber verworfen wurden, und trat mit Richard's Bruder, Johann ohne Land (so genannt, weil er beim Tode seines Vaters noch minderjährig war, und kein Lehen besitzen konnte), in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium, durch den Philipp sich schon im gelobten Lande verpflichtet hatte, Richard's Land, so lange er auf dem Kreuzzuge sei, nicht anzugreifen, ward vergessen, als ihm Johann den auf dem rechten Ufer der Seine liegenden Theil der Normandie abzutreten versprach, wenn er sich mit ihm gegen Richard vereinigen wolle, und Philipp brach

*) Nach den neuesten Untersuchungen hat eine feindselige Verwickelung zwischen Herzog Leopold von Oesterreich und Richard von Acre, von der die Sage erzählt, gar nicht stattgefunden. Kaiser Heinrich VI. war es, von welchem Herzog Leopold den Auftrag erhielt, Richard gefangen zu nehmen, weil er ihm in Sicilien entgegengearbeitet hatte und die Stütze des welfischen Hauses war; der Kaiser belohnte den Dienst dadurch, daß er Leopold in den Besitz von Steiermark gelangen ließ.

gleich darauf in jene Provinz ein, um sich seines Antheils zu versichern, fand aber vor Rouen tapferen Widerstand. Eben so erfolglos blieben die Anstrengungen Johann's gegen die Anhänger seines Bruders in England. Endlich (Februar 1194) ward König Richard, nachdem seine Gefangenschaft dreizehn Monate gewährt, gegen ein Lösegeld von hundert und funfzigtausend Mark, sowie gegen Anerkennung der Lehnshoheit des Kaisers und das Versprechen, einen Jahreszins zu entrichten, wieder freigegeben. Philipp August meldete dieses Ereigniß seinem Bundesgenossen mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los." Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, wurde Richard's Kraft gehemmt. Johann unterwarf sich und erhielt Verzeihung. Dann begann mit Philipp August in Frankreich ein mehrjähriger, öfter durch Stillstände unterbrochener Kampf, der sich auf Ueberfälle fester Orte, auf Verheerung der Felder und auf einzelne Reitergefechte beschränkte, aus dem jedoch Richard nicht mehr nach England zurückkehrte.

Im Jahre 1199 ward Richard Löwenherz, als er einen Vasallen, den Vicegrafen Vidomar von Limoges, wegen unbedeutender Ursache bekriegte, vor dessen Schlosse Chalus von einem Pfeilschusse am linken Arm getroffen. Sofort gab er Befehl zu stürmen, und als das Schloß erobert war, ließ er die ganze Besatzung aufhängen, mit Ausnahme des Bogenschützen Bertrand de Gourdon, der ihn verwundet hatte. Die Wunde war an sich nicht tödtlich, wurde es aber durch die ungeschickte Behandlung des Arztes. Als der König sein Ende herannahen fühlte, ließ er Gourdon vor sein Lager kommen, und fragte ihn, was er ihm je gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du tödtetest mit eigener Hand meinen Vater und meine zwei Brüder, versetzte Jener, und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt, und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da mir der Trost bleibt, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Der König befahl hierauf ihn ziehen zu lassen; aber Marcader, das Haupt der Brabançons in Richard's Solde, ließ ihn heimlich wieder greifen, lebendig schinden und dann aufhängen.

Nach Richard's Tode hätte die Krone von England dem Erbrechte nach dem Sohne seines Bruders Gottfried, dem zwölfjährigen Arthur, Herzog von Bretagne, gebührt; aber die Ansprüche desselben wurden

nicht geachtet, und Johann ohne Land, von Richard zum Thronfolger ernannt, wurde in England als König angenommen. Waren bisher die englischen Könige im Allgemeinen den französischen wie an Länderumfang, auch an persönlichen Eigenschaften überlegen gewesen: so kehrte sich jetzt das Verhältniß um, als dem unternehmenden Philipp in Johann ein Mann gegenüberstand, in dessen Charakter Treulosigkeit, Grausamkeit und eine niedrige Gesinnung, die im Glück stolz und hochfahrend, im Unglück feig, verzagt und gleichgültig gegen den Schimpf war, die Hauptzüge bilden. Sogleich nach seiner Thronbesteigung überzog ihn Philipp August mit Krieg, indem er sich das Ansehen gab, die Rechte Arthur's, als einer beeinträchtigten Waise, zu vertheidigen; doch ward bald Friede geschlossen (1200). Für die Grafschaft Evreux, welche Johann seiner Nichte Blanca von Castilien, die mit Philipp's Sohne Ludwig vermählt ward, abtrat, opferte Philipp Arthur's Ansprüche auf, und nöthigte den jungen Fürsten, seinem Oheim wegen des Herzogthums Bretagne zu huldigen. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Johann entführte die schöne Isabelle von Angouleme, welche dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war. Dieser ergriff die Waffen wider Johann, und klagte bei dem Könige von Frankreich, als ihrem gemeinsamen Lehnsherrn. Als Johann sich weigerte, bei dem Pairshofe Philipp's zu erscheinen, brach der Krieg wieder aus; Arthur trat ebenfalls auf die französische Seite, hatte aber das Unglück, vor dem Schlosse Mirabeau seinem blutdürstigen Oheim in die Hände zu fallen. Er wurde in einen Thurm der Burg von Rouen gesperrt und war nach einigen Wochen verschwunden. Ein allgemeines und nie widerlegtes Gerücht schrieb seine Ermordung Johann's eigener Hand zu. Die Stände von Bretagne, voll Trauer und Wuth über den Tod ihres jungen Herzogs, wandten sich an den König von Frankreich, und dieser berief Johann als seinen Vasallen wiederum nach Paris vor seinen Lehnshof. Da derselbe nicht erschien, so erklärte ihn das Gericht des Hochverraths schuldig und seine sämmtlichen französischen Lehen für heimgefallen. Natürlich konnte ein solcher Ausspruch erst durch eine bewaffnete Vollziehung Gewicht erhalten, und daran ließ es Philipp August nicht fehlen (1203). Zwar bat Johann den Papst Innocenz III. um Hülfe, und dieser gebot Frieden; allein Philipp achtete nicht darauf, sondern eroberte mit reißender Schnelligkeit, von den Bretagnern unterstützt, die Obernormandie, und zwang den König Johann nach England hinüber zu fliehen. Im Frühling 1204 waren nur noch Rouen, Arques und Verneuil in den Händen der Engländer. Rouen vertheidigte sich tapfer, da aber keine Hülfe

erschien, so öffneten die Bürger endlich die Thore. Zu derselben Zeit ergaben sich die beiden anderen Städte (1. Junius). Auf diese Art wurde die ganze Normandie wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt, etwa drei Jahrhunderte, nachdem sie an die Normannen abgetreten worden war. Seit Rollo's, des Normannen, Tode hatte sie funfzehn Herzoge gehabt, von denen die sechs letzten die englische Krone getragen hatten. Damit noch nicht begnügt, besetzte Philipp auch Anjou, Maine, Turaine und den größten Theil von Poitou. Dann erst (1206) bewilligte er auf dringendes Begehren eines päpstlichen Legaten einen Waffenstillstand.

Bald darauf gerieth Johann in einen Streit mit dem Papste, der nicht weniger schimpflich und nachtheilig für ihn endete. Im Jahre 1205 war der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt, und die Stiftsherren wählten den Subprior Reginald auf ganz unerlaubte Weise, ohne Anzeige an den König und unter der Bedingung, daß die Ernennung geheim bleiben solle, bis die Bestätigung aus Rom komme. Reginald aber brach das ihm aufgelegte Stillschweigen, und die Stiftsherren stellten eine zweite Wahl an. Dieser widersprachen die Sprengelbischöfe, weil sie nicht zugezogen seien, was unter Heinrich II. und Richard immer der Fall gewesen war, und die Streitsache kam vor den Papst. Innocenz III. verwarf nicht nur beide Wahlen, sondern ließ auch die in Rom befindlichen funfzehn Abgeordneten der Stiftsherren sofort zu einer neuen Wahl schreiten, welche der päpstlichen Weisung zufolge auf den Cardinal Stephan Langton, einen gebornen Engländer, fiel. Der Papst mochte bei diesem Schritte die Absicht haben, die ihm anstößige Selbständigkeit der englischen Bischöfe zu brechen.

Die Nachricht von diesem Vorgange setzte Johann in Wuth. Er weigerte sich nicht nur den päpstlichen Erzbischof aufzunehmen, sondern schickte auch zwei der wildesten Ritter nach Canterbury, ließ das ganze Capitel auseinanderjagen und dessen Güter in Besitz nehmen. Innocenz warnte, ermahnte, drohte vergebens. Bald darauf sandte er den Bischöfen von London, Ely und Worcester den Befehl, den König noch einmal zur Nachgiebigkeit zu ermahnen und ihm den Bann anzukündigen, wenn er in seinem Ungehorsam beharre. Als die Bevollmächtigten vor den König traten, fuhr er sie an: „bei Gottes Zähnen, waget es, Bann oder Interdict auszusprechen, dann will ich euch und die ganze Klerisei dem Papste schicken, und die Güter an mich ziehen. Ja, alle Römer, die in meinem Land gefunden werden, sollen mit ausgestochenen Augen und abgehauenen Nasen heimziehen, damit man sie in der ganzen Welt kenne, und wenn euch eure Haut lieb ist, so packt euch mir aus den Augen."

Hierauf belegten die Bischöfe im Namen des Papstes das ganze Königreich mit dem Interdict, einer erst neu eingeführten furchtbaren Art des Bannes, welche nicht Einzelne, sondern ganze Länder oder Bezirke traf. Aller Gottesdienst im Königreiche mußte eingestellt, die Altäre ihres Schmuckes entkleidet, die Kreuze, die Bilder der Heiligen, die Glocken heruntergenommen und bedeckt auf den Boden gelegt werden; alle Leichen wurden an der Straße verscharrt und nicht in geweihtem Boden begraben, die Heirathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen, Gastmähler, selbst das Fleischessen war verboten; Niemand durfte den Andern grüßen, Niemand sich den Bart scheeren; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen in Trauer und in banger Furcht vor dem göttlichen Zorne zu stehen.

Dennoch widerstand Johann ziemlich lange, und übte seine Rache an den Geistlichen. Er ließ sie, wie er gedroht, aus ihren Sitzen treiben, und nahm ihre Güter in Beschlag. Sogar um die Neigung seiner Unterthanen bewarb sich der trotzig gemachte König jetzt so wenig als sonst, und fuhr fort, alle Stände zu beleidigen. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, entzog ihnen ihre Besitzungen, verbot den Edelleuten fliegendes Wild zu jagen, verordnete neue Abgaben, ließ die Gehege von Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder abweiden könnten, und nahm den Großen, denen er nicht traute, ihre Kinder als Geiseln weg. Der Papst schärfte nun seine Strafen stufenweise. Im Jahre 1209 sprach er den Bann über den König und jeden, der mit ihm Gemeinschaft haben würde, aus, und nun verließen die vornehmen Geistlichen, welche nicht schon früher die Flucht genommen hatten, das Reich. Zuletzt, da alle Angelegenheiten der Kirche damals in glücklichem Fortgang waren, die Ketzer im südlichen Frankreich besiegt und unterdrückt wurden, entband Innocenz III. die Vasallen Johann's von ihrem Eide der Treue (1212), ermahnte alle christlichen Fürsten und Barone, sich gegen den gottlosen Herrscher zu vereinigen, und forderte namentlich den König von Frankreich auf, das Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern. Obschon in der Annahme dieses Auftrags das offenbare Eingeständniß lag, daß der römische Hof Könige absetzen und Länder verschenken könne, so überwog doch die Eroberungssucht in Philipp August dieses wichtige Bedenken. Er gab Befehle zur Versammlung eines zahlreichen Heeres bei Rouen und einer Flotte bei Boulogne. In Johann aber gesellte sich zu der Furcht vor der feindlichen Landung die nicht mindere vor der bedenklichen Stimmung seines Kriegsvolkes; Feigheit, Unentschlossenheit und Gewissensbisse vermochten ihn

zur Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand. Er entsagte seinem Reich zu Gunsten des heiligen Stuhles. In der öffentlichen Urkunde, die er hierüber ausstellte, heißt es: „Aus gutem, freien Willen und um Vergebung seiner Sünden und die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, übergebe er Gott, den Aposteln Petrus und Paulus, seinem Herrn, dem Papst Innocenz, und dessen Nachfolgern England und Irland, um dieselben von der römischen Kirche, England für siebenhundert und Irland für dreihundert Mark jährlichen Tributs, fortan als Lehen zu tragen." Die Lehnshuldigung geschah so öffentlich als möglich. Am 15. Mai 1213 begab sich der König in die Kirche zu Dover, legte Krone und Scepter ab, und schwur knieend den gewöhnlichen Lehnseid in die Hände des päpstlichen Legaten Pandulf.

Der Letztere ging hierauf nach Frankreich hinüber, und nahm die Aufforderung, Johann zu bekriegen, zurück, weil dieser nun zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückgekehrt sei. Philipp gab eine zornige Antwort, stellte seinen Vasallen vor, daß das auf die Flotte und das Heer verwandte Geld unmöglich weggeworfen sein dürfe, und wolle das Unternehmen nicht aufgeben. Zuerst wendete er sich indeß gegen den Grafen Ferrand von Flandern, der, im heimlichen Einverständniß mit Johann, seine Theilnahme an dem Zuge gegen England, trotz der Vasallenpflicht verweigert hatte. Gravelines, Ypern, Brügge und Gent fielen den Franzosen in die Hände. Aber Johann sandte eine Flotte von fünfhundert Schiffen zu Hülfe, und im folgenden Jahr traten noch der Graf Reginald von Boulogne, Herzog Heinrich I. von Brabant und der römische Kaiser Otto IV., Johann's Neffe, dem Bunde gegen Philipp August bei. Um die französische Macht zu theilen, landete der König von England zu gleicher Zeit in Guienne, und rückte bis nach Anjou vor. Die Gefahr wurde drohend für Frankreich, doch der König blieb fest, und Ritter wie Bürger waren entschlossen, ihn zu schirmen. Nach dem Westen sandte Philipp seinen Sohn Ludwig, dem es gelang, die Engländer zurückzutreiben; er selbst ging den Verbündeten in Flandern entgegen. Bei Bouvines, zwei Stunden von Lille, kam es zur Schlacht (27. Juli 1214). Man erzählt, daß Philipp, um die verdächtige Treue einiger Barone zu prüfen, vorher alle seine Vasallen zusammenkommen ließ, eine Hand voll zerbrochenen Brots in einen großen mit Wein gefüllten Becher warf und sagte, indem er ein Stück davon herausnahm und aß: „Gefährten, wer mit mir leben und sterben will, der thue so wie ich." Diese Entschlossenheit habe das Ehrgefühl der Barone dergestalt gereizt, daß in einem Augenblicke

der Becher ausgeleert war, und alle von Muth und Streitlust entbrannten. Meister Guerin, ein Hospitaliter und tüchtiger Kriegsmann, Kanzler von Frankreich und nachmals Bischof von Senlis, stellte das französische Heer in Schlachtordnung. Gegen Mittag begann das Treffen; von beiden Seiten ward mit bewundernswerther Tapferkeit gefochten, und die Franzosen wurden mehrmals zurückgedrängt. Schon hatte ein deutscher Fußknecht den König Philipp mit dem Widerhaken seiner Lanze vom Pferde gerissen und war im Begriff, ihn zu tödten, als die Franzosen, welche die Lebensgefahr ihres Herrn sahen, mit so unwiderstehlicher Gewalt vordrangen, daß die Deutschen ihrerseits weichen mußten. Der Sieg entschied sich, ungeachtet der löwenmüthigen Tapferkeit des Grafen Reinald von Boulogne, nun völlig für das französische Heer. Auch der Graf von Flandern wurde gefangen. Siegprangend zog Philipp in Paris ein, und Johann mußte zufrieden sein, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu erhalten.

Die Schlacht von Bouvines war von großen Folgen nicht allein für Deutschland, wo sie den Sturz Otto's entschied, sondern auch für Frankreich. Sie zeigte zuerst den Franzosen, wie sie, durch lebendiges Nationalgefühl vereinigt, mächtigen Feinden furchtlos widerstehen könnten; sie zeigte den großen Vasallen durch die Unterwerfung und lange Gefangenschaft der Grafen von Flandern und von Boulogne, wie gefährlich es sei, dem nunmehr fester begründeten königlichen Ansehen zu trotzen, und dieses Beispiel schreckte auch die Lehnsträger in den erworbenen Provinzen, in Anjou und in der Normandie, von ähnlichen Versuchen ab. In der That beherrschte jetzt Philipp, da er keine der neuen Besitzungen wieder zu Lehen gab, eine Ländermasse, welche ihm auch sämmtliche gegen die Krone vereinigte Vasallen nicht mehr furchtbar erscheinen lassen konnte; er machte den von seinem Großvater aufgestellten Grundsatz, daß der König Niemandes Vasall sein könnte, zur Wahrheit und setzte es durch, daß die Kronvasallen ihm schwuren, ihm gegen Alle treu und gewärtig zu sein. Um auch die gesetzgebende Gewalt der Krone auf die Länder der Vasallen auszudehnen, versammelte er die Großen des Reiches öfter an seinem Hofe. Die sechs vornehmsten Geistlichen des Landes, die Erzbischöfe und Bischöfe von Rheims, Laon, Langres, Beauvais, Chalons und Noyon, und die sechs bedeutendsten Lehnsträger des Reiches, die Herzöge von Burgund, Bretagne und Guienne, und die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse führen seit dieser Zeit ausschließend den Titel Pairs (pares), weil sie einander im Lehnsverhältnisse gleich, unmittelbare Vasallen waren. Sie bildeten den engeren

Rath des Königs und den Gerichtshof für ihres Gleichen, sie waren die Schöffen des Königs in seinem höchsten Gericht. Bei den Krönungen und anderen Feierlichkeiten verrichteten sie die Ehrendienste. Indessen begann der König bald nachher auch, die Zahl der Pairs durch seine besondern Hofbeamten zu ergänzen. Wurden die Mächtigsten auf jene Weise bevorzugt und gewonnen, so konnte die Krone immer entschiedener gegen die Kleineren auftreten. Des Beistands der Geistlichen waren die Könige von Frankreich fast immer gewiß, weil hier die Kirche stets des Schutzes der Krone gegen die Vasallen bedurfte. Auch die Entwickelung der Städte beförderte Philipp nach Kräften, doch gab er bedeutendere Privilegien nur kleineren Städten, um seiner Herrschaft nicht neue Schranken zu gründen; größere erhielten fast nur Abstellung einzelner Mißbräuche ohne eine eigentliche Kommunalverfassung. Das Bedürfniß, nachdem die alten Grafen Karl's des Großen längst erbliche Besitzer und Lehnsträger geworden waren, wieder Verwaltungsbeamte zu haben, veranlaßte Philipp zuerst in seinen Kronlanden, über die Prevots (praepositi), denen mit der Handhabung der Gerechtigkeit auch die Sorge für die Ruhe und Sicherheit der Städte und deren Umgegend anvertraut war, Bailli's und Senechaux zu setzen, welche in höherer Instanz richteten und die Erhebung und Einlieferung der Steuern an den König besorgten. Es datirt diese Verbesserung der Verwaltung schon aus der Zeit, als er den Kreuzzug antrat.

Ein ganz entgegengesetztes Schauspiel bietet die weitere Entwickelung der Begebenheiten in England dar. Das Interdict war aufgehoben worden, nachdem es sechs Jahre auf dem Reiche gelegen hatte, die von Johann vertriebenen Geistlichen waren zurückgekehrt, und Langton hatte den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury eingenommen. Er wollte die Erniedrigung des Königs benutzen, die Vorrechte der höheren Geistlichen und Barone, welche ihnen durch den Freiheitsbrief König Heinrich's I. eingeräumt, aber wieder in Vergessenheit gerathen und von Johann vielfältig verletzt waren, aufs Neue bestätigen und fester bestimmen zu lassen. Die Barone, welche den König seit seiner Demüthigung vor dem Papste und seinem Unglück in Frankreich noch mehr verachteten und haßten, kamen ihm mit denselben Absichten entgegen, und als Johann sich weigerte, solchem Begehren zu willfahren, entstand ein großes Bündniß, dem sich auch die bedeutendste Stadt des Landes, London, anschloß und das den überraschten König mit Waffengewalt umringte, und ihm eine Urkunde abzwang, die unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (magna charta libertatum) hochberühmt ist. Diese wichtige Ur-

kunde ward unterzeichnet am 15. Junius 1215 auf einem freien Platze (Runnemede oder Runneymead genannt) zwischen Windsor und Staines. Der Klerus gewann durch die Bestimmungen des großen Freiheitsbriefes die Zusicherung der Wahlfreiheit und aller bisher geübten Privilegien und Rechte. Für die Barone wurde die Abgabe bei der Belehnung auf bestimmte Summen festgesetzt. Außerdem sind sie nur gehalten, Hülfsgelder zu bezahlen beim Ritterschlag des ältesten Sohnes des Königs, bei Verheirathung der ältesten Tochter und im Falle der Gefangenschaft des Königs selbst. Zur Erhebung der Schild- und Heersteuer (scutagium et auxilium) bedarf es der Einwilligung einer allgemeinen Reichsversammlung, zu welcher alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und Barone, einzeln schriftlich, und alle anderen unmittelbaren Vasallen durch eine allgemeine Aufforderung berufen werden. Alle Vorrechte, die der König den Baronen bewilligt, sollen von ihnen auch den Untervasallen zugestanden werden. Die fremden Kaufleute sollen keinen willkürlichen Zöllen und Abgaben unterworfen sein; London, so wie alle Städte und Flecken behalten ihre alten Gewohnheiten und Freiheiten. Die Gerichte sollen Jedermann offen stehen, die Gerechtigkeit nicht länger verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann wird gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, oder sonst geschädigt werden, wenn nicht vermittelst Urtheils von Richtern seines Gleichen und nach den Landesgesetzen; jedem wird Freizügigkeit zugestanden. Der Gerichtshof für Civilfälle (court of common pleas, common bench) soll fortan nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern stets an einem bestimmten Orte seine Sitzungen halten. Dieses Gericht war nicht lange vorher von dem obersten Hofe des Königs abgezweigt worden, und hatte die Appellationen in allen den Sachen zu hören, welche den König und seine Rechte nicht unmittelbar betrafen. Die Forsten und Wasser, welche seit dem Anfang der gegenwärtigen Regierung eingehegt worden sind, sollen freigegeben werden, nachdem eine Untersuchung der Anrechte durch zwölf Geschworene aus dem Adel jeder Grafschaft stattgefunden hat. Ueber die Vollziehung dieser Charte wird ein von den Baronen aus ihrer Mitte gewählter, beständiger, sich selbst ergänzender Ausschuß von fünfundzwanzig Mitgliedern wachen. Derselbe wird, sobald vom Könige oder dessen Beamten dagegen gehandelt wird, den König selbst, oder wenn er abwesend ist, den Oberrichter deshalb mahnen. Im Falle verweigerter Abhülfe aber ist der Ausschuß befugt, die Communen des Landes zu den Waffen aufzubieten und Abstellung zu erzwingen auf jede Weise, nur

nicht mit Verletzung der Person des Regenten und seiner Familienglieder. Zuletzt wurde eine allgemeine Amnestie verkündet.

Johann hatte der Gewalt weichen müssen. Kaum war die Noth vorüber, so überließ er sich zügelloser Leidenschaft. Sein Aussehn zeigte verhaltenen Grimm. Er war blaß, sah starr vor sich hin, knirschte mit den Zähnen, zerbiß wie rasend Stäbe und Hölzer, und trat sie mit Füßen. In Flandern ließ er Truppen werben, schickte nach Rom Abgeordnete, und beklagte sich beim Papste über seine rebellischen Vasallen. Es stand zu erwarten, daß Innocenz das Verfahren der Barone nicht billigen würde; er sah ihr Verfahren als einen Eingriff in seine nunmehrigen Rechte an, erklärte den Freiheitsbrief für ungültig, und sprach den Bann gegen die Barone. Aber selbst der Erzbischof Langton war nun wider den Papst, der jetzt zum zweiten Mal erfuhr, was er schon in seinem Verhältnisse zu Otto IV. erlebt hatte. Der Kaiser und der Erzbischof mußten aufhören, des Papstes Freunde zu sein, als ihre Stellung sie zu nothwendigen Feinden desselben machte. Johann begann indeß mit großen Zurüstungen und zahlreichen Söldnern den Krieg wider die Barone, führte ihn mit unmenschlicher Grausamkeit, und ängstete seine Gegner so, daß sie ihre Zuflucht zu Philipp August nahmen, und dessen Sohne Ludwig die Krone anboten. Dieser erschien in England an der Spitze einer bewaffneten Macht und setzte sich zunächst in London fest, so daß auch diese Stadt mit dem Banne belegt ward. Inzwischen starb Innocenz und Johann war auf sich allein angewiesen; ehe es aber noch zu einer entscheidenden Schlacht kam, ereilte auch ihn der Tod am 17. October 1216.

Von dem inneren Zustande des Landes, von der Art, wie die Gerechtigkeit unter den normannischen Königen im Allgemeinen und besonders unter Johann gehandhabt wurde, können folgende Züge eine Anschauung geben. Niemand durfte ohne Geschenke dem Throne nahen. So bezahlte die Grafschaft Norfolk eine Summe, damit redlich mit ihr umgegangen würde; und der Flecken Yarmuth eine andere, damit sein Freiheitsbrief, den er vom Könige hatte, nicht übertreten würde. Ein gewisser Serlo erkaufte die Erlaubniß, sich zu vertheidigen, im Fall er wegen eines gewissen Todschlags angeklagt würde. Nikolas Morel versprach, sechzig Pfund zu bezahlen, wenn der Graf von Flandern gezwungen würde, ihm die dreihundert und dreiundvierzig Pfund zu erstatten, die er von ihm geborgt hätte. Hugo Oisel bezahlte vierhundert Mark für die Freiheit, in England zu handeln. Gottfried Fitz-Pierre

gab zwei norwegische Falken, damit Walter le Madine die Freiheit haben möchte, hundert Pfund Käse aus den Gebieten des Königs hinaus zu bringen. Die Gemahlin Hugo's von Neville gab dem Könige zweihundert Hühner für die Erlaubniß, ihren gefangenen Gatten besuchen zu dürfen. Richard von Neville gab zwanzig Reitpferde, um von dem Könige ein Empfehlungsschreiben an Isolda Biset zu erhalten, daß sie ihn zum Manne nehmen möchte, und Robert de Vaux fünf, damit der König in einer gewissen Sache schwiege. Wie in Frankreich, waren auch in England die Juden zahlreich und im Besitz großer Schätze. Johann ließ sie einmal sämmtlich einkerkern, und gab ihnen dann für sechsundsechzigtausend Mark die Freiheit wieder. Zu einer andern Zeit erpreßte er von dem Juden Isaac von York allein fünftausendeinhundert Mark, eine Summe, für welche man in jener Zeit die Gebiete mächtiger Herren erstehen konnte.

Mit der vollen Einführung der in der Magna Charta enthaltenen Bestimmungen beginnt eine neue Epoche in der Geschichte von England. So unvollkommen sie auch in vieler Hinsicht noch war, so stiegen doch durch sie Ordnung und Gerechtigkeit in der Verwaltung zusehends. Die Völker des Mittelalters waren von dem Trachten entfernt, die Beseitigung des Despotismus und der Willkür durch Einführung einer gänzlich neuen Ordnung der Dinge zu bewerkstelligen; nur langsam, in allmähliger Wandlung, sproßte aus dem unscheinbaren Keime der Magna Charta der starke und stolze Stamm der englischen Freiheit hervor.

---

20. Kaiser Friedrich II.

Friedrich II., Barbarossa's Enkel, den wir nach Otto's IV. Besiegung als Oberhaupt des Reichs verlassen haben, benutzte die ersten Jahre seiner Herrschaft, sich auf dem Throne zu befestigen, und die durch Philipp's Kriege und Verleihungen geschwächten Stammgüter des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland wieder zu mehren und zu vergrößern. Ehe Friedrich 1212 Sicilien verließ, hatte er mit einem Eide die Lehnsherrlichkeit der römischen Kirche über dies Land anerkannt; derselbe war später wiederholt worden. Ob damit zugleich das Versprechen gegeben war, für die Folge das normannische Erbe von Deutschland zu trennen, also eine Personalunion zu verhüten, ist nicht mehr zu er=

messen*). Jedesfalls bedurfte es langer Verhandlungen mit dem Papste, ehe Friedrich es wagte, seine Gemahlin und seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen zu lassen. Sie kamen, wenn auch auf verschiedenen Wegen, im Jahre 1216. Am 16. Juli desselben Jahres starb Innocenz und hatte zum Nachfolger Honorius III., der „einfach die Politik seines Vorgängers fortsetzte, soweit dies einer andern Persönlichkeit und namentlich einem Manne, den das Alter mild gemacht hatte, möglich war.“ Gleich bei seiner Krönung in Aachen hatte Friedrich freiwillig das Gelübde einer Kreuzfahrt gethan. Doch kam es vor der Hand nicht dazu; die Anwesenheit Friedrich's war in Deutschland nöthig, und die Fürsten zeigten wenig Neigung zu dem Unternehmen. Er konnte daher die Schuld wegen der langen Verzögerung des Zuges nicht ohne Grund auf diese schieben und forderte den Papst auf, mit größerem Nachdruck bei ihnen darauf zu dringen. Er gab dabei fortwährend die stärksten Versicherungen seiner Ergebenheit gegen die Kirche, an deren Brüsten, wie er sich ausdrückte, er gesogen, mit deren Milch er genährt worden sei. Wirklich bestimmte der milde Honorius eine Frist nach der andern zum Antritt der Pilgerfahrt, und ließ es sich sogar gefallen, daß der junge Heinrich, der schon 1217 das Staufische Erbe, das Herzogthum Schwaben, erhalten hatte, zum römischen Könige gewählt wurde (1220); eine Erhebung, welche Friedrich indeß nur durch die Bestätigung großer Vorrechte an die Prälaten, unter andern durch Entsagung des Spolienrechts, durchsetzte; dem Papste gegenüber, der die Wahl, weil Heinrich auch der natürliche Erbe Sicilien's war, nicht gern sehen konnte, rechtfertigte er dieselbe mit dem Willen der deutschen Fürsten und der Nothwendigkeit einer ständigen Regierung während seiner Abwesenheit auf dem Kreuzzuge. Im Herbste desselben Jahres trat er mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Begleitung seinen Römerzug an. Die Mailänder zeigten so viele Abneigung, daß er die Stadt vermied und die Krönung mit der lombardischen Krone für den Augenblick gar nicht verlangte. Ehe er nach Rom kam, verpflichtete er sich gegen den Papst in einem neuen Vertrage, die von ihm früher gegen die Kirche eingegangenen Verheißungen treulich zu erfüllen; und so geschah denn die Krönung in der Peterskirche im November 1220 ohne alle Schwierigkeit. Der

*) Vgl. Leo, Vorles. III. 150 flg. Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. Winkelmann (in Forschungen zur deutschen Gesch. I. 1, S. 11), die Wahl Königs Heinrich. Der Letztere führt gegen Schirrmacher aus, daß Friedrich damals noch nicht die Absicht gehabt habe, das Abhängigkeitsverhältniß zur römischen Kurie zu verändern.

Papst nannte Friedrich jetzt Kaiser und König von Sicilien, und schien also auf der Trennung beider Reiche, wenigstens für jetzt, nicht mehr zu bestehen; wogegen allerdings der Kaiser wiederum versprach, von einer Realunion derselben abzustehen, in Sicilien nur Eingeborene anzustellen und für dieses Königreich ein eigenes Siegel zu führen. Zum Ueberflusse nahm Friedrich nochmals das Kreuz, erbat sich aber einen neuen Aufschub, um seine Erbländer erst beruhigen zu können.

Diese sah er jetzt nach achtjähriger Entfernung als Mann und Kaiser wieder, mit der festen Absicht, die königliche Gewalt hier in ihrem vollen Umfange herzustellen. Von den Baronen und Prälaten forderte er Rechenschaft und strafte viele wegen gesetzwidrigen Betragens während seiner Minderjährigkeit und Abwesenheit. Er griff hier nicht ohne Härte kräftig durch, ordnete, soweit dies möglich war, die Trennung der Justiz von der Verwaltung an und stellte eine genaue Beaufsichtigung der Finanzen durch eine besondere Behörde (Baili) her, wie er denn überhaupt die normannischen Länder als die sicherste Geldquelle ansah. In Deutschland erhielten die von ihm eingesetzten Räthe seines Sohnes Heinrich, unter denen sich der nachher ermordete Erzbischof von Köln, Engelbert, besonders durch Thätigkeit und Staatsklugheit auszeichnete, vor der Hand gute Ordnung; 1222 ward Heinrich zu Aachen feierlich als König gekrönt.

Der Papst hörte indessen nicht auf, mit großem Eifer die Ausführung des Kreuzzuges zu betreiben, und da Friedrich von seiner Seite immer noch anstand, höchstens, um Einiges zu thun, von Zeit zu Zeit Flotten und Geldsummen den Christen in Palästina zur Unterstützung sandte: so machte Honorius einen Plan, der den Kaiser durch den eigenen Vortheil zur Ausführung reizen sollte. Friedrich's Gemahlin Constantia war 1222 gestorben. Derjenige, welcher damals den Namen eines Königs von Jerusalem führte, ein französischer Graf, Johann von Brienne, hielt sich in Italien auf, um im Abendlande Hülfe zu suchen. Der Papst brachte nun eine Vermählung Friedrich's mit der einzigen Tochter dieses Fürsten, Jolantha, zu Stande, wodurch er zugleich alle Ansprüche auf das Königthum Jerusalem erhielt. Die Heirath ward 1225 vollzogen, und Friedrich nahm sogleich den Titel eines Königs von Jerusalem an.

Honorius war beruhigt, und bewilligte jetzt selbst noch einen Aufschub auf zwei Jahre. Friedrich widmete auch diese Frist seinen sicilischen Staaten, an deren Aufnahme und Wohlstand er mit größtem Eifer arbeitete. Die noch in Sicilien hausenden Saracenen besiegte er, und versetzte

sechzigtausend von ihnen nach Italien herüber in die Stadt Lucera. Sie wurden, in der Folge durch weitere Gefangene und Unterliegende vermehrt, bald gewerbfleißige Ansiedler und die treuesten Anhänger des Kaisers. An einem neuen Gesetzbuche für Apulien und Sicilien ward gearbeitet und im Jahre 1224 zu Neapel eine Universität gegründet. Dann richtete der Kaiser seine Aufmerksamkeit wieder auf Oberitalien, wo die lombardischen Städte sich vielfach unter einander befehdeten und dennoch selbst diejenigen Rechte ihm verweigerten, die dem Kostnitzer Frieden zufolge ihm gebührten; die Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien lag ihm begreiflicherweise viel näher am Herzen, als die Eroberung des heiligen Grabes.

Indessen sollte diese jene Hoheit mit erringen helfen. Er schrieb einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus (1226), zu dem er auch seinen Sohn Heinrich mit den deutschen Fürsten berief, angeblich, und wahrscheinlich ernstlich, um wegen des Kreuzzugs die nöthigen Maßregeln zu verabreden, der alsdann 1227 ganz bestimmt angetreten werden sollte. Allein kaum vernahmen dies die feindlich gesinnten Veroneser, so erneuten sie, weil sie von Sicilien und von Deutschland aus ihre Freiheit zugleich bedroht glaubten, mit funfzehn anderen Städten, unter denen Mailand wieder voranstand, den lombardischen Bund, ergriffen kriegerische Maßregeln, sperrten die Alpenpässe, und ließen den König Heinrich, der mit den deutschen Ständen schon bis Trident gekommen war, nicht nach Italien. Nur wenige Städte besuchten den Tag zu Cremona. Friedrich sprach zwar die Acht über die im Bunde Befindlichen aus, erkannte aber, wie die Lombarden selbst, den Papst als Vermittler und Schiedsrichter dieses Zwistes an. Honorius, der zuerst diese Vermittelung als eine unerträgliche Last abgelehnt hatte, entschied: der Kaiser solle Alles verzeihen, Acht und Bann sollten aufhören, und die Lombarden sollten vierhundert Reiter zum Kreuzzuge schicken. Dieser Ausspruch, der, statt die streitigen Verhältnisse zwischen Kaiser und Städten festzusetzen, diesen nur eine vorübergehende Last auflegte, konnte Friedrich unmöglich zufrieden stellen. Doch schwieg er für jetzt und gab seine Einwilligung.

21. Friedrich's II. Kreuzzug.

(1228. 1229.)

Im März des Jahres 1227 starb Honorius III. Ihm folgte Gregor IX., wie Innocenz III. aus dem Geschlechte der Grafen von Signia, schon ein hochbejahrter Greis, aber kühn und thatkräftig, ganz dazu gemacht, dem Kaiser mit Nachdruck entgegen zu treten, und den Ansprüchen des päpstlichen Stuhles, die Honorius nicht mit der Stärke strengerer Vorgänger durchgefochten hatte, neues Leben zu geben. Sein erstes Wort war wieder der Kreuzzug. In der That durfte Friedrich kaum noch länger zögern, wenn er nicht die allgemeine Unzufriedenheit der Völker gegen sich erregen wollte. Auf Mariä Himmelfahrt (1227) wurde der Aufbruch festgesetzt. Große Schaaren von Kreuzfahrern aus Deutschland und England strömten nach Apulien, dem bestimmten Sammelplatz, wo aber bald unter den zusammengedrängten, der Hitze eines süditalischen Sommers ungewohnten Nordländern böse Seuchen ausbrachen. Indeß wurden Viele eingeschifft, und am 8. September folgte Friedrich mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, selbst nach. Auf der Flotte wurden Beide von der ansteckenden Krankheit ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb; die schon vorausgeeilten Pilger, da sie hörten, daß der Kaiser nicht nachkomme, kehrten verdrossen wieder um, und zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath. Nur achthundert Ritter sollen mit dem Patriarchen von Jerusalem und dem Hochmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, an der syrischen Küste gelandet sein; der ganze Zug, auf den Europa und Asien das Auge gerichtet hatten, war vereitelt.

Gregor IX. gab seinem Zorne freien Lauf, und begann offnen Krieg mit dem Kaiser. Er nannte jene Krankheit Verstellung, ließ dessen Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm: „ein unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und grenzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben," bestieg am Michaelistage die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „es muß ja Aergerniß kommen," nannte den Kaiser eine Schlange, und schleuderte zuletzt den Bannstrahl gegen ihn. Friedrich entschuldigte sich in Gegenschriften, versicherte, er werde sein Gelübde nach wieder erlangter Gesundheit vollständig erfüllen; es werde sich zeigen, ob den Päpsten das heilige Grab so sehr am Herzen läge, oder ob sie vielmehr nur sein Verderben bezweck-

ten. Auch bei Johann ohne Land und dem Grafen von Toulouse habe der römische Stuhl den Bann bloß dazu gebraucht, sich die Länder dieser Fürsten zu unterwerfen. „Deshalb vereinige sich," fährt er fort, „die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr; denn Niemand wird dem Untergange entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist."

Mochte der Bann insofern formell gerechtfertigt sein, als Friedrich selbst erklärt hatte, daß er alle Kirchenstrafen auf sich nehmen wolle, wenn er den letzten Termin nicht einhalte: so läßt sich andererseits doch auch nicht beweisen, daß der Kaiser die Ausführung des Zuges absichtlich vereitelt habe; vielmehr spricht Alles dafür, daß es ihm in der That Ernst mit dem Unternehmen war. Um zu zeigen, daß seine Krankheit kein bloßer Vorwand gewesen, trat der Kaiser das Jahr darauf (1228) die Kreuzfahrt von neuem an. Er zog dazu eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte den Herzog Rainald von Spoleto zum Reichsverweser und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Partei in Rom erregte einen Tumult gegen den Papst, und zwang ihn, die Stadt zu verlassen; aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser, und seine Legaten wiederholten ihn an allen Enden Europa's. Vorher war die Unterlassung des Kreuzzuges eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Um seinen Maßregeln auch äußerlich mehr Nachdruck zu geben und das Gebiet der römischen Kirche vor Rainald von Spoleto zu sichern, der dasselbe, jedoch ohne kaiserlichen Befehl, verwüstete, forderte Gregor unter Bewilligung großer Vortheile zum Kriege gegen Neapel auf, ließ aber die Angeworbenen als Kämpfer des heiligen Stuhles diesmal nicht mit dem Kreuze, sondern mit dem Schlüssel Petri bezeichnen.

Friedrich II. war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und deutschen Ritter waren ihm freudig entgegengekommen, und hatten ihn als Kaiser und König von Palästina begrüßt. Da erschienen zwei Franciscaner (s. unten) mit päpstlichen Schreiben, welche die nochmalige Erneuerung des Bannfluches und das Verbot, den Befehlen und Anordnungen des Gebannten zu gehorchen, enthielten. Sogleich war alle Einheit zerstört. Die Johanniter zogen sich zurück, die Tempelherren zeigten feindselige Gesinnungen und machten auch einen Theil des Heeres vom Kaiser abwendig. Friedrich brach dennoch mit dem Rest seiner Getreuen und mit den deut-

schen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod oder desto größern Ruhm in Palästina zu finden. Hermann von Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, blieb zurück, und seine Bemühungen hatten endlich den Erfolg, daß die Templer und Johanniter nach einer Uebereinkunft, welcher gemäß die Befehle und das Feldgeschrei nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden sollten, sich wieder mit Friedrich vereinigten.

Nach Saladin's Tode war sein Reich unter seine drei Söhne und seinen Bruder Malek el Adel vertheilt worden. Aber der Letztere vertrieb die Herrscher von Damaskus und von Aegypten, und hinterließ das erste Land seinem ältesten Sohn Moaddhem, das zweite dem jüngern Kamel (1218). Diesen griffen die Christen von Palästina an, nachdem sie fast zu derselben Zeit, als der König Andreas von Ungarn seinen Kreuzzug that, eine bedeutende Verstärkung von Kölnern, Bremern, Friesen, Holländern und Brabantern, welche auf einer Flotte von hundert Segeln ankamen, erhalten hatten, und eroberten nach einer Belagerung von sechzehn Monaten (am 5. Nov. 1219) das wichtige Damiette, den Schlüssel des Landes; es waren jene Helfer dieselben Niederländer, die auf ihrer Fahrt in Lissabon gelandet waren und dem Kampfe gegen die spanischen Mauren eine günstige Wendung gegeben hatten. Als die Pilger aber danach von Damiette aus, durch neue Schaaren unter Herzog Ludwig von Baiern, welche Kaiser Friedrich sendete, unterstützt, in das Innere vordringen wollten, wurden sie durch Sultan Kamel's geschickte Anordnungen zwischen die Arme des Nil eingeschlossen und konnten Rückzug und Rettung nur mit der Räumung Damiette's, der mühsam errungenen Frucht so langer und so preiswürdiger Anstrengung, erkaufen. Wie Friedrich in Palästina landete, war Moaddhem von Damaskus, zu dessen Ländern die syrische Küste gehörte, gestorben und hatte einen minderjährigen Sohn Malek el Nasr David hinterlassen. Ohne auf die Einsprüche des Knaben zu achten, bemächtigte sich Kamel Palästina's.

In der Mitte des November langte der Kaiser in Joppe an, und fand den Sultan von Aegypten, der mit einem Heere bei Gaza stand, sehr geneigt zu friedlicher Ausgleichung. Er wollte sich nicht in einen doppelten Krieg verwickeln, da sein Neffe gegen ihn heranzog und schon bis Sichem vorgerückt war. Von diesen Umständen unterstützt, gewann Friedrich jetzt durch geschickte Unterhandlungen ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten trat in einem zehn=

jährigen Waffenstillstande (18. Febr. 1229) Jerusalem, Bethlehem und Nazareth sammt ihren Gebieten, und alle auf dem Wege zwischen Joppe und Jerusalem liegenden Städte und Landschaften ab, und verlangte nur Schutz und Sicherheit für die an den überlassenen Orten wohnenden Moslemen und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomo's, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog fröhlich in Jerusalem ein; aber an demselben Tage erschien auch daselbst der Erzbischof von Caesarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die Stadt und das heilige Grab. Dennoch ging Friedrich am 18. März 1229 in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altar die Krone auf. Hermann von Salza hielt in deutscher und französischer Sprache eine Rede an das Volk, in der er im Auftrage des Kaisers die Gründe der Verzögerung des Zuges und die Bereitwilligkeit desselben, den Papst zu versöhnen, auseinandersetzte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der heiligen Stadt und zu Ptolemais, der ihm durch Mißverhältnisse und Streitigkeiten mit dem Patriarchen Gerold, einem ergebenen Diener des Papstes, und den Templern verbittert wurde, schiffte sich der Kaiser in den ersten Tagen des Mai wieder ein, und stieg glücklich bei Brundusium ans Land.

Zum größten Glücke für die morgenländischen Christen dauerten die Streitigkeiten in Saladin's Familie fort. Sie selbst aber waren weit entfernt, diese Gunst der Verhältnisse zur Sicherstellung und Befestigung ihrer Besitzungen zu benutzen. Als Friedrich im Jahre 1230 einen neuen Statthalter, den Marschall Richard Filangieri, mit einigen Truppen nach Palästina schickte, kam es zum Kriege zwischen diesem und den syrischen Baronen. Der Marschall war anfangs glücklich; als er aber, weil die Gegenpartei von Cypern aus unterstützt wurde, auch nach dieser Insel übersetzte, um sie zu unterwerfen, erlitt er eine Niederlage, in deren Folge das Ansehn Kaiser Friedrich's im Königreiche Jerusalem immer mehr in Verfall kam.

Nach dem Tode Kamel's von Aegypten (1238) verdrängte der jüngere Sohn desselben, Malek el Saleh Nodschmeddin Eyub, seinen älteren Bruder vom Thron und sprach offen die Absicht aus, das Reich Saladin's wieder herzustellen. Dagegen verbündete sich sein Oheim Ismael von Damaskus mit den Christen von Palästina. Der Sultan von Aegypten glaubte sich durch diese Vereinigung bedroht, und nahm die türkischen Horden der Chowaresmier in Sold, welche damals in den Gegenden des Euphrat und Tigris plündernd umher=

streiften*). Diese eroberten zuerst Tiberias, drangen verheerend nach Jerusalem vor, nahmen die heilige Stadt nach kurzem Widerstande, hieben die Einwohner nieder, zerstörten das heilige Grab, öffneten die Grüfte der Könige und verbrannten die Gebeine, welche sie hier fanden. Bei Gaza schlugen sie mit den ägyptischen Truppen die christliche Ritterschaft und die verbündeten Moslemen von Damaskus (18. Oct. 1244). Die Großmeister des Tempels und des Hospitals wurden gefangen, die Blüthe der drei geistlichen Ritterorden lag unter den Erschlagenen. Nur mit hundert muthlosen Flüchtlingen erreichte der Patriarch die Stadt Ptolemais. Die Christen besaßen zum zweiten Male nichts weiter, als sie beim Scheiden Richard's von England aus dem Lande innegehabt hatten.

---

22. Italien und Deutschland nach Friedrich's Rückkehr.

(1229—1237.)

Noch ehe der Kaiser zurückgekehrt war, hatte der Papst schon den im Orient geschlossenen Frieden als ein Gewebe von Falschheit und Tücke dargestellt. Friedrich habe die Urkunde nicht von den Baronen und den Emiren beschwören lassen, der Sultan David von Damaskus habe seine Einwilligung nicht gegeben, er habe nichts zum ferneren Schutze von Palästina gethan, damit er im Abendlande sagen könne, wenn Jerusalem und die anderen Städte wieder verloren gingen, wie es wahrscheinlich sei: Sehet ich habe die heiligen Orte gewonnen, aber der Patriarch hat sie nicht behaupten können. Die Würde des römischen Kaisers und des Führers der Kreuzfahrt habe er schmählich verletzt, indem er mehr mit Saracenen als mit Christen umgegangen sei, saracenische Sitten und Kleidung angenommen, und sich mit Sängerinnen und Tänzerinnen, die ihm Kamel geschenkt, schändlichen Ausschweifungen ergeben habe. Auch

*) Das Reich von Chowaresm wurde im Jahre 1097 durch den Türken Kotbeddin Mohammed gestiftet, dem Sultan Barkiarok die Verwaltung jener Provinz überließ. Kotbeddin's Nachfolger entzogen sich der Abhängigkeit und Zinsbarkeit der seldschuckischen Sultane von Persien. Im Jahre 1220 wurde das Reich von den Mongolen angegriffen, und unterlag in diesem Kampfe (s. u. Abschn. 44.). Seit der Zeit dienten zahlreiche Schaaren chowaresmischer Krieger als Miethstruppen im vorderen Asien.

das päpstliche Heer war nicht unthätig gewesen. Es hatte nicht bloß Rainald's Truppen aus dem Gebiet der römischen Kirche vertrieben, sondern war auch tief in Apulien, bis über den Volturno vorgedrungen. Die schamlosesten Frevel wurden unter der Führung der päpstlichen Legaten begangen; Gregor selbst mußte ihnen Einhalt thun. Friedrich's plötzliche Erscheinung im Juni 1229 änderte die Lage der Dinge. Die Schlüsselträger wichen auf allen Punkten und in wenigen Wochen hatte Friedrich seine Staaten gereinigt. Er verschmähte es, sein Glück weiter zu verfolgen, und bot dem Papste Versöhnung an. Weniger wohl die Bemühungen des Hochmeisters Hermann von Salza, der es auch jetzt nicht an Vermittelungsversuchen fehlen ließ, als der rasche Fortschritt der kaiserlichen Waffen, sowie die Einsicht, daß es ihm nicht gelingen würde, die deutschen Fürsten gegen den Kaiser aufzuhetzen, hatten Gregor nachgiebiger gemacht, und im August 1230 kam der Friede von St. Germano zu Stande. Der Kaiser ward zu Ceperano durch den Cardinal von Capua feierlich seines Bannes entledigt, und versprach dafür, Alles zu vergessen und sich in allen Dingen, derentwegen er dem Banne verfallen sei, der Kirche zu fügen. Am 2. September 1230 hatte er sogar mit dem Papst zu Anagni eine sehr freundschaftliche Zusammenkunft.

Die kurze Muße, die ihm dieser Friede gewährte, verwendete Friedrich auf die Vollendung seiner neuen Gesetzgebung für das sicilische Reich, welche er schon vor dem Kreuzzuge begonnen hatte. Zu Melfi wurde sie 1231 in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache bekannt gemacht. Friedrich begründet im Eingange dieser berühmten Constitutionen seine Berechtigung zum Erlaß derselben mit einem Hinweise auf Gottes Einsetzung des Königthums und auf das altrömische Kaiserrecht. Er fühlt sich nicht wie in Deutschland als der Vertreter einer nur idealen Gewalt, sondern sehr bestimmt und positiv als der Landesfürst, der die höchste Staatsgewalt durch Beamte handhabt, die von ihm eingesetzt werden. In der That sehen wir in seinen Anordnungen die Anfänge der Einrichtungen, wie sie in der Folge der moderne einheitliche Staat ausgebildet hat. Grundlage blieb allerdings die alte normannische Lehnsverfassung, die freilich bereits eine andere gewesen war, als die der deutschen Staaten. Aber die Willkür und Unabhängigkeit der Barone ward eingeschränkt, ihnen die peinliche Gerichtsbarkeit, sowie das Befestigungsrecht genommen, die Störung des Gottesfriedens wie die Selbsthülfe untersagt; entschädigt wurden sie für diese Einbuße dadurch, daß die Lehen durch die unbeschränkte Vererbung auf Töchter und Seitenverwandte fast zu freiem Eigenthum erhoben wurden. In ähnlicher Weise

zog er auch die Geistlichkeit in den Kreis des gesammten Staatslebens hinein, indem er ihnen zwar die Wahlen und den Verkehr mit dem Papste frei ließ, übrigens sie jedoch seinen Beamten in vieler Beziehung unterordnete. Wichtiger noch war es, daß er nicht nur diese beiden Stände zu seinen Hoftagen entbot, sondern auch den Rath der Städte auf denselben zu hören verlangte, und zwar so, daß jede derselben je nach der Größe einen oder mehrere Abgeordnete, die aus den angesehenen Bürgern zu wählen waren, entsandte, — der erste Versuch, die Gesammtheit eines Standes durch Stellvertreter in einem Parlamente repräsentiren zu lassen. War nun sonach den Ständen eine gesetzliche Einwirkung auf die Verwaltung durch ihren Rath zugewiesen, so folgte daraus, daß der Beamtenstand um so sicherer gestellt und allein von dem Kaiser abhängig sein mußte. Für die Rechtspflege wurde ein Großrichter (magnae curiae magister justitiarius), der einem obersten Richtercollegium vorsitzen sollte, für die einzelnen Bezirke niedere Justitiarien bestellt, die von jenem beaufsichtigt wurden und an ihn Berufungen ergehen zu lassen hatten; von ihnen wurden peinliche Sachen und niedere Lehnssachen entschieden. Für die Erhebung der Steuern war der Kämmerer der oberste Beamte, unter dem die schon oben genannten Bajuli oder Baili, die Ortsbeamten standen. Zur Controle der letzteren ward 1240 noch ein Oberrechnungshof (summa ratiocinii curia) gegründet. Eine besondere Sorgfalt ward der Accise, den indirecten Steuern, gewidmet, die schon aus der saracenischen Zeit im Lande gebräuchlich war. Eine völlige Trennung der Justiz von der Administration einzuführen, gelang dem Kaiser noch nicht, lag auch wohl nicht in seiner Absicht, wie denn der Kämmerer und die Bajuli einzelne Rechtssachen abzumachen hatten. Charakteristisch ist es, daß die Provinzialbeamten aus dem Stande der geringeren Ritter, die vertrautesten Diener des Kaisers von noch niedrigerer Herkunft waren. Die Verschiedenheit der Volksrechte fiel natürlich von selbst weg; Normannen, Apulier, Saracenen bildeten *einen* Staat. Auch für Handel, Polizei- und Medicinalwesen u. s. w. ergingen die heilsamsten Vorschriften *). Es ist ganz unstreitig, daß Neapel und Sicilien nie so glücklich regiert worden sind, als zur Zeit Friedrich's II. Viele Städte wurden durch prächtige Gebäude und nützliche Stiftungen verschönert, andere befestigt, und zum zweiten Male ward eine saracenische Colonie aus Sicilien nach Apulien herüber versetzt.

---

*) v. *Raumer* a. a. O. Bd. III. Hptst. 6. S. 213 ff. und *Schirrmacher* a. a. O. II. 241.

In der Lombardei herrschten indeß unaufhörliche Unruhen und Fehden. Die Städte bekriegten einander aus Eifersucht und leidenschaftlichem Hasse, und innerhalb ihrer Mauern herrschten nicht weniger verderbliche Parteikämpfe. Je schöner Friedrich in seinen Staaten Einheit, Recht und Ordnung durch feste Einrichtungen und Gesetze aufblühen sah, um so unleidlicher mußte ihm die wilde Verwirrung in Oberitalien erscheinen, wie sie schon seit der Zeit Heinrich's VI. begonnen hatte, und die innere Zerrissenheit, welche im raschen Verlaufe der Entwickelung der Staatsformen bereits den Untergang der freien Verfassungen von fern her verkündete, so wie die ganze nirgend Schranken erkennende Gesinnung der Lombarden. Er schrieb zunächst wieder 1231 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna aus. Aber die Lombarden zeigten sich nicht weniger widerspenstig, als bei dem früher zu Cremona anberaumten Reichstage und erneuerten ihren Städtebund; auch versuchten sie, den zum Reichstage berufenen deutschen Fürsten den Weg zu versperren.

Noch war Friedrich nicht in der Verfassung, diese Kühnheit bestrafen zu können, zumal da ein Aufstand ihn nach Sicilien rief. Um dieselbe Zeit gerieth der Papst mit der römischen Bürgerschaft, welche ihm die Hoheitsrechte über die Stadt streitig machte, in einen Zwist, in Folge dessen er sich nach Perugia begeben mußte. Friedrich besuchte ihn 1234 zu Rieti, und ergriff die Gelegenheit, sich diesen, wie er wohl erfahren, auf jeden Fall furchtbaren Feind durch einen Dienst verbinden zu können. Er unterstützte ihn nachdrücklich mit deutschen Truppen, verlangte aber zu gleicher Zeit, daß er die lombardischen Angelegenheiten, deren Entscheidung er ihm schon früher übertragen hatte, schleunig vermitteln möge, und versprach nochmals, sich seinem schiedsrichterlichen Urtheile zu unterwerfen. Wirklich ermahnte Gregor die Lombarden ernstlich, nicht länger zu zögern. Endlich ging eine Erklärung der Städte ein, daß sie die Vermittelung des Papstes auf die verlangte Weise annähmen. Indeß hatten die Treulosen schon geheime Unterhandlungen mit dem römischen Könige Heinrich eröffnet, der im Begriff war, wider seinen Vater aufzustehen, und schlossen, zwei Monate nachdem sie jenes Schreiben an den Papst erlassen, einen Vertrag mit ihm, in welchem sie sich anheischig machten, ihn anzuerkennen.

Der junge König, der in seines Vaters Abwesenheit Deutschland verwaltete, hatte sich einer ausschweifenden Lebensweise und schlechten Rathgebern hingegeben. Die väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen, die er sich dadurch zuzog, nahm er mit Unwillen auf, und öffnete sein Ohr Schmeichlern, in der Mehrzahl Staufischen und Reichs-

Ministerialen, die ihm vorstellten: „Deutschland leide durch die Abwesenheit seines Herrschers, und der Kaiser solle ja nach den Aussprüchen des Papstes nicht zugleich in Deutschland und in Sicilien herrschen. Heinrich sorge daher nur für das Beste des Staats und der Kirche, wenn er sich unabhängig mache." Schon, als der Reichstag nach Ravenna berufen ward, gelangten Klagen über das Regiment des Königs an seinen Vater, den Kaiser; es hatte danach eine Zusammenkunft statt, in der Heinrich versprechen mußte, sich zu bessern und einzelne Fürsten eine Garantie für ihn übernehmen. Aber er trieb es von jetzt an nur um so ärger, verfeindete sich die Mehrzahl der deutschen Fürsten, stellte sich auf die Seite der rheinischen Städte, die mit den Bischöfen, den Stadtherren, im Streit waren, ja er scheint sogar die Ketzerverfolgungen, die von den Dominikanern ausgingen, als eine Geldquelle benutzt zu haben; die Anhänger des Kaisers überzog er mit Krieg. Daß der Papst die Bestrebungen Heinrich's gefördert habe, ist nicht zu erweisen; er trat im Gegentheil als Widersacher desselben auf und entschied damit die Haltung der deutschen Bischöfe. Auf einem Reichstage zu Boppard 1234 erforschte der König die Gemüther und warf nun die Maske ab; er trat jetzt offenkundig als Empörer auf und knüpfte Unterhandlungen mit den Lombarden an, die ihm huldigten. Die bedeutendste Unterstützung fand er bei dem schwäbischen und fränkischen Adel; die Fürsten aber, die Prälaten und die meisten Städte blieben dem Kaiser treu. Im Frühjahr 1235 brach Friedrich nach Deutschland auf, ohne Heer, nur von seinem zweiten Sohne Konrad und Hermann von Salza begleitet, aber „mit einem großen Schatze". Heinrich hatte zuerst die Absicht, einen verzweifelten Kampf auf Schloß Trifels zu beginnen, aber bald unterwarf er sich auf Gnade oder Ungnade. In Worms, wo der Kaiser im Julius 1235 einzog, ward über ihn entschieden. Er ward gefangen gesetzt, nachdem er noch einmal einen Versuch gemacht hatte, sich zu widersetzen, und nach Heidelberg geschickt. Später, als er nach Italien gebracht war, wurde die Haft noch strenger. Im Jahre 1242 ist er in Martorano gestorben und zu Cosenza beerdigt. Von seinen beiden Söhnen wird der jüngere in der Geschichte jener Zeit gar nicht wieder erwähnt, der ältere starb schon 1251. Bei Heinrich's Tode erließ der Kaiser ein Rundschreiben, in welchem er sagte: „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte Derjenigen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten."

Auf das traurige Geschäft der Bekämpfung seines eigenen Sohnes

ließ Friedrich ein fröhlicheres folgen. Schon längst wieder Wittwer, hielt er durch deutsche Gesandte im Februar 1235 um eine dritte Gemahlin, die Prinzessin Isabelle, Schwester des englischen Königs, Heinrich's III., an. Nach Ostern kamen der Erzbischof von Köln und der Herzog von Brabant mit zahlreicher Begleitung nach London, um sie nach Deutschland abzuholen. Ihr Zug durch die reichen niederländischen Städte war ein unendliches Fest. In Köln holten sie zehntausend Bürger auf schönen Rossen und in prächtiger Kleidung ein. Alle Straßen waren herrlich geschmückt und voll von Menschen; besonders ergötzlich aber war der Anblick künstlicher Schiffe, die gezogen von mit Purpurdecken verborgenen Pferden sich rudernd weiter zu bewegen schienen. Da die Fürstin ihren Schleier abnahm, um besser gesehen zu werden, und freundlich den Zurufenden dankte, priesen Alle ihre Schönheit und Herablassung, und weissagten Glück in der Ehe und eine zahlreiche Nachkommenschaft. Auch die Vermählung, die zu Worms vom 20. Julius an vier Tage lang durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art gefeiert ward, gab einen Beweis von der Prachtliebe, dem Wohlstand und dem Kunstfleiß jener Zeiten und Gegenden.

Von Worms ging der Kaiser nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage; „seit der Herrlichkeit des Reichsfestes vom Mai 1184 hatten die Mainzer nicht so viel Fürsten und Herren versammelt gesehen; man zählte fünfundsiebzig Fürsten und bei zwölftausend Ritter. Der Eid- und Friedensbruch des Königs Heinrich wurde zur öffentlichen Kenntniß gebracht". Otto, der Enkel Heinrich's des Löwen von dessen Sohne Wilhelm, übergab die braunschweigschen und lüneburgschen Lande, sein Erbeigenthum, dem Kaiser, und empfing sie als ein Herzogthum und ein für Söhne und Töchter erbliches Reichslehn zurück. So war der alte Hader zwischen Staufen und Welfen geschlichtet. Den wichtigsten Gegenstand der Berathungen bildete jedoch der Landfrieden und die Bestätigung und Erweiterung mehrerer, schon einige Jahre zuvor erlassenen Gesetze zu Gunsten der geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Streben nach Unabhängigkeit allerdings in den Zeiten Philipp's und Otto's mächtig gefördert war und jetzt kaum mehr zurückgedrängt werden konnte. Durch andere Verordnungen suchte Friedrich die Freiheiten der Städte in bestimmte Schranken zurückzuweisen, um eine der lombardischen ähnliche Entwickelung in Deutschland zu unterdrücken. Das eigenmächtige Zusammentreten von Gemeinderäthen, Anstellung von Beamten, Bildung von Genossenschaften, Aufnahme fremder Leibeigenen in derselben Weise, wurde untersagt und, wo es bereits geschehen war, wieder auf-

gehoben. Doch nahmen die Städte des Reiches, Goslar, Lübeck, Frankfurt, Oppenheim, Wetzlar, Nürnberg, Ulm, Constanz, nicht eingeengt durch drückende Herrenrechte, seit dieser Zeit einen blühenden Aufschwung. Ueber den Landfrieden wurde festgesetzt, daß jeder seine Sachen vor Gericht bringen solle; nur wenn er hier kein Recht finde, dürfe er sich zur Wehr setzen; doch müsse er die Fehde ansagen lassen, und die befriedeten Tage halten. Einen Mittelpunkt erhielt das Gerichtswesen durch die Einsetzung eines Hofrichters (judex curiae), dessen Stellung freilich bei der Gerichtsbarkeit, die die Fürsten hatten, nicht recht klar ist. Alle diese Beschlüsse wurden in einen Reichsabschied, der in lateinischer und deutscher Sprache redigirt war, zusammengefaßt.

Aber so viel Friedrich auch durch seine Organisationen wie in Unteritalien so in Deutschland erreicht zu haben schien: der ganze große Bau blieb unvollendet, wenn und so lange er es nicht erreichte, auch die Lombarden zur Anerkennung seiner Herrscherrechte zu bringen. Er brach mit 1500 Rittern nach Oberitalien auf. Die Vermittelungsversuche des Papstes waren ohne Erfolg geblieben und Friedrich hielt jetzt sein Ansehen in Deutschland und Unteritalien für befestigt genug, um gegen die Widerspenstigen in der Weise seines Ahnen Barbarossa auftreten zu können. Gregor hatte sich seines Theils mit den Römern verglichen und bedurfte nach dieser Seite hin des Kaisers nicht mehr. Unter keiner Bedingung konnte er wünschen, daß dieser sich in Oberitalien ein ähnliches Reich gründe, wie in Apulien. Gern hätte er den Kaiser wieder in eine Schätze und Truppen, auch beim glücklichsten Erfolg, vernichtende Unternehmung im Oriente verwickelt; aber Friedrich erwiederte, daß die Kirche ein weit näheres und größeres Interesse habe, die täglich weiter um sich greifende Ketzerei in den lombardischen Städten zu unterdrücken, wozu er ihr demnächst helfen wolle. Er verlangte von den Lombarden, daß sie ihn als Oberhaupt erkennen, ihm Treue schwören, die Regalien zurückgeben und für die letzten Beleidigungen Entschädigung zahlen sollten. Sie schlugen Alles ab und wollten blos den Kostnitzer Frieden bestätigt haben, obgleich sie nach dem Tode Friedrich's I. denselben weit überschritten hatten. Deshalb verlangte der Kaiser eine sichere Grundlage. Er betrachtete jene fast nie gehaltenen Bestimmungen als die Quelle aller Willkür der Städte, welche wiederum in den Forderungen des Kaisers tyrannische Anmaßung sahen. Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler von Mailand, waren kaiserlich; Parma konnte gegen Piacenza gebraucht werden, Modena gegen Bologna. Von den noch übrigen Fürsten und Adelshäuptern war Azzo VII. Markgraf von Este aus Welfischem

Stamme gegen, Ezelin von Romano für den Kaiser. Schon im Jahre 1232 hatte sich Ezelin Verona's bemächtigt, als ihn der Podesta dieser Stadt zwingen wollte, dem lombardischen Bunde beizutreten. Hier empfing er jetzt mit der Ghibellinischen Partei, an deren Spitze die Adelsfamilie der Montecchi stand, den Kaiser im August 1236 mit großen Ehrenbezeigungen. Das lombardische Heer wurde schnell zerstreut, Vicenza erstürmt und Treviso aufs äußerste bedrängt, als der Kaiser mitten im Winter 1236 wieder nach Deutschland zurückkehrte. Er hatte die Absicht, Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen, auch mochte er durch die Erwählung seines Sohnes Konrad zum römischen König die Zukunft des Reiches sichern wollen; überdem verlangte die Ordnung der Verhältnisse nach dem jüngst beendigten österreichischen Kriege seine Gegenwart. Friedrich der Streitbare nämlich, Herzog von Oesterreich, Schwager des abgesetzten Heinrich und der Empörung verdächtig, wegen Bedrückung von seinen Ständen und den Nachbarn angeklagt, war auf mehrmalige kaiserliche Vorladung nicht erschienen und deshalb zu Augsburg in die Reichsacht erklärt worden, deren Vollziehung seinen Nachbarn, dem König Wenceslaus von Böhmen und dem Herzoge Otto von Baiern, anheim gefallen war. Herzog Friedrich hatte zwar anfangs seine Gegner geschlagen; da indessen seine eigenen Lehnsleute nach der Achtserklärung von ihm abfielen, so war sein Land bald bis auf wenige Orte von den mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragten Fürsten erobert worden. Selbst Wien hatte die Thore geöffnet, und der Kaiser konnte in dieser Stadt im Januar 1237 seinen Hofhalt nehmen. Der Kaiser zog Oesterreich und Steiermark zum Reiche, bestätigte den Ständen des Landes ihre Privilegien und erklärte Wien zum Lohn für seine freiwillige Unterwerfung zur Reichsstadt. Das übrige Land wurde durch kaiserliche Statthalter verwaltet, bis es später dem Herzog Friedrich durch thätige Unterstützung des Kaisers in Italien gelang, des Letztern Gnade und mit derselben alle seine Besitzungen wieder zu erhalten.

Jenes rasche Strafgericht erhöhte Friedrich's II. Ansehen in Deutschland ungemein. Er berief die Fürsten nach Speier (1237), wo die schon zu Wien mit dem größten Theile derselben verabredete Wahl seines zweiten Sohnes Konrad feierlich vollzogen werden sollte. Hier zum ersten Male findet sich ein schriftlich abgefaßtes Wahldecret, doch ist von bestimmten Kurfürsten darin noch nicht die Rede, vielmehr heißt es: „Da wir Sigfried der Mainzer, Dietrich der Trierer, und Gerhard der Kölner Erzbischof, Gerbert der Bamberger, Sigfried der Regensburger, kaiserlicher Hofkanzler, desgleichen der Freisinger und Passauer Bischof, Otto,

Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Wenceslaus, König von Böhmen, Heinrich, Landgraf von Thüringen, und Burkard, Herzog von Kärnthen, die wir in dieser Sache die Stelle des römischen Senats eingenommen haben, und die Väter und Lichter des Reichs vorstellen, den gegenwärtigen Kaiser in seiner Nachkommenschaft zu ehren beschlossen haben, und um den Folgen eines Zwischenreiches oder zwistiger Wahl zu begegnen, erwählen Konrad an Heinrich's Stelle wie David nach Saul zum deutschen König und künftigen Kaiser." Die Krönung geschah noch in demselben Jahre. Im September war Friedrich schon wieder in Italien, um seine letzte und schwerste Aufgabe zu lösen.

---

23. Fortgesetzter Kampf in Italien.

(1237 – 1241.)

In Italien hatte indessen Ezelin für des Kaisers und seine eigene Sache gearbeitet. Padua und Treviso hatten sich ihm ergeben*). Jetzt unterwarf sich auch Mantua, und überall schien Friedrich durch sein bloßes Erscheinen den Sieg zu erringen. Seit dem Stoße, welchen die königliche Macht in Deutschland durch den Bürgerkrieg Philipp's und Otto's erlitten hatte, kümmerten sich die Fürsten meistens um die Züge der Kaiser nach Italien nicht mehr, so daß Friedrich wieder nur eine geringe Anzahl deutscher Vasallen mitgebracht hatte. Indeß suchte er sich durch Söldner zu verstärken, und da ihm reiche Hülfsquellen zu Gebot standen, fehlte es nicht an hinreichender Mannschaft. Seine apulischen und deutschen Ritter zeichneten sich durch Pracht der Rüstungen aus. Das Hauptpanier wurde von einem Elephanten getragen, den eine ausgesuchte Schaar von Christen und Saracenen umgab.

Die Lombarden wünschten, es in diesem Jahre (1237) zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, aber Friedrich überraschte sie bei Corte

---

*) Ezelin wurde von dieser Zeit an ein furchtbarer Tyrann. Er glaubte seine Herrschaft bei der losgebundenen Freiheit, Haltlosigkeit, Tücke und Leidenschaftlichkeit des damaligen italienischen Lebens nur durch die größte Grausamkeit befestigen zu können, und wüthete besonders nach des Kaisers Tode in der Lombardei auf schreckliche Weise. Nicht minder frevelten die Städte in einem Rachekriege, in welchem Ezelin (1259) gefangen wurde und umkam.

nuova (27. November) und schlug sie nach hartem Kampfe und tapferer Gegenwehr vollständig. An zehntausend Mann ließen sie auf der Wahlstatt; nur Wenige aus ihrem Heere entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft; auch der Carroccio fiel in die Hände des Siegers, der ihn nach Rom sandte und im Capitol aufstellen ließ. Der Augenblick zur Unterwerfung der ganzen Lombardei war gekommen. Der Kaiser zog in Oberitalien entlang bis nach Piemont, von wo aus er seine Blicke auch auf die Verhältnisse im Königreich Arelat wandte; die Markgrafen von Este und Montferrat fielen ihm zu; auch die meisten Städte öffneten in Folge der Schlacht ihre Thore; nur Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia leisteten noch Widerstand, Alles kam auf die Mailänder an, deren Beispiel die übrigen gefolgt sein würden. Aber Friedrich ging zu weit, indem er Ergebung auf Gnade oder Ungnade verlangte, wahrscheinlich um die Rache Friedrich's I. zum zweiten Mal zu vollziehen. Die Mailänder beschlossen zu sterben. Es war der Wendepunkt im Leben Friedrich's, er vereitelte selbst die Früchte seines Sieges, indem er die Lombarden aufs äußerste trieb; denn niemals ist eine ähnliche Lage der Verhältnisse für ihn wiedergekehrt. Im folgenden Sommer, als Konrad mit Verstärkungen aus Deutschland angekommen war, unternahm der Kaiser zuerst die Belagerung von Brescia. Hartnäckig vertheidigten sich die Bürger, und Friedrich mußte Thaten der Wildheit und Grausamkeit sehen, wie sie Barbarossa vor Crema erlebt hatte. Schon wandten sich Azzo von Este und manche Städte, unter andern Genua, von Friedrich wieder ab. Auch Gregor faßte hierdurch Muth zu neuem Kampfe gegen den übermächtigen Kaiser. Er ermahnte ihn zur Milde gegen die Lombarden; als dies fruchtlos blieb, schloß er sich den Städten wieder näher an und drohte dem Kaiser, daß er die härtesten Maßregeln gegen ihn ergreifen werde, wenn die Angelegenheiten Oberitaliens nicht seinem schiedsrichterlichen Ausspruche anvertraut würden. Ein anderer Grund zum Zwiste wurde Sardinien. Auf den Besitz dieser Insel hatten die Päpste schon seit langer Zeit Ansprüche gemacht, und Gregor war der Erfüllung nahe, als plötzlich die Erbin eines Theiles jener Insel, Adelasia, einem natürlichen Sohne Friedrich's, dem schönen Enzius (d. i. Henzius statt Heinrich), ihre Hand reichte, und dieser sich König von Torre und Galura oder von Sardinien nannte. Auch über diesen Punkt wollte der Kaiser kraft alter Reichsrechte und der Belehnung Bariso's durch Friedrich I. nicht nachgeben, und nun trat Gregor wieder als offener Feind auf. Nachdem er sich vorher noch mit Venedig, welches im apulischen Reiche Eroberungen zu machen hoffte, eng verbunden hatte,

sprach er am Palmsonntage 1239 zum zweiten Mal den Bannfluch über den Kaiser aus. Die Gründe, die er in einem Manifest anführte, waren: daß der Kaiser Sardinien seiner Herrschaft unterwerfe, Kirchengüter im sicilischen Reiche widerrechtlich an sich bringe, alle Anhänger der Kirche feindlich behandle, die Saracenen begünstige, die Rettung des heiligen Landes hintertreibe u. a.

Friedrich ermangelte nicht, diese Vorwürfe des Papstes durch öffentliche Bekanntmachungen abzuweisen und sandte durch die ganze Christenheit Schreiben, in welchen er über das große und unverdiente Unrecht, das ihm geschähe, Klage führte und den Papst heftig angriff. Auch eine Art Flugschrift von einem Anhänger des Kaisers, in der er diesen vertheidigt, ist uns erhalten. Nicht minder heftig antwortete Gregor, und hob besonders Friedrich's Unglauben und Ketzereien hervor. Unter andern versicherte er: „dieser König der Pestilenz behaupte, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend, gestorben sei"*). Friedrich erklärte dagegen, daß er den rechten christlichen Glauben allerdings besäße; was Gregor, „der auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzende und mit dem Oele der Schelmerei gesalbte Pharisäer," gegen ihn vorbringe, seien abgeschmackte Verläumdungen. „Er, blos dem Namen nach ein Papst," fährt der Kaiser fort, „hat uns mit dem aus dem Meere heraufsteigenden Thiere der Offenbarung Johannis verglichen, welches voller Namen der Lästerung sei; wir hingegen behaupten, er selbst sei jenes andere Thier, von welchem ebendaselbst geschrieben steht: und es ging ein anderes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Allein so leicht es auch dem Kaiser wurde, die Gründe seiner Excommunication, welche in der That rein aus der Luft gegriffen waren, und die Vorwürfe über Unglauben und Ketzerei in ihrer Unbestimmtheit zu widerlegen, so verfehlten die päpstlichen Maßregeln doch bei der großen Menge ihre Wirkung nicht, und waren den meisten

*) Daraus hat man späterhin die Behauptung gemacht, Friedrich habe ein Buch de tribus impostoribus geschrieben; auch ist eine solche Schrift wirklich geschmiedet worden. — Die Nachricht über diesen Vorwurf des Papstes findet sich bei dem englischen Mönch Matthäus Paris, der ihn zugleich als eine schamlose Erfindung bezeichnet. Allerdings ist Matthäus Paris ein Feind des päpstlichen Stuhles und Bewunderer Friedrich's, dennoch ist an die Wahrheit der Beschuldigung kaum zu glauben, wie es Böhmer (Reg. Imp. p. 36) in seiner Abneigung gegen die Staufen thut.

Anhängern der Gegenpartei wenigstens als Deckmantel und Vorwand angenehm, wenn sie auch selbst aus ganz andern Motiven handelten, als aus kirchlicher Frömmigkeit und aus Abscheu über die moralische Verworfenheit Friedrich's. Gregor ging noch weiter. Er forderte die deutschen Fürsten öffentlich auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Aber diese antworteten ihm, dem Papst stehe nicht zu, eine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur die Krönung desjenigen, den die deutschen Fürsten gewählt hätten, zu vollziehen; die Bischöfe mahnten wenigstens, daß er sich mit dem Kaiser vertragen möchte, um kein Aergerniß zu geben. Als seine Absicht hier fehlgeschlagen war, wandte er sich nach Frankreich, und schrieb an den König und die Barone jenes Reiches: „er habe den Kaiser wegen seiner weltkundigen Verbrechen abgesetzt, und den Grafen Robert von Artois, des Königs Bruder, zum Nachfolger bestimmt." Ludwig IX. von Frankreich erwiederte: „nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen höhern über sich hat, unüberführt verdammen und absetzen? Hätte Friedrich es verdient, so könnte dies doch nur vor einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen. Wegen seiner Vergehungen darf man den Angaben seiner Feinde, und folglich auch des Papstes, nicht trauen. Er ist gegen Uns ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Wir werden unser Blut nicht gegen einen Fürsten verschwenden, dem so große Macht, noch mehr aber die Gerechtigkeit seiner Sache zur Seite steht." Seinerseits war der Kaiser gleich thätig. Die Geistlichen im sicilischen Reiche, welche den Gottesdienst nicht ferner halten wollten, wurden mit schweren Steuern belegt, und die Mönche von Monte Cassino, die im Vertrauen auf ihr festes und unzugängliches Kloster den Bann des Kaisers öffentlich bekannt machten, wurden belagert, ausgehungert und dann aus dem Lande gejagt, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Indeß hatte Friedrich die Belagerung von Brescia ohne Erfolg aufheben müssen, und die Streitigkeiten mit der Kirche wirkten lähmend auf seine ferneren Unternehmungen in der Lombardei. Er mußte die Fortsetzung des Krieges in diesen Gegenden seinen Anhängern überlassen und wendete sich, während sein tapferer und kluger Sohn, der König Enzius, die Mark Ancona eroberte, nach dem Kirchenstaate (1240), bemächtigte sich mehrerer Städte, und setzte den Papst in große Furcht; denn auch die Römer zeigten Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Von seinen Bundesgenossen abgeschnitten, nahm der unbeugsame Gregor zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Er hielt einen feierlichen Umzug an der Spitze der römischen Geistlichkeit unter Vor-

tragung der Häupter der Apostel Petrus und Paulus, und forderte Alle auf, die Waffen zu ergreifen. Seine feurige Rede machte tiefen Eindruck, und es sammelte sich eine solche Macht um ihn, daß im Innern der Stadt die kaiserliche Partei nichts wagte, und auch Friedrich selbst nicht weiter vorrückte. Dieser begab sich vielmehr nach Apulien, um ein neues Heer aufzubringen, und ließ alle Widerspenstigen und päpstlich Gesinnten mit großer Strenge bestrafen.

In seinen früheren Klagen über den Papst hatte der Kaiser mehrere Male eine allgemeine Kirchenversammlung verlangt und von ihr die Abstellung der vorhandenen Mißbräuche erwartet. Gregor, der früher darauf nicht hatte eingehen wollen, um seine monarchische Stellung nicht zu gefährden, glaubte jetzt, wo er sich der kaiserlichen Macht nicht mehr erwehren konnte, von den Geistlichen noch eher Beistand erwarten zu dürfen als von den Laien, und verkündete daher, daß er auf Ostern 1241 eine Versammlung nach Rom berufe, „wegen der schweren Lasten der Kirche." Friedrich aber, der den Papst indeß durch einen neuen Kriegszug und durch die Einnahme von Ravenna, Benevent und Faenza an den Rand des Untergangs gebracht hatte, konnte nunmehr von der Geistlichkeit nur Hemmung seiner Pläne fürchten und erklärte daher sogleich durch Briefe an alle Könige und Fürsten, daß er sich dem Zusammentreten dieser Versammlung, die ohne kaiserliche Einwilligung nicht berufen werden dürfe, widersetzen werde, weil sie keinen andern Erfolg haben könne, als die Kriegsflamme stärker anzufachen, statt den Frieden herbeizuführen. Da sich aber dennoch viele Cardinäle und Bischöfe in Nizza eingefunden hatten, um sich auf einer genuesischen Flotte übers Meer nach Rom zu begeben, weil Friedrich Herr der ganzen Umgegend jener Stadt war, so beschloß er, dieses mit Gewalt zu verhindern. Schnell eilten seine und die pisanische Flotte, von Enzius und dem Admiral Ansaldo de Mari geführt, herbei, und griffen die genuesischen Schiffe bei Meloria an. Nach einem hitzigen und hartnäckigen Treffen siegten die Kaiserlichen, und mit dem größten Theil der genuesischen Flotte fielen alle darauf befindliche Geistlichen in ihre Hände (1241). Um diese Zeit waren die weltverwüstenden Mongolen, wie weiter unten erzählt werden wird, bis nach Deutschland und Ungarn gedrungen; aber so laut auch das Geschrei um Hülfe an Papst und Kaiser ertönte, die beiden Häupter der Christenheit dachten auch bei der allgemeinen Gefahr derselben nicht an Versöhnung; höchstens schrieb der junge König Konrad ein Aufgebot der deutschen Fürsten zur Abwehr aus, das aber auch nicht zusammenkam. Vielmehr rückte Friedrich nach seinem Seesiege wieder

erobernd im Kirchenstaate vor, und nahm sämmtliche noch Widerstand leistenden Städte, unter andern auch die Burg Monteforte, welche der Papst für seine Verwandten erbaut hatte. Rom war rings umschlossen, so daß Gregor gezwungen wurde, gegen seine Gewohnheit während der Hitze des Sommers in der ungesunden Stadt zu verweilen. Die giftigen Dünste, wie die vielen und schweren Schläge führten den Tod des fast hundertjährigen, bis zuletzt ungebrochenen Greises herbei. Er starb den 21. August 1241.

---

24. Innocenz IV.

Die Cardinäle wählten Cölestin IV. zu seinem Nachfolger, allein dieser schwächliche Greis überlebte seine Wahl nur wenige Wochen. Friedrich hielt unterdessen den Kirchenstaat besetzt, und befestigte sein Ansehen im ganzen mittleren Italien immer mehr. In die Papstwahl mischte er sich nicht; auch hinderte er sie nicht, obwohl er zwei Cardinäle, die dazu mitzuwirken hatten, noch längere Zeit gefangen hielt; sie verzögerte sich einundzwanzig Monate lang. Die Cardinäle waren mit den Römern im Streit, keiner gönnte dem andern die päpstliche Krone; auch wollten sie die aus der langen Erledigung entstehende Verwirrung dem Kaiser gern zur Last legen. Friedrich war mit der ganzen Kirche zu sehr zerfallen, als daß er zu dem alten Mittel der Kaiser, durch die ihnen ergebene Partei einen Papst aufstellen zu lassen, seine Zuflucht hätte nehmen können; vielleicht wäre es ihm am liebsten gewesen, wenn überhaupt keiner zu wählen gewesen wäre; jetzt erließ er wenigstens nach allen Seiten Schreiben, in denen er darlegte, daß die Verzögerung der Wahl weniger an ihm als an den Cardinälen liege. So wurde denn endlich zu Anagni am 25. Junius 1243 der Genueser Sinibald Fiescho aus dem Hause der Grafen von Lavagna, der den Namen Innocenz IV. annahm, auf den apostolischen Stuhl erhoben.

Innocenz war ein in der Theologie und Jurisprudenz wohl unterrichteter Mann, der bei manchen schwierigen Verhandlungen sein großes Talent offenbart hatte. Er gehörte einer Familie an, die bisher dauernd auf Ghibellinischer Seite gestanden hatte, und in der That hatte er bis zu seiner Erwählung sich dem Kaiser wohlgesinnt und freundlich gezeigt. Allein schon, daß er den Namen des großen Innocenz annahm, bewies in welchem Sinne er sein Amt zu führen und den Streit mit dem Kaiser

zu schlichten gedachte; und bald hatte Friedrich, der zuerst seine Erhebung erfreut nach Deutschland gemeldet, Veranlassung auszurufen: „ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe, und einen feindlichen Papst wiederfinde! Kein Papst kann Ghibelline sein!" Indeß versuchte er es, seinen Frieden mit ihm zu machen, und knüpfte zu diesem Behufe Unterhandlungen an. Der Papst, bedrängt durch des Kaisers Nähe, zeigte dem Scheine nach alle mögliche Bereitwilligkeit, um so mehr, da Friedrich, der sich von Herzen nach dem Ende dieses lästigen Zwistes sehnte und eben noch eine schwere Niederlage vor Viterbo erlitten hatte, zuletzt Vorschläge that, die der Papst nicht mit Ehren zurückweisen konnte. Er wollte alle Schäden ersetzen, seine Verachtung des Bannes durch Kirchenstrafen büßen und den Stuhl zu Rom in geistlichen Dingen als das Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten anerkennen (1244).

Allein wer sollte mit der Vollziehung des neuen Vertrages den Anfang machen? Innocenz fürchtete, der Kaiser werde, sobald er in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen sei, die Bedingungen nicht pünktlich erfüllen, und Friedrich verlangte vor Allem die Aufhebung des Bannes. Auch über die lombardischen Angelegenheiten erhob sich neuer Zwist. Der Papst beschloß also, sich eher mit List aus seiner schlimmen Lage in Rom zu ziehen. Indem er scheinbar auf dem Wege zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser begriffen war, eilte er verkleidet und in der größten Stille nach Civitavecchia, wo seine Landsleute, die Genueser, Schiffe für ihn bereit hielten. Als der Kaiser in Pisa Nachricht von der Flucht des Papstes erhielt, rief er bestürzt aus: „Es stehet geschrieben, der Gottlose entrinnet und Niemand verfolgt ihn." Innocenz segelte indeß nach Genua und begab sich von dort nach dem damals fast unabhängigen Lyon, welches er am 2. December 1244 erreichte. Sobald er sich hier freier fühlte, änderte er seine ganze Stellung zum Kaiser und schlug nun mit der entschlossenen Härte und anmaßenden Gewaltsamkeit, die selbst die Gegner Friedrich's an ihm tadeln, einen neuen Weg ein, der zur völligen Demüthigung des Kaisers führen sollte. Er berief die allgemeine Kirchenversammlung, welche Gregor in Rom zu halten verhindert worden war, nun nach Lyon und erneuerte im Voraus den Bannfluch des Kaisers. Die Empfindungen des Volks und selbst der Geistlichen waren dabei verschieden. Ein Pfarrer in Paris sprach zu seiner Gemeinde: „daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiemit

gegen den, auf dessen Seite die Schuld ist; dem Unschuldigen gebe ich die Absolution." Der kühne Redner ward für seine Freimüthigkeit vom Papste bestraft, Friedrich aber machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Zu Johannis 1245 fanden sich die Prälaten Spanien's, England's, Frankreich's und der Lombardei zu Lyon ein; selbst aus Palästina war einer gekommen. Aus Deutschland und Ungarn erschienen wenige. Man sah gegen hundertundvierzig Erzbischöfe und Bischöfe beisammen. Von Seiten des Kaisers war der Großrichter von Sicilien, Thaddäus von Suessa, zugegen. Am Montag nach Johannis (oder nach anderer Berechnung Mittwoch, den 28. Juni) ward das Concilium eröffnet. In der zweiten Sitzung erhob sich der Papst nach beendigtem Gottesdienst, und sprach: „o ihr, die ihr vorübergehet, gebet Acht und sehet, ob ein Schmerz gleich sei dem meinigen. So wie Christus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, so bin auch ich von fünffachem Schmerze durchdrungen. Zuerst verheeren die Mongolen mit wilder Grausamkeit christliche Länder, dann widerstreben die Griechen noch immer der allgemeinen Mutterkirche zu Rom, drittens nehmen die Ketzereien vor Allem in den lombardischen Städten überhand, viertens beherrschen die gottlosen Horden der Chowaresmier die heiligen Stätten, aber den fünften Schmerz trage ich um den Kaiser und dessen fürchterliche Verbrechen (enormitates)." Die letzteren zählte er danach einzeln auf. Da hörte man alle die alten Beschuldigungen wieder, daß er ein Ketzer, ein heimlicher Mohammedaner, ein Gotteslästerer sei, daß er mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geschlossen, Saracenen in seine Städte und Heere aufgenommen, seine Eidschwüre gebrochen, Geistliche gemißhandelt u. dgl. Thaddäus von Suessa nahm hierauf das Wort, und rechtfertigte den Kaiser beredt und bündig. Allein er bewirkte dadurch nichts, als eine Frist von zwölf Tagen, damit Friedrich persönlich erscheinen und seine Vertheidigung selbst führen könnte. Es war aber zu klar, daß Innocenz mit Hülfe der versammelten Väter der Kirche den Kaiser nur verderben, keinesweges aber Recht und Gerechtigkeit üben wollte. Friedrich verkannte diese Lage der Dinge nicht, und sah deutlich voraus, daß sein Auftreten vor dem Concilium nur mit Herabwürdigung für ihn enden könne. Er begnügte sich deshalb, Gesandte mit unbeschränkten Vollmachten abzusenden. Ehe diese in der kurzen Zeit Lyon erreichen konnten, eröffnete Innocenz, der indeß Alles aufgeboten hatte, die Mehrzahl der Prälaten zu gewinnen, an dem bestimmten Tage (17. Juli 1245) die dritte Sitzung und schritt zur schließlichen Verhandlung über die Sache des Kaisers. Vergebens rief Thaddäus laut: „ich appellire von dieser Kirchenversammlung, auf

welcher so viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere unparteiische Versammlung; ich appellire von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten Papst, an den künftigen, milder und christlicher gesinnten!“ In diesem Augenblicke, wo Innocenz zum Aeußersten schreiten wollte, trat ein Zwischenfall ein, der ihn auf kurze Zeit in Verlegenheit setzte. Wilhelm von Povveria, der Bevollmächtigte England's, erhob nachdrückliche Klage über die ungeheuren Bedrückungen, welche von den päpstlichen Gesandten die englische Kirche zu erleiden gehabt hätte. Mit großer Geschicklichkeit beseitigte der Papst diese unbequeme Angelegenheit, brachte die unterbrochene Berathung wieder in Gang und ließ sich nun nicht zum zweiten Male unterbrechen, sondern sprach das Verdammungsurtheil mit aller Feierlichkeit aus. „Wir haben,“ so schloß seine Bulle, „jenen Fürsten, der seiner Ungerechtigkeit halber von Gott verworfen ist, seiner Würden und Ehren beraubt und entsetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue verpflichtet sind, entbinden wir von diesen Eiden, und gebieten aus apostolischer Machtvollkommenheit, daß ihm künftig Niemand mehr gehorche. Wer diesen Befehl verachtet, ist dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die zur Wahl berechtigten Fürsten einen König erwählen; über das sicilische Reich werden wir mit Rath der Cardinäle das Nöthige festsetzen.“ Einen so harten Beschluß über den großen Kaiser verkündete Innocenz ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß der Kirchenversammlung. Während der Verlesung dieses Urtheils hatten die Bischöfe nach dem Gebrauche bei der Aussprechung des Bannfluches, brennende Kerzen in den Händen gehalten, jetzt warfen sie dieselben auf die Erde, daß sie erloschen. Thaddäus verließ bei diesem Auftritt die Versammlung, und rief, sich an die Brust schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Tag des Unheils und Verderbens!“

Friedrich entbrannte bei der Nachricht von seiner Absetzung von gerechtem Zorn, und nahm sogleich die kräftigsten Maßregeln, seine Kronen zu behaupten. Allen europäischen Monarchen öffnete er in ausführlichen Briefen die Augen über des Papstes Anmaßungen, ihre schimpfliche Zinsbarkeit, und ihre Gefahr, einst so wie er herabgewürdigt zu werden. „Ich bin nicht der erste, heißt es unter andern, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und dennoch gehorcht ihr bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde! O hätte eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Phari-

säer ist! Wie oft würdet ihr haben die Schändlichkeiten des römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Glaubt nicht, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigeren, zu dem zurück zu bringen, was sie in der ersten Kirche waren, das heißt, zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte, und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Bei euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien Verschwender und Ketzer vollauf haben. Solchen Leuten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles Ueberflüssige herausgeben und, mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden."

Innocenz IV. war indessen geschäftig, seine Sprüche zur Vollstreckung zu bringen. Dies konnte nur durch Aufwiegelungen in den Ländern des Kaisers geschehen. Im Frühjahr 1246 wurde durch die Gräfin von Caserta, Friedrich's edle und hochgesinnte Freundin, eine Verschwörung apulischer Barone und vornehmer Reichsbeamten entdeckt, deren Zweck die Ermordung des Kaisers und die Besitznahme des sicilischen Reiches für den Papst war. Friedrich eilte von Grosetto, wo er sich damals aufhielt, mit solcher Schnelligkeit nach Apulien, daß den Empörern kaum Zeit blieb, sich in zwei feste Schlösser zu werfen. Die Cardinäle Stephan de Romanis und Rainer Capoccio, von Innocenz mit unbeschränkten Vollmachten gegen den Kaiser zu wirken versehen, hatten den Aufstand unterstützen wollen. Capoccio brach mit einem Heerhaufen in Apulien ein, erlitt aber bei Ascoli eine Niederlage. Die Verschwornen, welche sich bald ergeben mußten, beriefen sich auf päpstliche Befehle. Sie wurden geblendet und hingerichtet. Kaiser und Papst beschuldigten sich wechselweise des Meuchelmordes, und die Erbitterung stieg auf den höchsten Grad.

Es ist nicht zu verwundern, daß in dem gewaltigen Kampfe zwischen den Häuptern der Christenheit auch die innern Schäden der Kirche zeit-

weise offen zu Tage traten. Wie in Deutschland und England die bitterste Klage über die Geldgier und Habsucht der päpstlichen Legaten schon seit lange geführt wurde, so erhob sich in Frankreich besonders unter dem Adel gegen die gegenwärtige Haltung der Kirche eine bedenkliche Bewegung, die, vielleicht gestützt und angeregt von den zahlreichen Rundschreiben des Kaisers, nichts geringeres anstrebte als ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Gestalt der Kirche. Innocenz wußte hier zu rechter Zeit einzubiegen und nachzugeben, um so mehr, da König Ludwig IX., eifrig mit den Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge beschäftigt, das Ende des Streites mit dem Kaiser sehnlichst herbeiwünschte. Desto eifriger war der Papst, den Kaiser in Deutschland zu verderben. Hier rief er jeden frommen Christen zur Theilnahme an der Rechtsvollstreckung auf. In die Fürsten drang er, einen neuen Kaiser zu wählen, wozu er Geld und andern Beistand versprach. Endlich ließen sich die geistlichen Stände, voran die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die schon seit einiger Zeit ganz auf die Seite des Papstes übergetreten waren, dazu bereit finden, und auf deren Zureden nahm zuletzt der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Beinamen Raspe, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten," das Reich wirklich an. Er ward zu Hochheim bei Würzburg am 22. Mai 1246 von den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln und Bremen, und den Bischöfen von Würzburg, Naumburg, Speier und Straßburg gewählt, und bald darauf zu Aachen gekrönt. Erpressungen der päpstlichen Legaten in England, Frankreich und Spanien setzten Innocenz in den Stand, ihm große Summen zur Bestechung der weltlichen Fürsten und zur Ausrüstung eines Heeres übersenden zu können. Zugleich predigten die Bettelmönche das Kreuz gegen Friedrich, versprachen Allen, die die Waffen gegen ihn ergreifen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden; ja Bischof Philipp von Ferrara, das Hauptwerkzeug zur Erhebung Heinrich's, den Innocenz nach Deutschland geschickt hatte, mit der Vollmacht „zu pflanzen und auszureißen, zu bauen und niederzustürzen, wie es ihm Gott eingeben würde," ließ bekannt machen, daß, wer nur seine Predigten anhören würde, mit zwanzig bis vierzigtägigem Ablaß und mit Befreiung von jeder Kirchenbuße belohnt werden solle. Durch alle diese Mittel sammelte Heinrich ein ansehnliches Heer um sich. Des Kaisers Vasallen und Dienstmannen in Deutschland suchte man ebenfalls durch Geld treulos zu machen; zwei schwäbische Grafen erhielten sechstausend Mark vom Papste, nebst dem Versprechen, das Herzogthum Schwaben unter sich theilen zu dürfen. Als Konrad am 24. Julius bei Frankfurt

am Main den Landgrafen, welchen das Volk spottweise den Pfaffenkönig nannte, angriff, gingen die beiden Verräther mit zweitausend Reitern und Schützen zu ihm über. In dieser Verwirrung ergriff zuletzt auch Konrad's noch übriges Heer die Flucht, und er selber mußte sich in das feste Frankfurt werfen. Bald aber erholte er sich wieder, als neues Kriegsvolk aus Lothringen und Burgund zu ihm stieß und er an dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Baiern, der sich früher zur päpstlichen Partei geneigt, jetzt aber seine Tochter Elisabeth an Konrad verheirathet hatte, einen über Erwarten entschlossenen Freund fand. Die Städte blieben fast alle den Hohenstaufen treu. An ihren Mauern scheiterte Heinrich's Glück. Nachdem er Reutlingen und Ulm lange vergeblich belagert hatte, ward er bei der letztern Stadt von dem zum Entsatz herbeirückenden Konrad so völlig geschlagen, daß er das Feld nicht mehr halten konnte. Das Jahr darauf (17. Februar 1247) starb er machtlos und ohne Erben auf der Wartburg.

---

25. Friedrich's letzte Anstrengungen.

(1247 — 1250.)

Auf seinem Plane, den Kaiser völlig zu stürzen, fest beharrend, wies Innocenz alle Anträge desselben zurück. Ein nochmaliger Vermittlungsversuch Ludwig's IX. von Frankreich blieb wiederum fruchtlos. „Wie der Papst in Italien seinen Einfluß und seine Schätze rücksichtslos zum Nutzen seiner Familie verwandte, so häufte er gegen seine Anhänger ungescheut Forderungen auf Forderungen," mittels deren er in Deutschland seine Zwecke zu erreichen strebte; was durch Erpressungen im ganzen Abendlande oder durch Anleihen in die päpstliche Schatzkammer floß, davon wurde ein großer Theil in Deutschland gegen die staufische Partei verwendet. Ganze Schaaren von Bettelmönchen strömten von Lyon in die Staaten des Kaisers, die Völker aufzuwiegeln. Selbst an den König Konrad wagten sie sich, um ihn zur Empörung gegen seinen eigenen Vater zu reizen. Ein Cardinal ging sogar nach Norwegen, um dem König Hakon die deutsche Kaiserkrone anzubieten. „Ich will zwar alle Feinde der Kirche, aber keineswegs alle Feinde des Papstes bekämpfen," war die Antwort des Normannen.

In der Lombardei waren nach Gregor's Tode die Ghibellinen eine Zeit lang im Vortheil gewesen, aber bald stellte Innocenz durch Geld=

sendungen und durch die Thätigkeit seiner Legaten das Gleichgewicht wieder her, die Versuche der kaiserlichen Feldherren auf Genua, vor und nach der Schlacht bei Meloria, scheiterten an der Tapferkeit der Bürger. Indeß behauptete sich Ezelin im östlichen Oberitalien mit unerbittlicher Grausamkeit in seinen Plätzen, gegen alle Verschwörungen und Angriffe der Guelfen, und in den mittleren Gegenden unterstützte Enzius von Parma aus die Ghibellinen und hielt die Städte der kaiserlichen Partei in Gehorsam. Friedrich selbst hatte Viterbo vergeblich belagert und bei dem letzten Sturme, wie erwähnt, eine harte Niederlage erlitten. Als der Aufstand in Apulien unterdrückt worden war, brachte er ein neues Heer aus seinen Erbstaaten zusammen und zog über Pisa (1247) nach Turin herauf, um den Papst in Lyon zu ängstigen oder in seine Gewalt zu bringen, als ihn ein unerwarteter Vorfall nöthigte, diesen Plan aufzugeben. König Enzius hatte eben Parma verlassen und belagerte eine Burg der Brescianer, als die vertriebenen Guelfen von Parma einen plötzlichen Angriff auf ihre Vaterstadt machten und sich derselben glücklich bemächtigten (16. Juli 1247). Aus Mantua und Piacenza kam sogleich Kriegsvolk, und der Legat Gregor von Montelungo, welcher schon seit acht Jahren die Seele aller Unternehmungen der Lombarden gegen Friedrich gewesen war, führte persönlich 1000 Ritter aus Mailand herbei. Enzius wendete sich mit den Cremonesen gegen die vereinigten Guelfen, allein der Angriff mißglückte, und er sah sich gezwungen, die Ankunft seines Vaters zu erwarten. Alles verkündete, daß sich der ganze Krieg um Parma zusammendrängen würde. Bologna, Ferrara, Genua, der Markgraf Azzo von Este waren thätig zur Unterstützung der Stadt; dagegen stießen Enzius und saracenische Haufen aus Apulien zum Kaiser. Feste Mauern waren der Kriegskunst jener Zeiten fast unbezwinglich. Auch diesmal zog sich die Belagerung in die Länge. Als der Winter herannahte, erbaute Friedrich, um die Einschließung nicht aufheben zu müssen, eine förmliche Stadt dicht neben Parma, die er, im sichern Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, Vittoria nannte. Aber nachdem er bis in die Mitte des Februar des Jahres 1248 darin ausgehalten, und der Hoffnung, die Belagerten endlich zur Uebergabe zu zwingen, immer näher gekommen war, vereitelte ein Zufall alle seine Aussichten. Denn als er eines Tages auf der Falkenjagd entfernt war, und die Seinen sorglos ruhten, machten die Parmenser einen Ausfall, überwältigten die Belagerer nach einem heftigen Gefecht, und vernichteten mit Vittoria alle bisherigen Anstrengungen des Kaisers. Dieser unglückliche Schlag war für die italienischen Angelegenheiten entscheidend.

Als ob das Schicksal selbst des Papstes Worte erfüllen wollte, brach auch in Deutschland der Aufruhr von Neuem aus. Nicht nur daß das Aussterben dreier bedeutender Häuser, der Landgrafen von Thüringen, der Herzöge von Meran und derer von Oesterreich, das Land zerriß, und daß die bisher der staufischen Partei treuen Reichsministerialen abzufallen begannen; Innocenz hatte auch nicht eher geruht, als bis er einen Nachfolger Heinrich Raspe's aufgefunden hatte. Dies war der kaum zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland. Gelockt von dem Königstitel und im Vertrauen auf die Macht seines Oheims, des Herzogs von Brabant, und seiner Vettern, des Erzbischofs von Köln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht, wagte er sich auf die schlüpfrige Bahn. Die Schätze und Versprechungen des Papstes erkauften ihm viele Stimmen, und so ward er wirklich schon am 3. October 1247, durch das unermüdliche Betreiben der päpstlichen Legaten, von einer Anzahl meist geistlicher Fürsten zu Neuß oder zu Woringen zum römischen König gewählt, worauf ihm Papst Innocenz sogleich dreißigtausend Mark Silbers übersandte. Die großen Reichsfürsten hielten sich still, die reichen Städte sperrten ihre Thore; gegen Aachen, das dem neuen König standhaft den Einzug verweigerte, ward sogar das Kreuz gepredigt, und erst nachdem die Belagerung dreizehn Monate gedauert hatte, konnten die Bürger, durch einen von friesischen Kreuzzüglern erbaueten hohen Damm bedroht, bewogen werden, die Krönung zu gestatten. Innere Kriege und Fehden zerrütteten damals das Reich an allen Enden. König Konrad fand nicht nur keine Hülfe, um Aachen entsetzen zu können, sondern wurde sogar aus den schwäbischen Erblanden, welche die päpstliche Partei im Aufstande erhielt, nach Baiern getrieben. Doch konnte auch Wilhelm keine Fortschritte machen.

In Italien traf den Kaiser ein Unfall nach dem andern. Sein trefflicher Sohn Enzius, der an Tapferkeit, edler Sitte und Schönheit vor allen Rittern strahlte, wurde in einer Schlacht bei Fossalta (1249) von den Bolognesern gefangen genommen, die den erst vierundzwanzig Sommer zählenden Heldenjüngling triumphirend in ihre Stadt brachten, und trotz aller Anerbietungen des tiefbetrübten Vaters bis an sein Ende, noch zweiundzwanzig Jahre, mit plebejischer Freude in Gewahrsam hielten. Nicht weniger Schmerz mußte den Kaiser ergreifen, als schwere Anklagen des Verraths gegen den Kanzler Peter von Vinea erhoben wurden, einen Mann, den er durch seine Gunst aus niedriger Stellung zu hohen Ehren erhoben, den er zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften gebraucht und bisher für seinen vertrautesten Freund gehalten hatte. Peter

wurde verhaftet, und nahm sich wahrscheinlich im Gefängnisse selbst das Leben. Es ruht ein großes Dunkel auf dieser Begebenheit; auch die neueren Forschungen haben kein Licht in dasselbe gebracht *); vielleicht ist der Kanzler eben so wenig von aller Schuld freizusprechen, als der argwöhnisch gestimmte Kaiser von der Geneigtheit, den Feinden Peter's sein Ohr zu öffnen. Petrus de Vinea war übrigens der letzte seiner näheren Freunde; denn Thaddäus von Suessa war bei der Vertheidigung von Vittoria gefallen.

Die durch Anstrengung und Unglück schon geschwächte Gesundheit Friedrich's wurde von allen diesen Leiden heftig angegriffen, und eine entkräftende Krankheit hemmte eine Zeit lang seine Thätigkeit fast ganz. Kaum aber war er nur einigermaßen wieder hergestellt, als er sich von Neuem zur Fortsetzung des großen Kampfes ermannte. In Toscana und dem Kirchenstaat war er noch immer der Stärkere. Seine Erbstaaten hatten noch keinen Feind gesehen und bereicherten sich durch den blühendsten Handel mit den Saracenen, selbst bis nach Indostan und Ceylon hin. In der Lombardei trat statt des verlornen Parma dessen Nebenbuhlerin Piacenza auf des Kaisers Seite und that den Parmensern, so wie Cremona den Mailändern, großen Abbruch. Die Stadt Lyon war des langen Aufenthalts des Papstes dort überdrüssig, die Könige von Frankreich und England, zu denen sich Innocenz deshalb begeben wollte, lehnten seinen Besuch ab, und die Römer drohten einen andern Papst zu wählen, wenn er nicht bald zu ihnen zurückkehre. Aber nicht lange erfreute sich der Kaiser dieses Hoffnungsschimmers. In Firenzuola (Fiorentino), in der Nähe von Luceria, ward er von einer ruhrartigen Krankheit befallen, und starb am 13. December 1250 in den Armen seines Sohnes Manfred, des geliebtesten seiner Kinder, nachdem er sich durch alle Kirchengebräuche dazu vorbereitet hatte. Er stand damals im sechsundfunfzigsten Jahre. Sein Grabmal wird noch heute in Palermo gezeigt.

Das Aeußere dieses geistvollen Mannes entsprach seinem Innern vollkommen. Er war von ebenmäßigem, mittlerem Wuchs, blond, von hoher Stirn und bedeutenden Zügen; ein Freund des weiblichen Geschlechts, vielleicht mehr als die Gebote der Sittlichkeit zuließen, und aller Lebensgenüsse; aber auch Liebhaber, Beförderer, Kenner, ja Meister der Künste und Wissenschaften. Durch seine Sorgfalt entstanden in Neapel und Capua die ersten Kunstsammlungen. Er verstand sechs Sprachen,

*) v. Raumer a. a. O. Bd. IV. S. 134, und Leo, Vorlesungen III, 554.

die Sprachen der in seinem Reiche wohnenden Völker, und schrieb unter andern ein Buch über die Natur und Wartung der Vögel, welches von umfassender Kenntniß und Gründlichkeit zeugt. Auch ließ er zur Beförderung naturgeschichtlicher Kenntnisse zuerst fremde Thiere aus dem Orient kommen. Er war ein glücklicher Dichter; von seinem Hofe aus verbreitete sich die Pflege und Liebe der italienischen Nationalpoesie. In den schönsten Gegenden seines sicilischen Reiches ließ er herrlich geschmückte Paläste aufführen. So oft er daselbst Hof hielt, um der Regierungssorgen zu vergessen, umgab ihn jeder Schmuck des Lebens, Pracht, Ergötzlichkeit und die das Gemüth erheiternde und emporhebende Kunst. Kurz, auf welche Richtung menschlicher Thätigkeit wir auch unsern Blick werfen, es fehlt keine in diesem überreichen Leben, dessen vielseitige, anregende Thätigkeit unsere Bewunderung um so mehr verdient, da harte Kämpfe und schwere Schläge des Geschicks so tiefe und düstere Schatten darauf warfen. Er war seinem Vater Heinrich ähnlich in der feinen Beobachtung der Dinge wie der Menschen, in der Fähigkeit große politische Gedanken zu erfassen und consequent festzuhalten, er übertraf ihn in der Kunst, sich selbst zu beherrschen; aber hinter dem Ahn Friedrich I., an den sonst sein äußeres Erscheinen erinnerte, stand er doch darin zurück, daß er leidenschaftlicher und, vielleicht wegen seiner großen Menschenkenntniß, zu sehr zu Mißtrauen geneigt war. Wie herrlich hätten sich seine hervorragenden Anlagen entwickeln können, wenn seine Erziehung von den Eltern, nicht von fremder Hand geleitet gewesen wäre.

Wenn Friedrich im Anfange seiner Regierung den Forderungen der Päpste, Innocenz III. und Honorius, Sicilien aufzugeben, nicht nachkam, so geschah es, weil er dem Plan seines Hauses nicht untreu werden mochte, und weil er auch einsah, daß allein von Deutschland aus dauernder Einfluß auf den heiligen Stuhl und auf Italien nicht zu gründen sei. Da jenes Land reicher, einheitlicher und in der Bildung weiter vorgeschritten war, so verlegte er den Schwerpunkt seiner Herrschaft dorthin. Wird ihm nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht, daß er damit Deutschland schwer geschädigt habe, so ist doch andererseits der Nachweis nicht zu führen, daß eine „völlige Wiederherstellung des Reiches“ durch ihn möglich gewesen wäre. Wenn er den Kreuzzug scheinbar eigensinnig verzögerte und dadurch dem Reiche von Palästina wirklich Schaden zufügte, so zeigte die Folge, daß er nur durch seine Thätigkeit in dieser Zeit für Apulien, im Stande war, den späteren Kampf zu führen; und was er etwa an der Christenheit gefehlt, wurde durch Gregor's Heftigkeit, als er dann wirklich ins heilige Land gezogen war, mindestens auf-

gewogen. Friedrich übernahm, als er die Kronen von Deutschland und Italien empfing, eine schwierigere Aufgabe als sein Ahn Barbarossa. In Deutschland war das Ansehen der kaiserlichen Gewalt durch einen langen und verderblichen Krieg erschüttert, in der Lombardei hatten die Städte ihre Kräfte kennen gelernt, die Päpste sahen klarer, was sie von den Hohenstaufen zu erwarten hatten. Sein Ziel war, Ordnung und Herrschaft zurückzuführen und zu befestigen, die weltliche Macht von der Kirche zu emancipiren, zu einer Zeit, wo alle unteren Lebenskreise Bedürfniß und Kraft selbständiger Gestaltung fühlten, wo die Kirche unter dem dritten Innocenz den Gipfel ihres Ansehens erreichte. Nicht um einzelne Rechte wie früherhin stritten Hohenstaufen und Päpste, sondern um die Herrschaft überhaupt. Die ersteren faßten die Idee des Kaiserthums eben so ideal großartig, als die letzteren die von der damaligen Welt bei weitem allgemeiner anerkannte Vorstellung der durch den Papst vermittelten Hoheit des Christenthums über den Erdkreis. Mit einer großen geistigen Klarheit und Ueberlegenheit führte Friedrich den theoretischen Kampf gegen die Kirche, noch schärfer als sein Vorfahr hielt er ihrem Zustande die Zeit apostolischen Lebens und Wirkens gegenüber. Er war kein Ketzer, wofür er ausgegeben wurde, aber allerdings über Beschränkung und einseitiges Halten an Dogma und Satzung hinaus. Andererseits war auch die Kirche nicht so verderbt als er sie darstellte, in jedem irgend bedeutenderen Mitgliede derselben waren die Ideen des Christenthums und der Hierarchie noch lebendig und mächtig. Ihre Mängel waren durch ihre ganze Stellung zur Welt gegeben. Innocenz IV. aber führte den Krieg in einer Weise, wie sie bis dahin unerhört war, und die für ihn nur durch die freilich wohl begründete Ueberzeugung zu entschuldigen ist, daß zum Fortbestehen der Kirche in der bisherigen Weise die Unterdrückung der Hohenstaufen nothwendig sei. Indem er aber nach schlechten, äußeren Mitteln griff, zeigte sich deutlich, daß die Uebermacht durch innere und geistige nicht zu erreichen gewesen sei. Die Richtung auf Geld und Güter dieser Welt blieb von jener Zeit an dem römischen Hofe und erzeugte ihm, schnell um sich greifend, auch von dieser Seite her die dringendsten Gefahren, welche seinen Fall vorbereitet haben. So gab sich das Papstthum selbst in der Siegesfreude den Todesstoß, und der Triumphzug führte ins Grab. Auch ist die freiere und bewußtere Weise, in welcher Friedrich der Kirche gegenübertrat, die ganze geistige Erregung, welche jener große Kampf schon seit Gregor VII. erzeugt hatte, wenigstens nicht ohne Früchte geblieben; und die in Folge desselben eintretende Auflösung der strengeren Formen des Papst- und Kaiserthums,

in welchen sich das Leben seit fast drei Jahrhunderten bewegt hatte, gab der Entwickelung neuer und kräftiger, wenn auch minder großartiger Gestaltungen Raum und Freiheit. Ist der Werth des Menschen danach zu beurtheilen, wie er den Anforderungen der Zeit und des Platzes zu genügen weiß, auf welchen ihn die Verhältnisse und er selbst sich gestellt haben: so muß Friedrich II. unbedenklich zu den bedeutendsten Regenten gerechnet werden, wenn ihm auch die Krone des Geistes, welcher kommenden Geburten Worte und Thaten leiht, nicht in vollem Maße zugesprochen werden kann. Und so wenig wie ihm selber werden wir seinen mächtigen Gegnern die Anerkennung versagen dürfen, die hohem Wollen und hoher Thatkraft gebührt.

---

26. Untergang der Hohenstaufen.

(1250—1268.)

Frohlockend über den Tod seines Feindes kehrte Innocenz IV. von Lyon nach Italien zurück. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen,“ schrieb er den Sicilianern, „daß nun das starke Donnerwetter, welches uns bisher so sehr geschadet, sich in einen sanften Wind verwandelt hat.“ Allein der Sieg schien nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze feindliche Haus sollte untergehen. Dem deutschen Könige Konrad IV. sprach der Papst das Herzogthum Schwaben ab, und die Apulier lud er ein, unter das sanfte Joch der Kirche zurückzukehren, worauf auch alsbald viele Große und die Hauptstadt selbst die römische Hoheit anerkannten. Indeß wurde ihm kräftig entgegengewirkt. Der schon erwähnte Manfred, ein ehelicher wiewohl nicht ebenbürtiger Sohn des verstorbenen Kaisers und der Gräfin Lancia, von der einnehmendsten Bildung und Liebenswürdigkeit, tapfer, kühn und geistreich, hatte beim Tode seines Vaters das Fürstenthum Tarent erhalten. Aber der achtzehnjährige Jüngling fühlte Muth und Kraft, sich in Abwesenheit Konrad's des ganzen Königreichs anzunehmen, und stritt so geschickt und glücklich wider die päpstlich Gesinnten, daß ihm nur noch Neapel und Capua widerstanden (1251).

König Konrad, der in Deutschland aus Mangel an Mitteln nur in geringem Ansehen stand, eilte, sich seines reichen Erbtheils in Italien zu versichern. Er ging 1251 mit einem Heere über die Alpen, ver-

einigte sich mit den Anhängern der Ghibellinischen Partei in Oberitalien, und ging sodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien. Er fand schon Alles in bester Ordnung und konnte sogleich zur Belagerung der beiden empörten Städte schreiten, welche dann ebenfalls glücklich bezwungen wurden (1253). Indeß bot der Papst das sicilische Reich, welches er seit Friedrich's Excommunication stets als erledigtes Lehen der Kirche betrachtet hatte, bald in England und Frankreich aus, bald machte er neue Versuche, es mit dem Kirchenstaate zu vereinigen. Dazu schienen sich die Umstände überaus günstig zu gestalten, als Friedrich's II. dritter Sohn, Heinrich, den Isabella von England ihm geboren hatte, im sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters in Sicilien starb und Konrad selbst am 21. Mai 1254 ihm in das Grab nachfolgte. Innocenz eilte nun voll froher Hoffnung in Person nach Neapel, wo Manfred für den Augenblick nachgab, um nicht Alles für immer zu verlieren. Durch geschickte Unterhandlungen hatte er es erreicht, daß er Statthalter des Papstes diesseits der Meerenge bleiben sollte. Indeß erhoben sich bald neue Zwistigkeiten. Manfred entkam unter mannichfachen Abenteuern und Gefahren zu den Saracenen in Luceria, auf deren treue Anhänglichkeit er rechnen konnte. Mit ihnen und deutschen Söldnern schlug er das päpstliche Heer, welches Wilhelm Fiescho, des Papstes Neffe, führte, in die Flucht, und gewann bedeutende Vortheile. Die Nachricht von diesen Unfällen machte auf Innocenz IV., der sich am Ziele seiner Pläne geglaubt hatte, so tiefen Eindruck, daß eine ihn schon länger heimsuchende Krankheit schnell überhand nahm. Er erlag derselben noch zu Neapel (1254), und Manfred fuhr fort, so wacker zu kämpfen, daß er sich bald wieder im Besitz des ganzen Reiches sah, dessen Stände ihm nun selbst die Krone antrugen. Allerdings hatte der junge Konrad (von den Italienern Conradino genannt), ein 1252 geborner Sohn Konrad's IV., ein näheres Recht auf den Thron; aber Manfred mochte erwägen, daß in so bedenklichen Zeiten, bei der fortwährenden Feindschaft Rom's, die bloße Verwaltung für einen in der Ferne lebenden Knaben noch größere Schwierigkeiten haben könne, nahm daher die Königswürde an, und ließ sich zu Palermo feierlich krönen (1258).

Gern hätte sich Manfred auch mit der Kirche versöhnt; allein die Unterhandlungen mit Innocenzens Nachfolgern, Alexander IV. (st. 1261) und Urban IV., blieben fruchtlos, und der schon früher über ihn ausgesprochene Bann wurde nicht gelöst. Getreu dem Plane seiner Vorgänger, den Hohenstaufen das sicilische Reich um jeden Preis zu entreißen, fand Urban endlich einen Fürsten, der seinen Ermunterungen folgte. Es war

der jüngste Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich, Karl von Anjou, Graf von Provence, ein gewandter, muthiger und thätiger, aber seinem Bruder völlig unähnlicher, habsüchtiger, grausamer, jedem edlern Gefühle verschlossener Mann, in dessen finsteren Zügen sich eine menschenfeindliche Seele malte. Mit diesem schloß Urban einen Vertrag über die Eroberung des sicilischen Reiches ab, aber noch ehe Karl zur Ausführung schreiten konnte, starb Urban (1264); an seine Stelle trat Clemens IV., ein Provenzale von Geburt. Weil er nicht mehr zurücktreten konnte, oder weil auch ihm die Herrschaft eines Hohenstaufen in Neapel noch immer zu gefährlich schien (denn Manfred unterstützte und vereinigte, seitdem er in Sicilien befestigt war, die Ghibellinen durch ganz Italien), beförderte Clemens Karl's Unternehmung, und dieser kam nun wirklich zur See mit einem Heere nach Rom, wo er zum König von Apulien gekrönt wurde. Manfred war wohlgerüstet, und die Franzosen hätten schimpflich wieder abziehen müssen, wenn böser Verrath unter den sicilischen Edlen, deren Treue durch große Versprechungen des Papstes erschüttert war, ihnen nicht beigestanden hätte. Graf Richard von Caserta verließ die Pässe am Garigliano, welche in das Königreich führen; andere Verräther gingen in der Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266) zu dem Feinde über. Als Manfred sah, daß Alles verloren sei, stürzte er sich in die Feinde, und muthig kämpfend fiel der edle Held. Erschrocken öffneten die Städte dem Sieger die Thore, und Karl wurde zum König von Neapel erhoben. Der Papst bestätigte ihn als solchen, gegen das schon zuvor geleistete Versprechen eines jährlichen Tributs von achttausend Unzen Goldes, und unter Bedingungen, die aus diesem Nachbar ein nützliches Werkzeug, niemals wieder einen gefährlichen Feind machen sollten.

Karl waltete in dem Lande, welches er der harten Herrschaft arger Kirchenfeinde entrissen zu haben sich rühmte, mit eisernem Scepter. Er wüthete gegen alles Hohenstaufische, ließ gefangene Edle martern, erließ thörichte und unbillige Gesetze, und gab die wichtigsten Stellen habsüchtigen Franzosen. Der mit ihm einwandernde Adel wurde reich mit Landgütern und Herrschaften ausgestattet; die Montforts, Joinvilles, Artois, Cantelmes u. s. w. erhielten ausgedehnte Besitzungen, Schlösser und Hoheitsrechte. Vergebens waren die ernstlichen Ermahnungen des Papstes, Karl verharrte bei seinen tyrannischen Maßregeln, und machte dadurch seine Herrschaft bald unerträglich. Die Ghibellinen schickten Botschaft nach Deutschland an Konradin, sie luden ihn ein, daß er kommen und sein väterliches Reich annehmen möchte. Konradin war bereit, die-

sen Aufforderungen zu folgen; von Jugend auf lebte er arm und ungeachtet bei seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen. Vergebens warnte mit ahnendem Gemüthe die zärtliche, besorgte Mutter: Italien mit seinen Schätzen, seiner Lust, seinen Reizen, habe alle Hohenstaufen zu sich gelockt, aber zu sicherm Verderben, auch diesmal werde es die alte Tücke bewähren. Konradin blieb entschlossen, das Erbe der Kaiser, von denen er abstammte, zu erringen oder ihrer würdig unterzugehen, und eher einen gefährlichen, schwierigen Kampf zu beginnen, als daheim sicher, aber ruhmlos zu leben. Mit echt ritterlichem Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der Hohenstaufischen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer, an dessen Spitze er, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, im Herbste 1267 den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang versprach Glück. Allenthalben fielen ihm die Ghibellinen zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, in Zwietracht mit dem Papste lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Die Pisaner, kurz zuvor von den Guelfen hart bedrängt, hatten eine Flotte zu Konradin's Unterstützung gerüstet. Von Federico Lancia geführt, erfocht diese bei Messina einen glänzenden Sieg über Karl's Galeeren. Die Saracenen von Luceria empörten sich und Konrad Capece, den Konradin zu seinem Statthalter in Sicilien ernannt hatte, brachte die ganze Insel zum Aufstand gegen die drückende Herrschaft der Franzosen. In so schwieriger Lage konnte Karl von Anjou nur von einem glücklichen Treffen Rettung erwarten. Er gewann am 23. August 1268 die Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, wo Konradin völlig auf's Haupt geschlagen wurde. Die Unvorsichtigkeit der Ghibellinischen Ritter, die den Sieg schon in Händen hatten, sich aber zu früh zerstreuten, und ein darauf berechneter Hinterhalt der Franzosen, welcher nun hervorbrach, war Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Konradin und sein Freund Friedrich wandten sich zuerst nach Rom, wo sie Alles verändert fanden, dann nach Astura, von wo sie nach Sicilien übersetzen wollten. Schon steuerten sie der Insel zu, da wurden sie durch den Herrn des Ortes, Johann Fragipani, dessen Familie von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden war, zurückgeholt und nach einigem Zögern an Karl ausgeliefert. Dieser, welcher schon gegen die Anhänger Konradin's mit blutdürstiger Grausamkeit gewüthet hatte, wollte den jungen Fürsten selbst durch den Spruch von Rechtsgelehrten, die er nach Neapel zusammenberief, zum Tode verurtheilt wissen. Unerschrocken

sprach einer der versammelten Richter, Guido von Suzara: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht." Alle Uebrigen stimmten dem edlen Manne bei, bis auf den knechtisch gesinnten Robert von Bari, und dies genügte dem König, das Todesurtheil zu sprechen. Der sechzehnjährige Konradin, der beim Schachspiele saß, als ihm der furchtbare Spruch verkündet wurde, zeigte eine seines Heldengeschlechts würdige Fassung; er bat nur um eine Frist, sich zum Tode vorzubereiten. Am 29. October 1268 wurde er zum Blutgerüst geführt. Als Robert von Bari der versammelten Menge das Urtheil vorlas, eilte Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, herbei, rief: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und schlug nach ihm mit dem Schwerte, daß er halbtodt fortgetragen wurde. Der jedem menschlichen Gefühle fremde Karl, der es nicht unter seiner Würde hielt, dem blutigen Schauspiele zuzusehen, blieb ungerührt. Konrad sprach noch wenige Worte zum Volke von seiner Schuldlosigkeit, entkleidete sich, kniete nieder und empfing den Todesstreich. Friedrich von Baden schrie laut auf in unnennbarem Jammer, dann fiel auch sein Haupt.

So endete der Enkel Friedrich's II. unter dem Beil des Henkers. Auch König Enzius starb bald nachher in der Haft zu Bologna (1272), nachdem einige Zeit vorher ein Versuch zu seiner Befreiung mißlungen war. Manfred's Söhne ließ der unbarmherzige Karl bis an ihr Ende im Kerker schmachten. Die Tochter Friedrich's II., Margarethe, verfolgte ein nicht minder hartes Loos. Sie war an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, vermählt, der sie auf das Unwürdigste behandelte, und sie, wie die Sage hinzusetzt, sogar ermorden lassen wollte, um ein Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg (oder von Isenburg), heirathen zu können, mit der er einen unerlaubten Umgang unterhielt. Margarethe wurde gewarnt, und entschloß sich zu eiliger Flucht. Die Sage meldet, daß sie mit Hülfe des Knechtes, den ihr Gemahl zum Morde gedungen, die Wartburg verlassen habe, an Stricken sich herablassend; aber vorher habe sie noch von ihren schlafenden Söhnen Abschied nehmen wollen und in ihrem Schmerze den älteren, Friedrich, so tief in die Wange gebissen, daß er von nun an den Namen „der Gebissene" führte. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß er bei seinen Zeitgenossen nur den Beinamen „der Freudige" hatte. Die Kaiserstochter irrte hülflos durch das Land, bis sie zuletzt nach

Frankfurt kam, dessen Bürger sie ehrenvoll aufnahmen, wo sie jedoch ihrem Grame in kurzer Zeit erlag (1270). So vielfacher Jammer verfolgte die Glieder des Hohenstaufischen Hauses, das noch wenige Menschenalter vorher in zahlreichen Zweigen blühte, allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit voranstrahlend an Fülle der Kraft und jeder Gabe, welche die Natur ihren vorzüglichsten Günstlingen verleiht.

---

27. Die sicilische Vesper.

(1282, 30. März.)

Die Kirche hatte nunmehr in ihrem hartnäckigen Kampfe mit dem verhaßten Fürstengeschlecht vollständig obgesiegt, dadurch aber auch selbst äußerlich nicht viel gewonnen. Ihr Schützling, der neue König von Neapel, Karl, wuchs bald an Macht so, daß sie wieder eines Schutzes gegen diesen bedurfte. Als Haupt der Guelfen (so hieß in Italien fortwährend die den deutschen Kaisern feindliche Partei) gelang es ihm, sein Ansehen in ganz Italien geltend zu machen; er streckte seine Hand nach der römischen Kaiserkrone aus, während er zugleich Anstalten traf, dem griechischen Kaiser seinen Thron zu entreißen, und an den östlichen Küsten des Mittelmeeres seinem Hause ein großes Reich zu gründen gedachte. Da sich einige Päpste, wie Gregor X. und Nicolaus III., um seine Macht zu brechen, wieder nach Deutschland wandten, wußte er sich solchen Einfluß auf die Papstwahl zu erzwingen, daß nur seine Werkzeuge erhoben wurden. Aber eben als sein Ehrgeiz und seine Habsucht den Gipfel erreicht zu haben schienen, ward er von seiner Höhe herabgestürzt.

Nach Konradin's Niederlage war Sicilien mit leichter Mühe wieder unterworfen worden. Länger und fast bis auf den letzten Mann hatten sich die Saracenen vertheidigt. Allein der Uebermuth, mit welchem die Franzosen ihre Unterthanen behandelten, die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Konradin's ergehen ließen, erregten von Tage zu Tage größere Unzufriedenheit. Am tiefsten wurde dieser Druck in Sicilien empfunden, das von den Hohenstaufen bevorzugt, jetzt auf jede Weise hintangesetzt und gekränkt wurde. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, faßte den Entschluß, dieser Unterdrückung ein Ende zu machen. Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida, und in der Arznei=

kunde erfahren. Als Anhänger Konradin's hatte er zwar seine Güter vor den räuberischen Händen des Königs nicht retten können, aber sein Leben brachte er in Sicherheit durch die Flucht an den aragonischen Hof, wo er die freundlichste Aufnahme und Entschädigung für seinen Verlust gefunden hatte. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das Hohenstaufische Haus, erregte er den König von Aragonien Peter III. (1276—1283) und dessen Gemahlin Constantia, eine Tochter König Manfred's, zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da Peter sich nicht für stark genug hielt, zog Johann von Procida überall umher, um ihm Bundesgenossen zu verschaffen. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehreren Mißvergnügten, und fand, daß er auf diese Insel am meisten werde rechnen können. Als Barfüßermönch verkleidet, reis'te er auch nach Constantinopel zu dem griechischen Kaiser, der, mit der Absicht Karl's von Anjou, ihm sein Reich zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eigenen Staaten beschäftigt sah. Er gab Hülfsgelder, und versprach den sicilischen Baronen Waffen. Nun faßte Peter von Aragonien Muth. Er fing an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich, und, wie man sagt, sogar von Karl von Anjou selbst. In der That wollte er nach Afrika segeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geschehen werde.

Ehe er aber noch mit seinen Schiffen an der afrikanischen Küste erschien, war schon die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch gekommen (am Ostermontage, den 30. März 1282 Nachmittags). Die Bürger Palermo's waren gewohnt in der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, die Vesper zu hören. Es war ein gewöhnlicher Spaziergang, und die Franzosen selbst nahmen an dem Feste Theil; aber sie hatten untersagt, Waffen zu tragen, mit denen man sich sonst an diesem Tage immer zu üben pflegte. Unter diesem Vorwande erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Drouet, gegen eine junge adelige Dame, die mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam hinausgekommen war, grobe Unanständigkeiten, als wolle er untersuchen, ob sie nicht gegen das Verbot Waffen bei sich führe. Ihre Angehörigen sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehenden fühlten sich gleich sehr beleidigt, Drouet ward erstochen, und in einem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern umherschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alle Franzosen niedergemacht

wurden. Kein Einziger fand Gnade; man spürte so lange herum, bis man jede Spur der Fremdlinge in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Der Aufstand verbreitete sich von hier aus durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein achttausend Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten das Wort Ciceri aussprechen, welches den Franzosen unmöglich war. In Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es eben so; in Messina, welche Stadt, da sie durch die stärkste Besatzung im Zaum gehalten wurde, am spätesten den Aufstand wagte, wurden dreitausend Franzosen ermordet. In ganz Sicilien wurden nur zwei französische Edelleute verschont. Ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Konradin's!

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste Martin IV., als er die entsetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf, und schwur den Siciliern fürchterliche Rache; der Papst that sie in den Bann. Als aber Karl Messina mit großer Macht ängstigte, landete Peter von Aragonien mit dreißigtausend Kriegern, ließ sich in Palermo zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung und vernichtete einen bedeutenden Theil seiner Flotte. So wurde Peter Herr von Sicilien, und obschon der Kampf zwischen diesen beiden Königen und ihren Nachkommen noch lange fortdauerte, blieben doch alle Versuche der Franzosen, wieder zum Besitz der Insel zu gelangen, vergeblich. Im Jahre 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, kraft dessen Peter's von Aragonien dritter Sohn, Friedrich*), König von Sicilien (der Insel) blieb; Karl II. aber, des 1285 gestorbenen Karl's I. Sohn, sich mit dem festen Lande von Unteritalien oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche bestätigte den Vertrag, nicht allein weil auch Friedrich sich für ihren Lehnsmann erklärte, sondern weil sie die Theilung der neapolitanischen Macht ihrem Vortheil am angemessensten fand.

*) Als Peter 1285 starb, folgte ihm in Sicilien zuerst sein Sohn Jakob, dann, als Jakob König von Aragonien wurde, 1296 dessen Bruder Friedrich.

28. Zwischenreich in Deutschland.

(1250 — 1272.)

Wir kehren zum deutschen Reiche zurück, das wir bei Friedrich's II. Tode unter dem Gegenkönige Wilhelm von Holland verlassen haben. Schrecklich waren die Wunden, die der erbitterte Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen diesem Reiche geschlagen hatte. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich unter einander, plünderten und verheerten das Land, unbekümmert um das Oberhaupt, und der niedere Adel fand Lust und Erwerb an Wegelagerung und Straßenraub. Jeder mußte sich selbst schützen. Da die Bürger unter diesen Unordnungen am meisten litten, so traten 1254 mehr als sechzig, meist an den Rheinufern gelegene Städte zusammen, und errichteten einen Bund (der rheinische genannt) zum Schutze ihres Handels und Gewerbes und zu gemeinsamer Hülfe gegen Friedebrecher. Mainz und Worms standen an der Spitze. Jährlich sollten vier Hauptversammlungen in Sachen „des heiligen Friedens" gehalten werden. Die Städte von der Mosel bis nach Basel sollten hundert, die unteren Städte funfzig wohlgerüstete Kriegsschiffe mit Armbrustschützen halten, und außerdem tüchtige Mannschaft zu Roß und zu Fuß, die jede Stunde zum Aufbruch bereit sei. Der Bund ward 1255 von Wilhelm auf dem Tage zu Oppenheim bestätigt.

Nach dem Tode Konrad's war Wilhelm rechtmäßiger König, da die Hohenstaufische Partei zu schwach war, um eine Anerkennung des Knaben Konradin zu bewerkstelligen. Aber der Einfluß Wilhelm's auf Fürsten und Reich wurde darum nicht größer. Die kleineren Stände fanden keinen Schutz, und als auch die geistlichen Herren, welche ihn erhoben hatten, ihm feindselig wurden, sank er in völlige Ohnmacht. Zu Neuß drohte (1252) der Erzbischof von Köln ihn in seinem Palaste zu verbrennen, zu Coblenz fielen die Bürger sein Gefolge an, ein Edelmann plünderte seine Gemahlin in der Umgegend von Trifels auf der Heerstraße aus, und ein gemeiner Bürger warf zu Utrecht, welche Stadt er liebte und deren geschworener Bürger er war, einen Stein nach ihm selber.

In seiner Heimath gerieth er in Fehde mit den Bewohnern Westfriesland's, die, altgermanischen Sitten und Einrichtungen treuer als irgend ein anderer Stamm, sich stets der Oberherrschaft der Grafen von Holland widersetzten, welche diese, gestützt auf Schenkungen deutscher

Kaiser, seit beinah drei Jahrhunderten in Anspruch nahmen. Wilhelm wollte den fortdauernden Kämpfen mit Einem Schlage ein Ende machen und rückte, wegen der morastigen Natur des Landes erst im Winter, mit der ganzen Macht seiner Erblande und einigem Zuzug aus Deutschland in die friesischen Gauen. Als er sich aber (am 28. Januar 1256) auf schwerem Roß und in voller Rüstung zu kühn vorwagte, brach das Eis, und der römische König wurde von einem Hinterhalte der Friesen erschlagen. Er war erst siebenundzwanzig Jahr alt, ein Herr von großer Milde und ritterlicher Gesinnung und in Holland sehr beliebt.

So war denn das Reich wieder ohne Oberhaupt, und seltsam genug auch ohne einen Fürsten, der ein Verlangen gehabt hätte, diese schwere Würde zu übernehmen. Da fielen die geistlichen Fürsten zum ersten Male darauf, die Wahl auf auswärtige Herrscher zu lenken. Der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, der Gründer des Kölner Doms, der, wie die meisten seiner Vorgänger, die Verbindungen des Niederrheins mit England im Auge hatte, erhob mit seinem Anhang den Herzog Richard von Cornwall, Bruder König Heinrich's III. von England; der Erzbischof von Trier dagegen wählte mit Brandenburg und Sachsen, wohl unter französischem Einfluß, den König von Castilien, Alfons X., den Weisen. Der Erzbischof von Mainz war eben damals ein Gefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig, und die weltlichen Stände sahen fast gleichgültig zu. Alle Verderbniß des Wahlreichs zeigte sich in vollem Maße. Schamlos forderte der Erzbischof von Köln Geld für die Fürsten. Richard bewilligte ihm selbst zwölftausend Mark, dem Herzog Ludwig von Baiern achtzehntausend Pfund Sterling, dem Grafen von Würtemberg tausend Mark &c. Auch Alfons sandte große Summen nach Deutschland, ohne jedoch selber zu kommen.

Merkwürdig ist noch, daß bei dieser Gelegenheit zuerst auf bestimmte und deutliche Weise von sieben Kurfürsten, denen mit Ausschließung der übrigen die Wahl zustehe, die Rede ist. Der Vorrang dieser Sieben ging aus von der Kanzlerwürde der drei rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, und den vier Hofämtern des Truchseß, des Marschalls, des Schenken und des Kämmerers, welche die vier großen Herzoge von Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben bekleidet hatten. Die Hohenstaufen, welche das fränkische und schwäbische Herzogthum besaßen, ertheilten das Erzkämmereramt des letztern an Brandenburg, das fränkische Erztruchseßamt ging mit der rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher über, während Heinrich der Stolze das bai-

rische Erzschenkenamt schon an Böhmen abgetreten hatte, als er zum Besitze des Herzogthums Sachsen gelangt war.

Herzog Richard hatte sich bereits auf einem im Jahr 1240 von ihm unternommenen Kreuzzuge, welcher segensreiche, wenn auch schnell wieder verschwindende Früchte für das heilige Land brachte, als einen tapfern und verständigen Mann gezeigt. Man empfing ihn daher in Deutschland mit guten Erwartungen, und die Stadt Aachen öffnete ihm freiwillig zur Krönung ihre Pforten. Gegen dreißig Fürsten, zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und an dreitausend Ritter waren bei dieser Feierlichkeit zugegen (17. Mai 1257). Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, und kehrte sodann nach England zurück. Im Jahre 1260 kam er wieder, aber auch nur auf einige Monate. Zwei Jahre danach hatte er das Unglück, in England von den aufrührerischen Baronen in dem Treffen bei Lewes gefangen zu werden, die ihn erst nach einem Jahre wieder frei gaben. Papst Urban IV. beschied beide Könige von Deutschland, Richard und Alfons, nach Rom, damit ihre Ansprüche untersucht werden könnten. Er starb aber, ehe etwas entschieden wurde, und sein Nachfolger Clemens IV. (1264 — 1268) wiederholte die Vorladungen, ohne daß Jemand erschien. Richard kam darauf noch einmal 1268 zu einem Reichstage nach Worms, und starb endlich am 2. April 1272 in England. Alfons war nie nach Deutschland gekommen. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von keinem von Beiden Kenntniß genommen, und für sie war also das Reich seit Friedrich's II. Tode ganz ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt in dieser Hinsicht den Zeitraum von 1250 bis 1272 auch wohl das Interregnum oder Zwischenreich.

---

29. Zustand in der Hohenstaufischen Zeit.

Die Zeit der Staufen gilt für den Höhepunkt deutscher Geschichte. Mit Recht. Nicht mehr wie zur Zeit des großen Karl oder des ersten Otto ist es eine halbcivilisirte Welt, der die Kaiser gebieten, sondern diese stehen mitten in den Strömungen reicher, wenn auch eigenthümlicher Bildung; sie halten die Idee ihrer Würde aufrecht in einer ringenden, mächtig strebenden, spannungsvollen Zeit, die bereits ein Wendepunkt für die Entwickelung aller Staaten ist. Friedrich I. vor allen war in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, wie er es als Kaiser sein sollte,

der anerkannte und bewunderte Führer der Christenheit. Aber schon mit seinem Sohne, wie hoch auch seine Pläne fliegen mochten, begann eine folgenreiche Veränderung in der politischen Haltung der Kaiser, die nun die Herren des entlegenen Süditaliens wurden und damit den Blick von der Heimath abwandten, — eine Aenderung, die dem deutschen Vaterlande nicht zum Segen gereichte, vielmehr weiter und weiter die Veranlassung zum tiefen Sinken desselben nach innen und außen ward. In dem Kampfe um Italien und gegen die Päpste erschöpften sich die Kräfte selbst eines Friedrich II.; Deutschland, dem wenig davon zu gute kam, fiel einer wilden Zerrüttung anheim. Und doch hätte das Land gerade damals am meisten der theilnehmenden Leitung seiner Kaiser bedurft, da neue, ungekannte Momente des staatlichen wie privaten Lebens in schöpferischer Regsamkeit sich an das Licht drängten. Damals nahm das Ritterthum neue Formen an, die Städte erwarben sich Selbständigkeit und Selbstregierung, die Baukunst schwang sich zu schönerer freierer Thätigkeit auf, die Poesie feierte ihr erstes goldenes Zeitalter in deutscher Zunge.

Es war die Grundanschauung des Mittelalters, daß die oberste Regierungsgewalt, wenigstens in Bezug auf die Kaiserwürde, göttlichen Ursprunges sei. Sie theilte sich indessen in die weltliche und geistliche, was man sich durch das Bild der beiden Schwerter, des weltlichen und geistlichen, deutlich zu machen pflegte. Der Kaiser hat die Schirmvogtei (advocatia) der römischen Kirche zu verwalten, außerdem allen Hülfsbedürftigen, Wittwen und Waisen, Schutz zu gewähren; seit der Staufischen Zeit war auch die Vorstellung von einer obersten Gewalt in allen Landen (dominium mundi) aufgekommen, worauf man den Vorrang des Kaisers vor allen occidentalischen Fürsten und sein Recht, den Königstitel zu verleihen — wie in Böhmen und Ungarn — gründete. In Deutschland indessen übte der Kaiser die Reichsregierung nur als König, welche Würde von keiner andern Macht als von der Nation vergeben wurde, wie dies in der Wahl, die freilich mehr und mehr nur von den Fürsten ausgeübt werden konnte, festgehalten und anerkannt ward. Das Recht des Königs beruhte vornehmlich in dem Bann, dem Heerbann und dessen Führung, aber ebenso sehr in dem Gerichtsbann*). Die Ausübung des letzteren bestand vor Allem in der Erhaltung des Landfriedens und in der Anordnung von Gerichten, die aber immer aus Schöffen oder Standesgleichen zusammengesetzt waren und für die nur der Vorsitzende

---

*) Vgl. zu dem Folgenden Walter, Deutsche Rechtsgesch. 2. Aufl. 332 flg., Zöpfl, Deutsche Rechtsgesch. 3. Aufl. 480 flg., und Raumer a. a. O. Bd. V.

bestellt ward; die Schöffen fanden auch das Recht. Der König konnte natürlich, so oft er wollte, den Vorsitz selbst haben, jeder Andere hielt das Gericht nur in seinem Auftrage und als sein Beamter ab. Im Allgemeinen saß er selbst nur in Criminalsachen der Fürsten zu Gericht und übertrug übrigens diese Function für die unmittelbaren Reichslande und Reichsdomänen seinem Pfalzgrafen, den Hofrichtern und Reichsvögten. Ein höchstes Gericht gab es kaum, obwohl Friedrich II. allerdings mit der Einsetzung seines judex curiae (1235) eine Zusammenfassung beabsichtigt zu haben scheint. In den Ländern, die nicht unter dem Kaiser unmittelbar standen, hatten bisher die Grafen den Bann gehabt. — Eine gesetzgebende Gewalt stand dem Könige nicht zu, wenigstens nicht allein, und nur so, daß die Nation oder ihre Vertreter, die Fürsten mitwirkten. Dagegen äußerte sich die Macht des Königs desto mehr in der Ertheilung von Privilegien, die im Grunde den Empfänger über das Gesetz oder das, was allgemein gültig war, stellten; ferner in der Lehnsherrlichkeit über alle Fürsten, weltliche und geistliche, von denen jenen die Hoheitsrechte in der Verleihung als Fahnlehn, diesen als Scepterlehn gegeben wurden.

Nicht also allgemeine Staatszwecke waren es, die die königliche Gewalt zu verfolgen hatte, der ganze Staat ward als eine Friedensgenossenschaft betrachtet, bei deren Zusammenhang es zunächst auf die Erhaltung des Landfriedens ankam; der eigentlichen Regierungsrechte waren für den König nur wenige. Er war in dieser Hinsicht in immer engere Grenzen eingeschränkt worden, da, wie wir bei Gelegenheit der salischen Kaiser gesehen, die alte Gauverfassung sich mehr und mehr verloren, die Bedeutung der Herzogthümer dagegen sich gesteigert hatte, so daß die Zahl der vom Könige abhängigen Beamten zum Nachtheil seiner Gewalt unverhältnißmäßig verringert worden war. Aber schlimmer ward das Uebel durch die Entwickelung der Verhältnisse unter den Staufen. Die Immunitäten, d. h. die Berechtigungen für die Grundherrn des Landes, die Gerichtsbarkeit selbst auszuüben, mehrten sich zahllos, der einzelnen Gaue wurden immer weniger, vielmehr verschmolzen sie, da sie einem und demselben Landesherren, der in ihnen Lehen und vielleicht Allodien besaß, überlassen wurden, zu Territorien, zu geistlichen oder weltlichen Fürstenthümern, — ein neuer Ausdruck im Staatsrecht, der die vollständige Wandelung in der thatsächlichen Lage der Dinge anzeigt. Den Anfang zu dieser Veränderung hatten die geistlichen Bezirke gemacht, deren Inhabern die Kaiser zuerst, aus politischen Rücksichten und um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu haben, ausgedehnte

Immunitäten verliehen hatten (so erhielt Würzburg zuerst mit dem Herzogthum in Franken die Grafschaften seiner Parochie). Natürlich folgten die weltlichen Großen diesem Streben mit großem Eifer; ihnen kam es darauf an, ihre Amtsbezirke, nämlich Herzogthümer oder Grafschaften, mit ihren Besitzungen, Allodien wie Lehen, zu einer Einheit zusammenzuformen, die eine Einwirkung des Königs abzuschneiden im Stande wäre, und alsdann schließlich erblich zu machen. Was nützte der eine bedeutende Vorgang, daß Friedrich I. das große Welfenreich zerschlug, wenn nun die Nachbarn um so mehr Gelegenheit fanden, das, was Heinrich dem Löwen abgenommen war, ihrerseits zur Errichtung eines territorialen Ganzen zu benutzen? Es erfolgte übrigens bei dieser Umwandlung ein doppelter Proceß, der freilich zu demselben Ziele führte. Die Herzöge nämlich, die ursprünglich nur die Vertreter der einzelnen Stämme und Verweser des Heerbannes gewesen waren, das Richteramt aber nicht, oder höchstens in ihren Allodien gehabt hatten, gelangten nunmehr dahin, daß die Grafschaften ihres Bereiches von ihnen, nicht mehr vom Kaiser zu Lehen genommen wurden, so daß sie also innerhalb ihres herzoglichen Gebietes nun auch das Richteramt erwarben und den Bann an die Grafen als an ihre Beamte gaben. Oder es geschah in umgekehrter Weise, indem die Grafen, die noch immer in erster Linie das Richteramt versahen, durch das Zusammenschlagen mehrerer Grafschaften mit ihren eigenen Besitzungen sich zu der Stellung der Herzöge erhoben und dadurch, daß sie die Grafschaften als Fahnlehn unmittelbar vom Kaiser erhielten, zu den Fürsten (principes) gerechnet wurden; in dieser Weise, wie schon früher auseinandergesetzt worden, entstanden die Pfalzgrafen, die Markgrafen, die Landgrafen. Es war dies die natürliche Folge der weiteren Ausbildung des Lehnssystems, wonach der Stärkere den Schwächeren durch persönliche Abhängigkeit an sich kettet und umgekehrt dieser seine Pflichten und Leistungen immer nur auf den nächsten Höheren, von dem er Schutz genießt und dem er in Treue verbunden ist, bezieht.

Es fand nun diese Landeshoheit (dominium terrae) hauptsächlich in dem Bann, in der Gerichtsbarkeit ihren Ausdruck, in so fern der Landesherr die Gerichtsvorstände in den niederen Gerichten, die Zentgrafen, ebenso in den Landgerichten, die größere Striche umfaßten, die Grafen, und endlich auch die Hofrichter an seinem Lehnhofe, wo über Lehnssachen und Vasallenrecht entschieden ward, ernannte. Damit war der wichtigste Zweig der Verwaltung in den Händen der Landesherren; die Führung des Heerbannes gehörte naturgemäß auch zu ihren Befugnissen; bald

auch traten andere Vorrechte, die sonst nur des Königs waren, die sogenannten Regalien, hinzu, als Zölle, Waldungen, Jagd, Fischerei, Münze. Aber bei weitem der wichtigste Gewinn für die Landesherren war der, daß die Erblichkeit der Territorien von Friedrich II. in aller Form anerkannt ward. Also geradezu die Umkehr der natürlichen und in andern Ländern auch erfolgenden Entwickelung: ein gewählter König und erbliche Fürstenhäuser.

Die geistlichen Territorien hatten unter den Bischöfen weltliche Beamte, die den Bann im Namen jener übten; im Uebrigen war der Bischof ebenso Lehnsherr über seine Vasallen und Landesherr auch der freien Leute seines Bezirkes wie die weltlichen Fürsten. Wenn kleinere geistliche Stifter, die nicht das Scepterlehn von dem Kaiser hatten, in weltlichen Territorien lagen, so waren die kirchlichen Personen und Güter von der gräflichen Gerichtsbarkeit der Landgerichte eximirt, sonst aber im Betreff des Heerbannes u. s. w. dem Landesherrn unterworfen. Wie die Erblichkeit für die weltlichen Fürsten, so war auch den Bischöfen von Friedrich II. eine große Concession gemacht, indem er auf das Spolienrecht verzichtete.

Auch da, wo die Kaiser noch die alleinigen Landesherren geblieben waren, in den unmittelbaren Reichslanden, in denen sie durch ihre Beamte, Reichsvögte, Reichsschultheißen, Burggrafen (die letzteren, wo die kaiserliche Vogtei in einer Stadt lag) die Gerichtsbarkeit in ihrem Namen ausüben ließen, verblich ihr Ansehen allmählig und ihre Rechte gingen verloren; denn auch aus diesen Bezirken wurden landesherrliche Territorien, in so fern dieselben in Zeiten der Noth entweder an Nachbarfürsten verpfändet und später nicht wieder eingelöst oder die Beamten geradezu erblich wurden (so z. B. die Burggrafen in Nürnberg).

Fassen wir die staatsrechtliche Stellung des Königs gegenüber den neuerworbenen Rechten der Fürsten zusammen, welche letzteren übrigens schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts so weit befestigt waren, daß sie die Territorien als einen Gesammtbesitz der Familie ansahen und theilten*): so bleibt für den ersteren neben dem Rechte der obersten Heerführung, der Vertretung des Reiches nach außen, und der Berufung und Leitung der Reichstage wenig mehr übrig, als daß er als Oberlehnsherr angesehen ward, wenn schon auch dies Recht noch dadurch gemindert wurde, daß Gesammtbelehnungen für ein ganzes Haus gesucht und ertheilt zu werden pflegten.

---

*) Ficker, Vom Reichsfürstenstande. I, 247.

Die genannten Veränderungen traten begreiflicher Weise nicht auf einmal ein, sie waren seit lange vorbereitet und fanden erst allmählig ihren Abschluß. Auch trafen sie nicht alle Theile des Reiches in gleicher Ausdehnung, es blieben manche Bezirke unberührt davon. So besaßen die Hohenstaufen selbst bis auf ihren Untergang das Herzogthum Schwaben und die alten Familiengüter in Franken. Hier wuchs zuerst unter ihrem Schutze, dann im Gegensatz zu ihnen, ein Stand zu so erheblicher Bedeutung, wie er sich nirgend anders erhoben hat, die Staufischen Reichs= und Hausministerialen. Es waren dies jene schwäbischen und fränkischen Ritter, die schon unter Friedrich I. den besten Theil seiner Heere gebildet hatten und von Heinrich VI. vielfach zu den wichtigsten Diensten verwandt waren, die später Philipp zur Annahme der Krone bewogen, auf kurze Zeit zu Otto IV. hielten und dann wieder zu dem schnellen Aufkommen Friedrich's II. das Meiste thaten. Schon Philipp war ihrer nicht mehr völlig Herr gewesen; Friedrich II. benutzte sie während seiner ersten Regierungszeit an seinem Hofe und als Beamte in Italien; dann aber verleiteten sie den König Heinrich zur Opposition gegen den Vater, wobei sie im bewußten Gegensatze zu den Fürsten, Bischöfen und Städten des Reiches standen, und wurden erst auf dem Mainzer Reichstage in die alten Schranken zurückgewiesen. Sie hatten während eines halben Jahrhunderts den größten Einfluß ausgeübt; ihre Niederlage führte dann um so mehr dazu, die Macht der Fürsten zu erhöhen*).

Eine andere Neubildung dieser nach allen Seiten schöpferischen Zeit ist die Erhebung der Städte zur Selbstregierung. Nicht nur der große Aufschwung, den die Kreuzzüge anbahnten, das Aufblühen der Gewerbe am Oberrhein und die weite Ausdehnung des Handels am Niederrhein, auch daß die Geldwirthschaft den einfacheren Verkehr verdrängte, alle diese Momente wirkten zusammen, um die Städte zu einer bisher ungekannten Bedeutung zu erheben. Es gab drei Arten, königliche, bischöfliche und landesherrliche, von denen die letzten die mindest zahlreichen waren, zum Theil sogar erst aus den Burgflecken entstanden. Auch für die Städte beförderten die Immunitäten das Fortschreiten der Entwickelung, indem die Bischöfe auf Grund solcher Privilegien die Gerichtsbarkeit den königlichen Beamten oder den Gaugrafen entzogen und an sich brachten und so allerdings die Bürger zunächst in ein abhängiges, halb unfreies Verhältniß herabdrückten, zugleich aber auch den Einfluß

*) Nitzsch, Staufische Studien in Sybel, Historische Zeitschrift III, 322.

fremder Elemente beseitigten. Nicht selten entstand zwischen Stadtbewohnern und Bischöfen der bitterste Streit; allmählig aber setzten sich die bischöflichen Ministerialen als Vertreter ihres Standes so fest, sie wußten die Verwaltung der städtischen Aemter (Zoll, Münze u. s. w.), die sie vorher nur im Auftrage der Bischöfe geübt hatten, von der oberen Gewalt dieser so consequent loszulösen, daß ihnen zuletzt vollständige Selbstverwaltung nicht mehr vorenthalten werden konnte; daß sie schon immer als Schöffen in den Gerichten thätig gewesen waren, mochte ihren Bestrebungen zu Hülfe kommen. So entstand auf diesem Boden aus früher abhängigen und zinspflichtigen Leuten eine neue Art nicht nur ganz freier, sondern adliger Leute, die nunmehr die Interessen der Stadt vertraten und ihre Leitung in einem Collegium versahen, das unter einem magister civium (Schultheißen) stand: die städtischen Patricier. Dem deutschen Wesen entsprechend schlug diese Umwandlung an verschiedenen Orten verschiedene Wege ein (wie denn z. B. Köln sich von andern Städten beträchtlich unterschied); überall aber war die neue Form am Schlusse dieser Periode im Wesentlichen durchgeführt, denn auch die königlichen Städte wußten sich von der Gewalt der königlichen Beamten (Burggrafen) zu befreien. Im Allgemeinen mögen die Kaufleute das Patriciat gebildet haben. Neben demselben standen die Zünfte (officia), die niederen Handwerker, die ursprünglich wohl nicht einmal persönlich frei waren und längere Zeit gebrauchten, bis sie zur Verwaltung der öffentlichen Dinge zugelassen wurden. Wie groß aber die Bedeutung einzelner Städte gewesen sein muß, läßt sich an dem einen Köln abnehmen, das durch seinen Handel nicht allein den ganzen Niederrhein beherrschte, sondern auch, weil es mit England in engster Verbindung stand, eine eigene Politik verfolgte und geltend zu machen wußte; Köln war es, das die Anerkennung des Welfen Otto bewirkte, das seine Erzbischöfe, auch den kräftigen Engelbert, in der Leitung der Reichsangelegenheiten zur Wahrnehmung seiner städtischen Interessen nöthigte*).

Seitdem sich der Bürgerstand auf diese Weise hob und durch Gewerbe und Handel bereicherte, ward der niedere Landadel, theils durch Neid, daß der Bürger an Geld und Gütern ihm überlegen sei, theils aus Lust an einem wilden, unruhigen Leben, das seit den Kriegen Friedrich's I. den freien Leuten vom Lande zur Gewohnheit geworden war,

---

*) Die Untersuchungen über den Verlauf der städtischen Entwickelung sind noch nicht völlig abgeschlossen. Vgl. Arnold, Verfassungsgesch. der deutschen Freistädte, und Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum.

gegen die Städte getrieben. Seit der Zeit Heinrich's IV. waren auf dem Lande zahlreiche Burgen gebaut worden. Adlige Sitte wurde es nun, von diesen festen Zufluchtsorten oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Heerstraßen oder Flüssen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden abzusagen, damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Als seit dem großen Bannfluche von Lyon gegen Kaiser Friedrich jeder Unordnung ein breiter Weg eröffnet war, und Niemand dem Uebel wehren konnte, griff dieses Räuberwesen mit reißender Schnelligkeit um sich. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu und plünderten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keineswegs verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder von dem Streifzuge zurück. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu folgen und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte Niemand mehr Ohren; „bei Sonnenlicht aus- und einzuziehen oder nur für die Landwehr aufgeboten zu werden", das waren die Privilegien, die der Ritter für sich in Anspruch nahm. Es neigte sich allmählig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europa's, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war. — Die freien Bauern auf dem Lande waren schon in früherer Zeit fast ganz zu Unfreien herabgesunken; nur im Norden Deutschlands, an den Seeküsten, auch wohl in den Bergen der Schweiz hatten sich noch Freie dieses Standes erhalten, von denen aber eben jetzt die Stedinger noch unterdrückt wurden. Doch fehlte es auch hier nicht an Ansätzen zu neuen Bildungen und schon hatte die Bewegung begonnen, die den ganzen Osten Europa's mit deutschen Kolonisten überfluthete und der bäuerlichen Freiheit ein neues Gebiert erschloß (s. Abschn. 30).

Schon im zehnten und elften Jahrhundert hatten die alten Volksrechte, so wie die Capitularien Karl's des Großen, weil sie auf untergegangenen oder veränderten Einrichtungen und Verhältnissen beruhten, allmählig ihre Geltung verloren. Die Fortbildung und Umgestaltung des Rechts ging aber in jenen Zeiten nur sehr selten von Kaiser und Reich aus, die sich mit wenigen ganz allgemeinen Bestimmungen, wie über den Landfrieden, Reichsdienst u. s. w. begnügten. Denn, wie schon oben angedeutet, nicht sowohl als die Quelle der Gesetze ward das Ober-

haupt des Staates angesehen, sondern vielmehr als die Macht, durch Befreiungen Ausnahmen davon zu machen. Im deutschen Volke wurzelte tief die Vorstellung, daß für jede Genossenschaft bis zu den untersten Kreisen hinab, Gesetz und Recht aus den Beschlüssen der Verbundenen, und aus dem Herkommen, welches diesen zu Grunde gelegt wurde, seinen Ursprung zu nehmen habe. So war es auch schon in den ältesten Zeiten gewesen, und keinem Oberherrn fiel es ein, willkürlich in das organisch und unbewußt sich ausbildende Leben des Rechts einzugreifen. Diese Selbstgesetzgebung war vornehmlich in den Händen der Gerichte, welche nach ihren Gewohnheiten sprachen und dieselben auf neue Fälle übertrugen. Wo die Erfahrung nicht ausreichte, verlangten die unteren Gerichtsstätten wohl von dem oberen Richter, daß er ihnen das Recht weise, und ein solches Weisthum galt dann als Grundsatz für ähnliche Streitigkeiten. Doch waren Richter und Schöffen nicht allein thätig; es kamen noch immer die freien und ritterbürtigen Leute an den altüberlieferten Stätten zu den Dingen zusammen, hörten den Ausspruch der Schöffen und billigten oder verwarfen ihn. Auf ähnliche Weise wie das Privat- und Criminalrecht entwickelten sich die öffentlichen Verhältnisse und Zustände durch Verträge der Betheiligten. Wie der Kaiser mit den Reichsständen, die Landherren mit den Landsassen, so schlossen die Vasallen und Ministerialen Uebereinkünfte mit ihren Lehns- und Dienstherren über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, und so traten allmählig immer neue oder veränderte Bestimmungen an die Stelle der alten, durch den Lauf der Zeit verdunkelten oder unpassend gewordenen. Gewöhnlich hatten die Dienstleute hierbei gemeinsame Interessen gegen den Herrn, und machten dann auch gemeinsame Sache; neue Ansprüche ließen sich auf diese Weise leichter durchsetzen. Ebenso vertrugen sich die Gemeinden freier und unfreier Leute unter einander und mit der Herrschaft, über Gemeinheitsrechte, gesellschaftliche Anordnungen und Leistungen. So entstanden Dienst- und Hofrechte, Stadtrechte, Bauernküren, Zunftstatuten und ähnliche Rechtsregeln. Wie stark und lebendig aber auch das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes sein mochte: die Reichsgesetzgebung war sehr spärlich und die Kaiser gelangten nicht dazu, das geltende Recht in allgemeinen Gesetzen zusammenzufassen oder neue Grundsätze aufzustellen. „Es unternahmen daher Privatmänner diejenigen Grundsätze in größeren Arbeiten zusammenzustellen, welche in der Praxis beobachtet wurden; sie beabsichtigten nicht nur den Schöffen zu Hülfe zu kommen, sondern das ganze Recht darzustellen, und ihre Werke beziehen sich sonach nicht nur auf Privatrecht, Strafrecht und Gerichts-

wesen, sondern auch auf das Staatsrecht und das Recht der Kirche. Diese Rechtsbücher sind die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über das deutsche Recht; sie sind in deutscher Sprache verfaßt und dies zu einer Zeit, wo das römische Recht noch wenig oder gar nicht gekannt war". Das älteste derselben ist der Sachsenspiegel, in zwei Theile, das sächsische Landrecht und das sächsische Lehnrecht, zerfallend, verfaßt zwischen 1224—1235, auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falckenstein von einem sächsischen Schöffen aus der Grafschaft Billingshöhe bei Magdeburg, Namens Eike von Repgowe*). Wegen seiner inneren Wahrheit und tiefen Erfassung des Gegenstandes, auch wegen der reichen Kenntnisse und der großen Ausführlichkeit fand das vortreffliche Werk vielen Eingang und gab Veranlassung zu der Abfassung des Deutschenspiegels, der in Augsburg entstanden zu sein scheint, aber in seinem Einflusse von dem Schwabenspiegel verdrängt wurde; beide Rechtsbücher geben nicht nur sächsische Rechtsgewohnheiten, sondern allgemeine deutsche, der Schwabenspiegel lehnt sich sogar an das canonische Recht an und ist in päpstlichem Sinne geschrieben; die Abfassungszeit fällt in die Jahre 1273—1282. Aehnliche Rechtsbücher waren schon früher in Italien für das Lehnsverhältniß entstanden. Sie wurden dann durch kaiserliche Gesetze vermehrt, zu einem Ganzen, consuetudines feudorum genannt, verschmolzen, und allgemein in den Gerichten gebraucht; die einzelnen Theile, die sehr verschieden sind, scheinen auf der Universität Bologna zusammengestellt zu sein. Für die übrigen Verhältnisse bestand noch das langobardische Gesetzbuch, zu dem Karl der Große und die folgenden Könige von Italien und Deutschland Zusätze gemacht hatten. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden die einzelnen Bestimmungen systematisch zusammengestellt. Außerdem hatte fast jede Stadt ihre eigenen Statuten.

Nachdem nun die alten Reichsbeamten in Deutschland zu erblichen Fürsten geworden sind, und in den Ländern, die sie regieren, einen gesonderten Staatsvortheil zu verfolgen beginnen, treten neben der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte viele Specialgeschichten auf. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden deutschen Fürstenhäuser sind in diesem Zeitraum hervorgetreten, wo sie sich meistens auf den Trümmern der aufgelösten Herzogthümer erhoben.

---

*) Vgl. Stobbe, Gesch. der deutschen Rechtsquellen I, 288, und Homeyer, Des Sachsenspiegels erster Theil. 3. Aufl. 1861. S. 13. Der Letztere bestimmt die Abfassungszeit noch genauer auf 1224—1230.

In dem alten Herzogthume Niederlothringen ging der herzogliche Titel auf Brabant über. Die demselben ehemals unterworfenen Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Holland erscheinen jetzt als unabhängig. Eben so die geistlichen Gebiete: das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Utrecht ꝛc. Köln und Aachen waren Reichsstädte. Vom ehemaligen Oberlothringen (ein Theil davon behielt den Namen Lothringen und den herzoglichen Titel) waren getrennt: das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst anderen unmittelbaren Stiftern und mehreren weltlichen Besitzungen.

Zu den Ländern, welche ehedem das Herzogthum Franken ausgemacht hatten, gehörten besonders: das Erzbisthum Mainz, die Bisthümer Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, die Abtei Fulda, die Grafschaften Henneberg, Nassau u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg ꝛc. Die in diesen Gegenden liegenden königlichen Güter pflegten von dem Pfalzgrafen am Rhein verwaltet zu werden, ein Amt, das noch ein Sohn Friedrich's I. bekleidet hatte. Die Enkelin dieses Hohenstaufen brachte das Amt, das nun sammt dem Gebiete schon erblich geworden war, an ihren Gemahl, den Wittelsbacher Otto von Baiern, so daß späterhin sich zwei Linien dieses Hauses, in Baiern und in der Rheinpfalz, bildeten. Das Burggrafthum Nürnberg (von der Stadt wohl zu unterscheiden) kam in der Hohenstaufischen Zeit an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern, und wurde von diesen Herren in der Folge zu zwei Fürstenthümern, Ansbach und Baireuth (oder Culmbach), erweitert. Wie sie von da aus Brandenburg und endlich den preußischen Königsthron erwarben, wird die folgende Geschichte erzählen.

In Schwaben waren die Hohenstaufen die letzten Herzoge. Dafür erscheinen jetzt die Häuser Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Habsburg u. s. w. Nirgends erhielten so viel kleine Herren und Städte die Unabhängigkeit als hier. Unter den letzteren waren besonders Augsburg und Ulm ausgezeichnet, so wie in dem bis dahin zu Schwaben gerechneten Elsaß die Stadt Straßburg.

In Baiern blieb das Herzogthum in den Händen der Wittelsbacher den früheren Verhältnissen zwar noch am meisten ähnlich, aber, wie schon oben bemerkt worden ist, in sehr verringertem Umfange. Das Erzbisthum Salzburg und die Grafschaft Tyrol waren selbständig, Regensburg, die alte Residenz der bairischen Herzöge, freie Stadt geworden. Das Erlöschen des Babenbergischen Mannsstammes in Oesterreich hatte sehr wichtige Folgen. Herzog Friedrich der Streitbare nämlich fiel 1246

gegen die Ungarn, und hinterließ keine Erben. Kaiser Friedrich II. wollte das Land als eröffnetes Reichslehen einziehen, konnte dies aber in den Verwirrnissen seiner letzten Jahre nicht durchsetzen, und Markgraf Hermann von Baden, Gemahl der Gertrud, einer Schwestertochter des letzten Herzogs, erwarb einen Theil des Landes. Nachdem er gestorben war (1250), gewann der böhmische Prinz Ottokar die österreichischen Stände, daß sie ihn als Herzog anerkannten, indem er durch eine Heirath mit Margarethen, der Schwester des letzten Babenbergers und Wittwe des in der Gefangenschaft gestorbenen römischen Königs Heinrich ein Anrecht zu begründen suchte. So gewann der Böhme Oesterreich mit Steiermark und Krain, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Böhmen (wozu Mähren gehörte) geworden war, auch noch Kärnthen nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs zu seinen Besitzungen fügte (1269), war er bei weitem der mächtigste Fürst in Deutschland. An das Recht des jungen Friedrich, Gertruden's Sohn, dachte Niemand. Es ist derselbe, der mit seinem Freunde Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel starb; wegen seiner Ansprüche heißt er in der Geschichte auch Friedrich von Oesterreich.

Wie das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, mit Heinrich's des Löwen Aechtung zerfiel, und dessen Nachkommen nur Braunschweig und Lüneburg behielten, seit Friedrich II. als Reichslehn und mit dem Namen eines Herzogthums, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Aus dem alten Sachsen gingen die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, die Grafen von Holstein und Oldenburg, die Fürsten von Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen ꝛc. als unabhängig hervor. Ebenso wurden die Fürsten von Mecklenburg und Pommern, welche Heinrich der Löwe sich unterworfen hatte, von der sächsischen Hoheit frei und deutsche Reichsfürsten. Der Name des Herzogthums Sachsen aber, mit welchem bisher ein so großer und schöner Theil Deutschland's bezeichnet worden war, ging auf einige kleine Landstriche über, welche der von Kaiser Friedrich I. eingesetzte Herzog Bernhard von Ascanien selbst besaß. Es war die kurz vorher den Slaven entrissene Umgegend von Wittenberg. Zu dieser ward zwar nach Bernhard's Zeiten durch Herzog Albrecht zum Lohn für den Beistand, den er gegen Waldemar von Dänemark geleistet, noch das Lauenburgische gewonnen, aber bald wieder davon getrennt, indem zwei Linien entstanden, eine zu Lauenburg und die andere zu Wittenberg, deren jede, trotz ihrer geringen Besitzungen, den herzoglichen Titel von Sachsen führte.

Die Markgrafen von Meißen waren ursprünglich Grafen von Wettin. Einer derselben, Konrad, tauschte 1144 das damals noch unbedeutende Leipzig von dem Bischofe von Merseburg ein. Im Laufe desselben Jahrhunderts erlangten diese Fürsten durch die Entdeckung der Silberbergwerke im Erzgebirge große Reichthümer, und im folgenden erwarb Markgraf Heinrich der Erlauchte Thüringen, als Neffe des letzten Landgrafen, des Gegenkönigs Heinrich Raspe. Doch hatte er einen langwierigen Krieg mit einer andern Verwandten, der Herzogin Sophie von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, zu führen, die zuletzt das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen für ihren noch unmündigen Sohn Heinrich erwarb, welcher Stammvater des jetzigen hessischen Hauses wurde. Markgraf Heinrich der Erlauchte war der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter Margarethe mit einem Sohne Heinrich's vermählte, erstaunte über den Glanz seines Hofstaats. Dieser Sohn war der (oben S. 239) schon erwähnte Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Thüringen erhalten hatte.

In der Reihe der ehemals slavischen, während der Hohenstaufischen Zeit erst für das Christenthum und deutsche Nationalität gewonnenen Länder wuchs besonders die Mark Brandenburg unter den ascanischen Fürsten kräftig empor. Zwei wackere Brüder, Johann I. und Otto III., welche unter Friedrich II. und bis in das Zwischenreich herrschten, vergrößerten den Staat durch die Ucker- und Neumark und die Oberlausitz, und sorgten für Anbau und Gewerbe. Auch hatten die Ascanier die nach Jahrhunderten so wichtig gewordene Lehnsherrlichkeit über Pommern erworben. — So entwickelten sich in unserm Vaterlande allmählig die Gestaltungen, welche wir in den späteren Jahrhunderten hier erblicken.

Im oberen Italien zerfiel das Staatsleben ohne alle zusammenhaltende Mächte in noch kleinere und gegeneinander ganz selbständige Kreise. Nachdem schon die Eroberungen der Römer die alten Stammesunterschiede vernichtet hatten, und dann selbst zu Grunde gegangen waren; nachdem auch durch die Ansiedelungen der Lombarden und Normannen nur ein allgemeiner Gegensatz des Nordens und Südens hervorgerufen war, fehlten hier die Momente, welche in Deutschland den Kern zu größeren Vereinigungen bildeten. Die Gewalt der geistlichen Herren über Adel und Städte war schon durch Konrad II. und durch den Kampf Heinrich's IV. und Gregor's VII. gebrochen worden. Ungehindert hatten die Stadtgemeinden seitdem ihre Selbständigkeit entwickelt, bis Friedrich I. es unternahm, sie in das alte Verhältniß zum Reiche zurückzubringen.

Dieser Versuch mißlang, das Ende des Kampfes war die förmliche Bestätigung der meisten Rechte, welche die Bürger bis dahin usurpirt hatten. Zur Zeit Friedrich's II. hatte die neue Freiheit schon zu inneren Kämpfen geführt. Fast überall erhob sich das geringere Stadtvolk gegen den städtischen Adel, der sich aus den Freien und den Lehnsleuten der ursprünglichen Gemeinde gebildet hatte; es stritt der Landadel gegen die Patricier, es befehdeten sich die städtischen Adelsfamilien unter einander. Um Unterstützung zu gewinnen, erklärte man sich für den Kaiser oder den Papst. Das Resultat aller dieser Bewegungen war die Auflösung des noch übrigen Einflusses der Geistlichen auf die Städte durch Rechte und Güter, so wie die kaiserliche Gewalt schon längst gebrochen war. In den Guelfischen Orten mußte der Klerus große Opfer bringen, um seiner Partei die Oberhand zu erhalten, in den Ghibellinischen wurde er stark gebrandschatzt. So bildete sich hier ein neues und einfacheres, mittelalterlichen Interessen schon sehr entfremdetes Staatsleben. Was nach den Hohenstaufen von Deutschland aus für Italien unternommen worden ist, hat nur vorübergehende Wirkung gehabt, und durch das Aufhören der ordnenden und zurückdrängenden Thätigkeit der deutschen Kaiser ist der letzte Antrieb verschwunden, welcher die Italiener vor Erschlaffung und gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt hatte. Der fortdauernde Kriegszustand aber zwischen den Städten und den einzelnen Factionen zeigte damals bald das Bedürfniß größerer Einheit in der Führung der Staats= und Militärangelegenheiten, und eröffnete so allmählig mächtigen Adelsgeschlechtern die Aussicht, dereinst an die Spitze zu treten.

---

30. Eroberung Preußens durch den deutschen Ritterorden *).

Auf das Streben der Franzosen und Italiener, ihrem Leben in den östlichen Ländern, an den Küsten des Mittelmeeres eine größere Entfaltung zu geben, ist oben hingedeutet worden. Aber während diese Gründungen in weiter Ferne und unter fremdartigen Verhältnissen schon wieder zu verschwinden beginnen, wurde auf gesicherterem Boden und nach längerer Arbeit deutsche Sitte, Bildung und Sprache zugleich mit dem

*) S. Voigt's Geschichte Preußens, Bd. I. bis III. Vgl. auch Watterich, Die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen.

Christenthume siegreich über weite Länder am baltischen Meere ausgebreitet, die bis dahin durch Glaube und Gesittung von dem Kreise der in der Cultur fortschreitenden Nationen Europa's ausgeschlossen waren. Während Deutschland als Gesammtreich schon von der erstiegenen Höhe herabsinkt, werden hier Keime zu Staatenbildungen gelegt, welche im Laufe der Jahrhunderte den Schwerpunkt deutschen Lebens vom Rheine weit nach Osten hinübergezogen haben. Es ist ein Beweis hoher politischer Befähigung des deutschen Volkes, daß diese Colonisation vermittelt ward durch den mönchisch-ritterlichen deutschen Orden, während die Johanniter und Templer, die reicher ausgestatteten Brüder desselben, keine ähnliche Gründung zu Stande brachten.

Schon der Bekehrungseifer früherer Jahrhunderte hatte sich an dem Lande nord- und ostwärts von der Weichsel, berühmt als Vaterland des hochgeschätzten Bernsteins, versucht; aber ohne Erfolg. Die Bewohner desselben, seit dem elften Jahrhundert mit dem Namen Preußen belegt, obschon dem Ackerbau und mancher geselligen und bürgerlichen Ordnung nicht fremd, standen doch auf einer niederern Stufe der Bildung als die alten Germanen. Neben ihren Königen oder Reiks behaupteten die Oberpriester, Griwen genannt, deren es wahrscheinlich in jeder Landschaft einen gab, ein vorzüglich hohes Ansehen. Sie waren die obersten Richter, und die Befehle, die sie als Priester ertheilten, galten als der Wille der Götter. Der Griwe wußte dieses Ansehen durch das geheimnißvolle Dunkel, in welches er sich hüllte, zu erhalten und zu befestigen. So selten zeigte er sich dem Volke, daß ihn gesehen zu haben für ein hohes Lebensglück galt. Als nun diesen mächtigen Priestern, deren Herrschaft durch das Alter von vielen Jahrhunderten fest begründet war, die christlichen Glaubensboten entgegentraten, voll Demuth, ohne Pracht, Glanz und Macht, als Männer, die nur in Entsagungen und Entbehrungen ihre Tugend und ihr Verdienst suchten, als Lehrer, welche die waltenden Götter des Volkes taube und stumme Götzen nannten, und dagegen zur Verehrung eines Wesens ermahnten, das nicht zu schauen und nie zu begreifen war: da war es wohl nicht zu verwundern, wenn ihnen Mißtrauen und Haß entgegentrat, wenn ihnen ihr frommer Eifer mit Schmach und Verfolgung, ja mit dem Tode gelohnt ward. Einen solchen Märtyrertod starb im Jahre 997 der heilige Adalbert, der seinen bischöflichen Stuhl zu Prag wegen der zügellosen Rohheit der Böhmen verlassen hatte, und dem Evangelium unter den Preußen eine Stätte bereiten wollte; und elf Jahre nach ihm traf den Benedictiner Bruno dasselbe Schicksal. Im elften Jahrhundert suchten die polnischen Herzöge sich die

Preußen zu unterwerfen, aber erfolglos. Mußte das Volk auch zuweilen, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, Tribut geloben und Geiseln stellen, so warf es doch das verhaßte Joch immer schnell wieder ab. So standen die Preußen auch im Anfange des zwölften Jahrhunderts auf der Seite der Pommern, als diese ihre Unabhängigkeit gegen den polnischen Herzog Boleslav III. Krzywousty (Krummmaul) zu vertheidigen strebten. Wenn ihnen das Bekenntniß des Christenthums zur Friedensbedingung gemacht ward, und dann einige der Vornehmeren die Taufe nahmen, so betrachteten sie es, eben weil es von ihren Feinden kam, nur als ein lästiges Joch, dessen sie sich stets wieder entledigten, so oft sie neue Kraft und neuen Muth in sich fühlten. Und diese Abneigung gegen den christlichen Glauben stieg noch höher, und wurde zum heftigen Abscheu, als sie sahen, welche Folgen das Christenthum in dem benachbarten Pommern, wo es seit 1124 durch die Bemühungen des Bischofs Otto von Bamberg festen Fuß gefaßt hatte, nach sich zog; welche schwere Lasten dort das Land jetzt drückten, welche Länderstrecken den Bewohnern entzogen wurden, um Kirchen und Klöster damit zu bereichern, wie die einwandernden Deutschen die fruchtbarsten Gegenden in Besitz nahmen, und auf alle Weise bevorrechtet, die einheimischen Slaven dagegen zurückgedrängt, verachtet und in Armuth gestürzt wurden, und Leben, Sitte und Sprache der Urväter erlöschen sehen mußten. Die Kraft dieses gesteigerten Volkshasses der Preußen mußte der Polenherzog Boleslav IV. erfahren (der Sohn des 1139 gestorbenen Boleslav III.), den wir schon oben in der Umgebung Friedrich's I. und als Bekämpfer seines Bruders Wladislav kennen gelernt haben. Er faßte den Gedanken der Unterwerfung Preußens wieder auf, fiel in das Land ein, und brachte viele der erschreckten Bewohner für den Augenblick zum Christenthum. Kaum jedoch war das Land von den fremden Kriegern verlassen, als sich das Volk auch wieder dem Glauben der Väter zuwandte. Da kam der ergrimmte Herzog von neuem mit großer Heeresmacht herbei, um das ganze störrige Volk zu vertilgen. Aber die Preußen lockten ihn in Sümpfe, wo das polnische Heer sich bald von den erbitterten Feinden umgeben sah, und ohne nur Widerstand leisten zu können, entweder in den Morast versank oder erschlagen ward. Nur mit wenigen Begleitern rettete sich der Herzog (1161).

Polen befand sich seit dem Tode Boleslav's III. in einem Zustande heilloser Verwirrung. Reichstheilungen und das von Boleslav gegebene Gesetz, daß immer der Senior der Familie Krakau besitzen und den Vorrang vor den übrigen Nachkommen als Großherzog haben sollte, riefen

zerrüttende Bruder- und Bürgerkriege und verderbliche Parteiungen unter den Großen hervor; alle Ordnung löste sich auf, Bildung konnte nicht aufkommen, und die einzelnen Theile des Landes waren schwach gegen die Nachbarn. So wurde im Jahre 1206, bei einer abermaligen Theilung des Landes, Masovien ein unabhängiges Herzogthum, aber Herzog Konrad, dem es zufiel, ein leidenschaftlicher, grausamer, im Unglücke kraft- und rathloser Fürst, war nicht im Stande, sein durch die inneren Kämpfe ohnehin zerrüttetes Land gegen die Raub- und Plünderungskriege der seit jenen Unterjochungsversuchen erbitterten Preußen zu schützen, und fand eben so wenig bei den Nachbarn Hülfe.

Indeß waren im höhern Norden durch die Bestrebungen, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, folgenreiche Veränderungen vorgegangen. Es war im Jahre 1158, als Kaufleute aus Bremen (vielleicht auch aus Lübeck) nach der Mündung der Düna kamen, und mit den Liven einen friedlichen Handelsverkehr anknüpften, den häufige Besuche befestigten. An den Handel knüpfte sich die Sache der Religion. Nach mehr als zwanzig Jahren begleitete die Bremer ein Augustinermönch Meinhard, ein hochbetagter Greis, aber noch voll frischen Muthes und jugendlicher Kraft. Er ging mit großer Behutsamkeit zu Werke, und trotz mancher Schwierigkeiten hatte das Bekehrungswerk Fortgang. In Ykeskola (Jxkul) an der Düna errichtete er die erste christliche Kirche in jenen Gegenden. Als er aber von einer Reise nach Bremen, wo er auf des Papstes Geheiß zum Bischof der neuen Kirche in Livland geweiht worden war, zurückkehrte, fand er zu seinem großen Kummer sein Werk fast gänzlich wieder vernichtet. Die meisten der getauften Liven hatten sich an die Düna begeben, um durch das Wasser des Stromes, wie sie wähnten, die Taufe wieder von sich abzuwaschen. Nach Meinhard's Tode (1196) ging es seinem Nachfolger Berthold nicht besser; die erbitterten Liven schworen ihm den Tod, dem er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Da ließ Papst Cölestin III. gegen die Liven das Kreuz predigen. Noch war die Zeit, wo diese Predigten großen Eindruck machten, wo jeder glaubte, im Streite für die Kirche das Ziel der Seligkeit zu finden. Da schien es denn Manchem erwünscht, das abgelegte Gelübde in Europa gegen ein minder furchtbares Völkchen, als der Glaubensfeind in Asien war, erfüllen zu können, und es kam ein nicht unbedeutendes Heer, welches die Liven mit den Waffen zum Christenthum nöthigte. Aber kaum hatte es den Rücken gewandt, so spotteten sie der erzwungenen Bekehrung von neuem, und die christlichen Geistlichen mußten aus dem Lande fliehen. Der neu erwählte Bischof für Livland, Albert, war dem schwie-

rigen Werke weit mehr gewachsen als seine Vorgänger, denn er verband mit großen geistlichen Tugenden Erfahrung in den Welthändeln, Besonnenheit und Klugheit. Er kam (1199) an der Spitze eines neuen Kreuzheeres, und nöthigte die erschrockenen Heiden von neuem zu Friede und Taufe. Da er aber wohl sah, wie große Erbitterung noch unter den Liven herrschte, wie schwer es halten würde, die festen Wurzeln des alten Götterglaubens auszureißen, und wie unzureichend der Schutz der nach Jahresfrist stets wieder heimkehrenden Pilgerheere gegen einen neuen sehr zu befürchtenden Abfall des Volkes sei, so beschloß er einen besondern Ritterorden zu gründen, dessen Zweck es sein sollte, das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens immer mehr zu verbreiten, und eine dem Landesbischof in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht zu bilden. Innocenz III. gab gern seine Einwilligung, und so entstand der neue Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi," von dem Zeichen des Schwertes, welches sie, neben dem allen geistlichen Ritterorden gemeinsamen Kreuze, auf dem weißen Ordensmantel trugen, gewöhnlich Schwertbrüder genannt. In wenigen Jahren war die Zahl der Ordensgenossen schon ziemlich bedeutend. Daneben war der Bischof fortwährend bemüht, auch noch die Kreuzzüge nach Livland in Bewegung zu erhalten, und um den Christen einen festern Vereinigungspunkt zu gewähren, gründete er schon im Jahre 1200 die Stadt Riga. Indeß gedieh auch in der Folge das Werk der Bekehrung in Livland nur unter unaufhörlichen, schweren und harten Kämpfen. Zur Zerstörung des christlichen Glaubens und der deutschen Herrschaft im Lande verbanden sich mehrmals mit den noch unbekehrten Liven nicht nur die umherwohnenden heidnischen Völker, die Esthen, Lithauer und Semgallen, sondern auch mehrere benachbarte russische Fürsten, welche durch die Ausbreitung der deutschen Macht in jenen Gegenden ihren bisher dort geübten Einfluß beeinträchtigt und zerstört sahen. Leider erhoben sich auch zwischen dem Bischofe und dem Orden Streitigkeiten, welche dem Fortgange der gemeinsamen Angelegenheit nachtheilig wurden. Da indeß alter Haß unter den verschiedenen heidnischen Völkern ihre Bündnisse immer wieder störte und zerriß, da sie kluger Leitung und geschickter Anwendung ihrer Kraft ermangelten, so blieb zuletzt doch der Sieg dem Kreuze. Daher gelang es dem Orden, nach einiger Zeit (1217) auch Esthland zu unterwerfen.

Diese Vorgänge überzeugten den Herzog Konrad von Masovien, daß auch die Preußen nur zu zähmen sein würden, wenn man sie für

das Christenthum gewönne, und so begünstigte er jeden darauf abzielenden Versuch. Unter seinem Schutze trat der Bernhardinermönch Christian in der zunächst an Masovien grenzenden preußischen Landschaft, dem Kulmerlande, als Bekehrer auf. Diesem gelang es zuerst, dem Evangelium hier einigen Eingang zu verschaffen, und als er sich darauf nach Rom begab, von dem Erfolge seines Werkes Bericht abzustatten, wurde er von Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt. Aber auch er hatte den Schmerz, bei seiner Rückkehr seine Pflanzung durch Einfälle der heidnischen Preußen in großer Bedrängniß zu sehen. Es gelang ihm zwar, zum Schutze derselben ein Kreuzheer unter die Waffen zu rufen (1219), welches besonders das schon christliche Kulmerland, wo er in der Burg Kulm den Sitz seines Bisthums hatte, schützte. Aber kaum hatten diese Pilger den Rücken gekehrt, als auch die Preußen ihre zerstörenden Raubzüge wieder begannen. Eben so wenig wollte es dem Bischofe mit einer nach dem in Livland gegebenen Beispiele gestifteten Verbindung der „Ritterbrüder von Dobrin" gelingen, denn schon in den ersten Tagen seines Daseins wurde dieser Orden fast gänzlich wieder vertilgt, indem die meisten Ritter in einer Schlacht wider die Preußen fielen. Die schwachen Reste der Dobriner Verbindung wurden in der Folge mit dem deutschen Ritterorden verschmolzen.

Dieser Orden hatte sich damals, ein Menschenalter nach seiner Entstehung, schon zu großer Bedeutung erhoben, wie an Ansehen und Gewicht vor der Welt, so an Umfang und an Reichthum seines Einkommens und seiner Besitzungen. Den größten Aufschwung nahm er unter der Leitung Hermann's von Salza, der im Jahre 1210 Hochmeister geworden war, eines Mannes, der uns in jener wirren und leidenschaftlich erregten Zeit fast als die einzige von allen Parteien gleich sehr anerkannte Persönlichkeit entgegentritt, der auf den Kaiser wie auf den Papst denselben Einfluß übte, der eine liebenswürdige und feine Natur, den Weltverstand und weiten Blick des Staatsmannes mit der Rechtschaffenheit und Treue des Ehrenmannes vereinte. An ihn wandte sich im Jahre 1226 Herzog Konrad von Masovien, um die Unterstützung seines Ordens gegen die Preußen zu gewinnen, wie dieser eben vorher gegen die Kumanen in Siebenbürgen verwandt worden war. Konrad umging bei dieser Gelegenheit die Rechte, welche er dem Bischof Christian, der mittlerweile vom Papste in die Stellung eines Metropoliten für Preußen erhoben war, über das Kulmer Land zugestanden hatte, und verhieß dasselbe dem Orden für seine Mühe. Noch während die Bevollmächtigten Hermann's

mit Konrad und Christian unterhandelten, bestätigte Kaiser Friedrich dem Orden die Schenkung Konrad's *); da aber Bischof Christian von seinen Rechten nichts aufgeben wollte, so ward 1229 eine zweite Gesandtschaft nach Preußen abgeordnet, die wegen eines neuen siegreichen Vordringens der heidnischen Preußen den Herzog zu größeren Anerbietungen und Christian wenigstens zu Zugeständnissen bereit fand. Es kam dem Orden darauf an, ein Land zu erwerben, in dem er unabhängiger Besitzer unter alleiniger Oberhoheit des Kaisers wäre, zugleich aber mußte er wünschen, daß ihm auch sein von den Päpsten ertheiltes Privilegium unverkümmert bliebe, wonach er keiner geistlichen Jurisdiction unterworfen sein sollte. Die üble Lage, in der sich Konrad befand, ermöglichte in rascher Frist das Erwerben des Landes als Eigenthum; da aber Christian bei einem abermaligen Raubzuge der Samländer gefangen worden war, so war es für Hermann nicht schwer, auch bei Papst Gregor IX. eine Bulle zu erwirken, nach welcher der Orden das Land als päpstliches Lehn besitzen und auch die Abgrenzung der kirchlichen Sprengel als oberster Bischof vollziehen sollte (1236) **). Inzwischen war bereits seit 1226 eine Ordensmacht an der Weichsel thätig gewesen. An ihrer Spitze stand Hermann Balk (Balko), der umsichtig und tapfer die Leitung des Krieges gegen die Preußen in die Hand nahm. Seine Nachfolger in dieser Würde führten den Titel: Landmeister. Es war nur eine sehr kleine Schaar, welche Hermann Balk herbeiführte, und es würde unbegreiflich sein, wie diese wagen oder nur hoffen konnte, ein Volk zu unterwerfen, welches mehr Tausende zählte, als sie Einzelne, wenn ihr nicht die Macht der Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Siege des Kreuzes über den Irrwahn der Götzendiener ein felsenfestes Vertrauen eingeflößt hätte. In den mühevollen und harten Kämpfen eines halben Jahrhunderts, die nun begannen, wurden die Ritter zwar öfters durch deutsche Kreuzheere unterstützt; da diese Hülfe aber immer schnell wieder

---

*) Friedrich sagt ganz bestimmt: „confirmantes eidem magistro, successoribus suis et domui suae in perpetuum tam praedictam terram quam a praedicto duce recipiet et quamcunque aliam dabit nec non terram quam in partibus Prussiae conquiret, ut eam liberam sine ullo servitio teneat et immunem."

**) Daß bei der ganzen Verhandlung der Orden die größte Staatsklugheit entwickelte, daß er das Land zuerst als Vasall Christian's betreten, dann aber von diesen Schranken sich zu lösen gewußt hat, daß die Rechte Christian's verletzt wurden, hat Watterich a. a. O. einleuchtend gegen Voigt bewiesen. Christian starb übrigens 1245, ohne in seinen Rechten vom Papste geschützt zu sein.

verschwand, so waren sie doch am meisten auf ihre eigenen Kräfte angewiesen; auch die Uneinigkeit ihrer Gegner erleichterte ihnen den Sieg.

Die ersten Niederlassungen der Ritter in dem Lande ihrer neuen Wirksamkeit, waren die Burgen Vogelsang und Nessau auf dem linken Weichselufer. Im Jahre 1231 ging Hermann Balk über den Strom, ließ dort die Burg Thorn anlegen, und gewann von da aus das ganze Kulmerland. So verfuhr der Orden auch bei seinen folgenden Eroberungen. Zuerst errichtete er meistens eine Burg an einem passenden Grenzpunkte des Landes, dessen er sich zu bemächtigen strebte, um den christlichen Kämpfern vor allem einen festen Rückhalt und sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Den kriegerischen Zwecken schloß sich die Civilisation an. Schon 1232 gründeten deutsche Einzöglinge bei den Burgen Thorn und Kulm Städte, deren bürgerliche Ordnung und Verfassung der Orden in einer Urkunde, die kulmische Handfeste genannt, bestimmte. Sie war ganz nach dem Vorbilde deutscher Einrichtungen und Gesetze entworfen, und auf deutsches Leben und Sitte berechnet, und wurde, da sie in der Folge auf die meisten Städte und Gebiete Preußens ausgedehnt ward, ein wichtiges Beförderungsmittel für die Verbreitung und Einheimung der deutschen Cultur in diesem Lande.

Die Päpste verloren den Orden auch in der auf Preußen gewandten Richtung seiner Thätigkeit nicht aus den Augen, denn was er eroberte, war auch für die Herrschaft der Kirche gewonnen. Bestanden ihre Unterstützungen auch nur in Worten und Ermahnungen, so war doch diese Hülfe eine sehr wesentliche. Der Orden erhielt durch ihre steten Ermunterungen viele neue Glieder und Besitzungen, und von Zeit zu Zeit wurden auch noch immer Kreuzheere wider die Heiden in Preußen gebildet. Mit Hülfe eines solchen unter der Anführung des Markgrafen Heinrich's des Erlauchten von Meißen unterwarf sich der Orden die erste preußische Landschaft, Pomesanien, und bald darauf, nach harten Kämpfen, auch eine zweite, Pogesanien (1237). Ermüdet durch das Unglück des Krieges, verzweifelnd an ihrer Götter Macht und Beistand, hülflos in sich selbst, und verlassen von der Theilnahme der anderen Gebiete, unterwarfen sie sich der Herrschaft des Ordens, huldigten dem Christenthum im Empfang der Taufe, und stellten Geiseln für die Sicherheit ihrer Zusagen. Noch wurden die Neubekehrten milde und schonend behandelt. Die Ordensbrüder ritten im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Hospitälern, sorgten für Wittwen und Waisen, schickten talentvolle Knaben nach Deutschland in die Schulen. In Pogesanien lockte

der Handelsvortheil die Lübecker zu einer wichtigen Niederlassung. Bremen's und Lübeck's Verkehr nämlich nahm im zwölften Jahrhundert besonders nach dem baltischen Meere seine Richtung, und so ward denn die Gelegenheit, die sich hier zur Erweiterung dieses Verkehrs darbot, mit Freuden ergriffen. An einem für den Handel ganz besonders glücklich und günstig gelegenen Ort war 1237 eine neue Stadt, Elbing genannt, gegründet, und schon nach wenigen Jahren erhob sie sich zur Blüthe.

Eine neue Verbreitung seines Einflusses erhielt der Orden um diese Zeit durch die Vereinigung mit den Schwertbrüdern in Livland. Diese Ritter hatten an den Russen hartnäckige Feinde zu bekämpfen, deren sie sich nur mit Mühe erwehrten; noch schlimmer aber waren die wilden Verheerungszüge der Lithauer, welche dieses rohe Volk unter Freveln und Gräueln aller Art unaufhörlich fortsetzte. Dazu kam ein unleidliches Verhältniß zu dem herrschsüchtigen Bischof Albert, der die Ritter nur als Werkzeuge für seine Pläne betrachtete, jedes Emporstreben des Ordens zu unterdrücken trachtete, und ihm für alle seine Mühe kaum etwas mehr gönnte, als was zur spärlichen Erhaltung nöthig war. Da stieg in dem Ordensmeister Volkwin der Gedanke auf, seine ritterliche Stiftung mit dem Orden der deutschen Herren zu vereinigen. Die Ausführung fand anfangs große Schwierigkeiten. Als aber die Schwertbrüder 1236 von den Lithauern eine große und schwere Niederlage erlitten, in welcher auch der ritterliche Held Volkwin fiel, so daß Furcht und Entsetzen sich aller Christen in den benachbarten Landen bemächtigte, und Allen der Untergang der jungen Kirche in Livland unvermeidlich schien, wenn nicht eiligst neue Hülfe herbeikomme: da betrieb auch der Papst, in der Meinung, daß diese Hülfe nur vom deutschen Orden geleistet werden könne, die Vereinigung eifrig. Im nächsten Jahre kam sie, obwohl der deutsche Orden sich scheuete, die ziemlich ordnungslosen Schwertbrüder in seinen Schooß aufzunehmen, dennoch, weil Hermann von Salza ihr geneigt war, zu Stande, und der unermüdet thätige Hermann Balk erschien an der Spitze einer Ritterschaar in Livland, sicherte das Land und ordnete die Verhältnisse. Mit dem Könige Waldemar II. von Dänemark, der früher an der Eroberung Esthland's Theil genommen hatte, und jetzt seine Ansprüche auf diese Provinz mit den Waffen geltend machen wollte, ward ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen ihm das nördliche Esthland abgetreten ward. Nach dieser Beruhigung Livland's war die Hoffnung vorhanden, daß der Orden künftig, nach Bezwingung der dazwischen liegenden preußischen Landschaften, mit dieser seiner neuen

Stiftung in unmittelbare Berührung werde treten können; es war ihm aber auch die Bürde neuer Sorgen und Kämpfe auferlegt.

In Preußen erwarb der Orden nach dem Tode Hermann Balk's (er und der Hochmeister Hermann von Salza starben in einem Jahre, 1239), unterstützt von einem Kreuzzuge unter dem Herzoge Otto von Braunschweig, nach harten Kämpfen die Provinzen Warmien (Ermland), Natangen und Galindien. Auch an diesen Kreuzzug hatten sich wieder viele Deutsche mit Weib und Kind in der Absicht angeschlossen, sich in Preußen niederzulassen. Den Ordensrittern waren solche Einzöglinge sehr erwünscht; sie gaben ihnen reichliches Besitzthum mit besonderen Vorrechten und Freiheiten. Die Begünstigung erweckte den Neid der Eingeborenen, die ohnedies, nachdem der erste Sturm des Krieges vorüber war, das ihnen gefallene Loos schrecklich und unerträglich fanden. Der oberflächliche, in einigen halb oder gar nicht verstandenen Formeln bestehende Unterricht im Christenthume, welchen die Neubekehrten erhielten, konnte unmöglich hinreichen, die Liebe zu den alten Göttern, mit deren Dienste das vorige in unbeschränkter Freiheit und Fröhlichkeit hingebrachte Leben innig verwandt war, aus den Gemüthern zu verdrängen. Gegen diese Vergangenheit schien ihnen ihr nunmehriges, von allen eingewurzelten Neigungen losgerissenes Dasein leer und trostlos. Auch vergaß der Orden schon jetzt der früher geübten Milde, und fing an, das Volk mit einer gewissen Strenge und Härte zu behandeln. Kein Wunder daher, daß Groll und Ingrimm sich der Herzen bemächtigten, und der Gedanke der Rache und Vergeltung sich im Volke immer mehr ausbreitete und immer tiefer wurzelte. Ein mächtiger Bundesgenosse erstand ihm in dem Herzoge Swantepolc von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel). Dieser Fürst, der früher selbst zu den Eroberungen des Ordens Vieles beigetragen hatte, wurde nun auf die wachsende Macht desselben eifersüchtig. Schon hatte das deutsche Wesen im westlichen Pommern die alte Sprache, Sitte und Verfassung verdrängt, oder doch bedeutend verändert; jetzt sah er im östlichen Nachbarlande, in Preußen, durch das Herbeiströmen einer Menge neuer Bewohner aus Deutschland dieselbe ihm und seinem Volke fremde Nationalität wachsen und sich befestigen, und fürchtete von allen diesen Veränderungen üble Folgen für seines Landes Sicherheit und Unabhängigkeit. Bei dieser mißtrauischen und feindseligen Stimmung konnte es, da sich die beiderseitigen Grenzen so nahe berührten, nicht an Verletzungen, manchem kleinlichen Hader und Zwist fehlen. Nunmehr, wo sich die Preußen mit Klagen über die vom Orden erfahrenen Bedrückungen an ihn wandten,

freute er sich der Gelegenheit, den Ordensrittern unter dem Scheine des Rechts entgegentreten zu können, indem er als Beschützer der Unterdrückten auftrat, und sich dabei auf die ausdrücklichen Verordnungen des Papstes stützte, daß die Neubekehrten mit Milde und Liebe behandelt werden sollten. Und kaum vernahmen die Preußen, daß der Herzog Krieg gegen den Orden bereite, als vom Drange des Freiheitsgefühls und von Rachedurst getrieben Alles zu den Waffen griff, dem Gekreuzigten entsagte, den alten Göttern zueilte, den alten Priestern vertraute. Eine allgemeine Empörung erhob sich, überall wurden die errichteten Zwingburgen umlagert. Nun brach auch der Herzog hervor, und Verheerung, Raub, Brand und Mord gingen von allen Seiten furchtbar über das ganze Ordensland hin. Nur noch auf fünf Burgen hielten sich die Ritter, alle übrigen hatten die ergrimmten Preußen erstürmt und die Besatzungen erschlagen. Da gab ein hochbetagter Held, der Marschall Dietrich von Bernheim, der zu der Schaar gehört hatte, welche zuerst mit Hermann Balk den Boden des Landes betreten, dem kleinen Häuflein der Deutschen durch kühne Thaten und Erfolge wieder Muth. Und zum Glück für den Orden erhoben sich jetzt die polnischen Herzoge, ja seine eigenen Brüder wider Swantepolc, wodurch er zum Frieden genöthigt ward (1243). Aber es blieb nicht lange dabei, denn der Herzog behielt seine Gesinnung wider die Ritter, und es erfolgte noch eine Reihe von Kämpfen, die das Land durch fortgesetzte verheerende Einfälle der Pommern in einen furchtbaren Zustand brachten. Erst nachdem der Orden, auch durch die Unterstützung neuer Kreuzfahrer aus Deutschland, kräftiger gegen den Herzog auftrat, und die durch ihn angerichteten Verwüstungen durch vergeltende Raubzüge in sein Land erwiederte, erkannte er, daß er nicht blos jene Ritterschaaren zu bekämpfen habe, die der Orden nach Preußen gesandt hatte, sondern alle die Stützen, die dieser in dem Geiste fand, der durch das Jahrhundert ging, in der Kampf- und Fehdelust der Zeit, in dem Glauben an das seligmachende Verdienst des mannhaften Streites für Kirche und Evangelium, in dem Wohlgefallen an den abenteuerlichen Kriegen mit den Heiden. Nachdem nun der Herzog in einem abermaligen Vergleiche (1248) gelobt hatte, niemals wieder gegen die Ritter mit den neubekehrten Preußen in ein Bündniß zu treten, konnte der Orden an die Unterwerfung der abgefallenen nördlichen Landschaften denken. Ganz ermattet und entmuthigt schlossen die Preußen 1249 mit den Rittern einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem ihnen, so lange sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu bleiben würden, völlige persönliche Freiheit und das Recht, Eigenthum zu erwerben, zugestanden

ward.] Einige Jahre vorher waren auch, nach manchem Zwist und Hader, die kirchlichen Verhältnisse des Landes geordnet worden. Nach dem Tode des ersten Bischofs Christian (1245) war Innocenz IV. zunächst zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er seine Sorge auch Preußen hätte zuwenden können; er ließ den Orden walten und schalten. Nachdem dann aber der bisherige Erzbischof von Armagh, Albert, von ihm zum Erzbischof von Livland, Esthland und Preußen ernannt war, begannen die Zerwürfnisse mit dem Orden sofort, da Albert sich als den Träger der früher an Christian verliehenen Rechte ansah. Es gelang dem Orden, der deßhalb die Staufische Partei verließ, den Papst zu gewinnen; zweckmäßig angewandte Geldspenden mochten das ihrige thun; Albert ward endlich angewiesen, seinen Sitz in Riga zu nehmen, zum Bischof von Ermland aber, wie es der Orden gewünscht hatte, einer seiner Ordenspriester geweiht. Die kirchliche Organisation des Landes ward nun so eingerichtet, daß das ganze Land in vier Bisthümer getheilt wurde. Die kulmische, die pomesanische und die ermländische Diöcese umfaßten das bereits eroberte Gebiet, eine vierte sollte die noch zu unterwerfenden Landschaften begreifen.

Unter diesen Landschaften faßte der Orden zunächst das wichtige Samland ins Auge. Um die Verbindung der Samländer mit den benachbarten, von uralter Zeit her stammverwandten Samaiten zu verhindern, wurde die Burg Memel erbaut, an die sich bald auch eine Stadt anschloß, und als nun im Jahre 1255 der König Ottokar von Böhmen und dessen Schwager, der Markgraf Otto III. von Brandenburg, mit einem neuen zahlreichen Kreuzheere in Preußen erschienen, wurde Samland zur Unterwerfung gezwungen. Damals ward das heilige Romove, die Stätte für die Götterbilder, für immer zerstört, und eine neue dort erbaute Feste wurde aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König Königsberg genannt. Der daselbst eingesetzte Comthur hatte mit der geringen Besatzung, dem erbitterten Volke gegenüber, einen schweren Stand. Er verfuhr daher mit größter Mäßigung, Milde und Schonung, und suchte besonders das Vertrauen und die Ergebenheit des edlen Herrenstandes der Preußen zu gewinnen, indem er diesen Angesehenen und Vornehmen nicht nur den fernern und ungestörten Besitz aller ihrer bisherigen Güter fest verbürgte, sondern diesen Besitz hier und da auch noch ansehnlich vergrößerte. Dadurch wurde die reichste und viel geltende Klasse der Eingebornen mit seinem ganzen Interesse gegen das gemeine Volk an die Sache des Ordens gekettet. Die Bekehrung aber, die das Volk dem neuen Leben am meisten hätte zuführen und mit ihm befreunden sollen, war

eine erzwungene und ganz äußerliche, denn der Geist des Christenthums blieb ihm bei dem Mangel an aller Belehrung fremd, und was vorläufig erreicht wurde, war nur, daß der Grundbau des alten Lebens immer mehr zusammenbrach.

Der Orden war daher immer noch weit von seinem Ziele. Die völlige Befestigung seiner Herrschaft in Preußen machte die Unterwerfung der noch freien und unberührt gebliebenen Landschaften nöthig; die weiten Grenzen waren schwer zu sichern, die Stimmung der schon unterworfenen Gebiete bedenklich, die Verluste, die der Orden an seinen in den Kämpfen gefallenen Brüdern erlitten hatte, bedeutend. Das Mittel der Kreuzpredigten war schon abgenutzt und brachte keine erhebliche Wirkung mehr hervor. Die Päpste bemühten sich zwar nicht ohne Erfolg, dem Orden neue Mitglieder zu verschaffen, aber es waren unter diesen auch Menschen, deren früherer Wandel nichts weniger als löblich, ja selbst mit schweren Verbrechen angefüllt war, die daher der Verbindung mehr schädlich als nützlich wurden. Und je mehr der römische Stuhl auf diese und andere Weise den Orden zu unterstützen trachtete, je heftiger erwachte der Neid der herrschsüchtigen Geistlichkeit. Durch Ränke und Schliche, durch List und Umtriebe suchte sie den Orden zu beeinträchtigen und seine Rechte zu schmälern. Wenn aber die Anklagen, die sie wider ihn erhob, meistens ungegründet waren, so brach dagegen die große Gefahr, welche die Preußen ihm jetzt bereiteten, keineswegs ohne sein Verschulden über ihn herein. Um die Burgen, welche anfangs in der Eil nur leicht errichtet waren, nunmehr fester zu bauen, vermehrte man die Frohndienste des Volkes und damit zugleich seinen Groll und seine Erbitterung, die noch höher stiegen, als die Lässigen und Widerspenstigen mit unzeitiger Strenge durch Wegnahme ihrer Kinder bestraft wurden. Der Zustand der Neubekehrten war in der That jammervoll. Ihre Felder waren durch die wilden Kriegsstürme fast alle verwüstet, der Ackerbau hatte sich noch nirgends wieder erhoben, und die Ritter selbst, geschweige das Volk, mußten oft mit Mangel kämpfen. Und für die Erhaltung eines solchen Lebens voll Kummer, Noth und Trübsal sollten nun die unglücklichen Eingebornen alle ihre Kräfte opfern, sollten die Kreuzheere ernähren, die nur herbeikamen, ihnen die Fesseln enger anzulegen, sollten die Burgfesten verstärken, von denen ihr Unglück ausging. Kein Wunder, wenn der Entschluß, Alles an die Wiedererringung der verlorenen Freiheit zu setzen, sich in ihren Gemüthern immer mehr befestigte.

Als diese feindselige Stimmung sich dem Ausbruche nahte, geschah,

daß der lithauische Fürst Mindowe, der früher den christlichen Glauben angenommen hatte, und mit dem Königstitel geschmückt worden war, wieder zum Heidenthum abfiel, den Orden bekriegte und 1261 an der Durbe einen großen Sieg über ihn davontrug. Und als nun gleich nach dieser schweren Niederlage ein Ordensvogt am frischen Haff eine Anzahl edler Preußen auf seine Burg lockte und sie dort in Flammen umkommen ließ, mit der Beschuldigung, daß sie eine Verschwörung wider sein Leben angestiftet: da erhob sich der Aufruhr von den Gestaden Samland's bis an die Grenze Pomesanien's. Die Kirchen wurden niedergerissen oder verbrannt, die heiligen Geräthe geraubt, die Priester aufs Grausamste ermordet. Alle christlichen und deutschen Landbewohner, die nicht eiligst Rettung in einer nahen Ordensfeste finden konnten, wurden theils jammervoll erwürgt und erschlagen, theils in Sklaverei hinweggeführt. Die Ritter waren größtentheils auf die nächsten Umgebungen ihrer Burgen beschränkt, in diesen nicht einmal auf lange Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und ganz außer Stande, dem Feinde mit Macht entgegenzutreten. Nur das Kulmerland und Pomesanien blieben treu, weil dort meist deutsche Einzöglinge wohnten. Ungeachtet durch die Bemühungen des Papstes Urban IV., der früher als Legat in Preußen gewesen war und nun durch die Dominikaner das Kreuz in Deutschland predigen ließ, einige Hülfstruppen aus der Nähe herbeigezogen wurden, so blieben doch die Preußen siegreich, und mit ihren Siegen wuchs das Vertrauen zu den alten Göttern und ihre Zuversicht. Durch Hungersnoth kam eine Burg nach der andern, selbst Marienwerder in Pomesanien, eine der ersten Gründungen des Ordens, in ihre Hände, und mit jeder sank ein Pfeiler der Ordensherrschaft nieder. Mehr und mehr wurden des Ordens spärliche Kräfte in täglichen Kämpfen verzehrt gegen einen Feind, der seine Schaaren immer leichter ersetzen, seine Bedürfnisse ohne Mühe befriedigen konnte. König Ottokar von Böhmen erschien zwar auf vielfache Ermahnungen des Papstes 1267 mit einem Heere, aber selbst die Elemente schienen die Sache der Preußen zu begünstigen. Das Land war damals noch so sehr mit Sümpfen und Morästen angefüllt, daß es nur bei starker Winterkälte möglich war, mit einem Kriegsheere in die Wälder und Schlupfwinkel des Feindes einzudringen. Dieser Winter aber war so gelinde, daß die Preußen in ihren Zufluchtsörtern, wohin sie sich sämmtlich zurückgezogen hatten, unangreifbar blieben, und Ottokar mußte wieder heimziehen, ohne den früher in diesem Lande erworbenen Siegesruhm durch neue Thaten vermehrt zu haben. Des Ordens

Lage wurde immer schlimmer und verzweifelter, und auch das ganze christliche Kulmerland litt durch jährliche Verheerungszüge des mit steigender Zuversicht kämpfenden Feindes unsäglich.

Doch dem Christenthume und der Bildung war in Preußen nicht bestimmt zu erliegen und wieder unterzugehen. Noch schloß der Orden eine Anzahl tapferer Männer in sich, die, von hohem, unbezwinglichem Geiste erfüllt, auch in der härtesten Bedrängniß nicht verzweifelten, und als 1270 der Marschall Konrad von Thierberg, ein tapferer, besonnener, unerschütterlich fester Mann, die Anführung erhielt, kehrte das entwichene Glück allmählich wieder zu den muthig Ausharrenden und den christlichen Panieren zurück. Damals ward an der Nogat der Grund zu dem festen Marienburg gelegt, das, nachher weiter ausgedehnt und verschönert, in der Blüthezeit des Ordens die Residenz seiner fürstlichen Hochmeister wurde. Auch aus Deutschland kam jetzt wieder Hülfe, die tapfersten preußischen Häuptlinge fielen, und schon nach einigen Jahren war die schwere Prüfungszeit des Ordens überstanden, das ganze Land, so weit es früher erobert war, von neuem unterworfen, bald auch zwei neue Landschaften, Nadrauen und Schalauen dazu erobert. In den Rittern hatte sich während der Unglücksjahre mehr als je die Ueberzeugung befestigt, daß zur Sicherheit ihres Bestehens und ihrer Schöpfung das Heidenthum mit den Wurzeln ausgerissen und völlig vertilgt werden müsse. Darum nahmen die Kämpfe jetzt einen noch viel hartnäckigeren Charakter an, und wurden zu wahren Vernichtungskriegen. So war Nadrauen nach der Eroberung ein fast zur Wüste umgewandeltes Land, und als Pogesanien bei einem 1277 von neuem ausbrechenden, aber bald gedämpften Aufstande, am hartnäckigsten blieb, wurde dieser ganze Strich mit Raub und Brand verheert, und alle Bewohner, deren man sich nur irgend bemächtigen konnte, hinweggeführt. Dagegen wurde aber auch in den Tagen des Friedens, als das Heidenthum nun immer ermatteter zusammensank und nur noch in einzelnen Zuckungen lebte, mit großer Sorgfalt dahin gewirkt, den zerstörten Anbau wieder herzustellen und die Cultur in schöneren Blüthen emporsteigen zu lassen.

Nur noch eine preußische Landschaft war übrig, Sudauen, dessen Bewohner, stärker und tapferer im Kriege als alle anderen, wohl ahneten, was auch ihnen bevorstand, und daher selbst den Krieg durch verheerende Einfälle in das kulmische Land begannen. Ein Grund mehr für Konrad von Thierberg, diesen trotzigen Feind in seinem eigenen Gebiete aufzusuchen. Es war ein eben so wichtiges als schwieriges Unternehmen, aber doch nach einigen Jahren (1283) vollendet. Als der letzte sudauische

Häuptling sah, daß er jeden Gedanken, das Vaterland zu vertheidigen, fahren lassen müsse, beschloß er, es ganz aufzugeben, verheerte den heimathlichen Boden, so weit er konnte, mit Feuer und Raub, und wanderte mit seinem ganzen Volke aus nach Lithauen, um nie wieder zu kehren. Auf lange Zeit herrschte in Sudauen die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes.

In solcher Weise hatte der Orden nach einem dreiundfunfzigjährigen Kampfe ganz Preußen sich unterworfen und für Christenthum und deutsche Bildung gewonnen. Das Loos, welches den alten Landeseinwohnern, so viel das Schwert und der unsägliche Jammer des langen Krieges davon übrig gelassen hatte, fiel, war sehr verschieden, im Ganzen jedoch die Lage der Unterworfenen, in so fern sie ihr völlig niedergetretenes und vernichtetes Volksleben verschmerzen konnten, nicht schlimmer, als die des Volkes in Deutschland, in manchem Betracht sogar milder und leichter. Die ehemaligen Edlen Preußens, Withinge genannt, welche dem Orden Treue und Ergebenheit bewahrt hatten, genossen fortwährend große Vorrechte und Begünstigungen. Ihre alten Erbgüter besaßen sie frei von Verpflichtungen und Leistungen; für andere Besitzthümer, die ihnen, sammt einer Anzahl darauf sitzender Familien als ihren Gutsunterthanen, vom Orden zugewiesen waren, standen sie zu diesem in dem Verhältnisse dienstpflichtiger Lehnsmannen und mußten die Kriegsfolge leisten. Ihnen zunächst standen die Freilehnsleute, die in Rücksicht auf ihren ländlichen Besitz von der Zehntleistung und von bäuerlicher Arbeit befreit waren. Noch eine besondere Classe von Gutsbesitzern aus preußischem Stamme bildeten die Kölmer, so genannt, weil sie ihren Besitz auf kulmisches Recht, das zunächst nur deutschen Einwanderern ertheilt wurde, erhielten, und zu Zehnten und Zins verpflichtet waren. Die gesammte übrige Masse der alten Preußen bildete den Stand der Bauern und Hintersassen, zu welchen der Orden auch alle diejenigen der ehemaligen Edlen hinabdrückte, die sich ihm besonders feindlich bewiesen hatten. Sie waren die unmittelbaren Gutsunterthanen des Ordens, ihm zu verschiedenen Leistungen und Lasten verpflichtet, oder von ihm mit diesen Verpflichtungen jenen verdienten Preußen aus adeligem Stamme überwiesen. Die deutschen Einzöglinge erhielten die ihnen überlassenen Güter unter der Bedingung, Zehnten und Zins davon zu entrichten; von Hofdiensten waren sie befreit. Aus denen unter ihnen, die von edelen Geschlechtern Deutschland's stammten, gingen die Landesritter hervor. Andere deutsche Ansiedler bildeten einen deutschen, im Verhältniß zu dem preußischen sehr begünstigten, Bauernstand, und gaben

dem Geiste, der Art, Sitte und Sprache ihres Vaterlandes in Preußen erst feste Grundlage und Haltung. Nur durch diese ward es möglich, in dem wüsten und verödeten Lande wieder ein frisches und regsames Leben, und mit ihm neuen Wohlstand hervorzurufen. Wie durch die Deutschen auch Bürgerthum und Städte entstanden, ist schon erzählt. Bemerkenswerth ist jedoch, daß hier, auf Grund der Kulmer Handfeste, die Städte schon gar nicht anders gegründet wurden als in der Weise, daß ihre Beamten aus der freien Wahl der Bürger hervorgingen.

Ein so ausgedehntes Gebiet unter der Herrschaft eines geistlichen Ritterordens als eigentlichen Landesherrn zu sehen, ist eine in der Geschichte einzige Erscheinung. Der Hauptsitz des Ordens war damals noch in Akkon. An der Spitze der Verwaltung in Preußen stand der Landmeister, der aber in allen Angelegenheiten von irgend wichtiger Bedeutung ohne den Beirath und die Zustimmung der übrigen angesehenen Ordensbeamten nichts beschließen durfte. An Rang und Würde folgte auf ihn zunächst der Ordensmarschall, der in der Kriegführung mit ihm abwechselte. Jeder Ordensburg und dem von ihr abhängigen Bezirke war ein Comthur vorgesetzt. Die bischöflichen Landestheile blieben abgesondert, und standen nicht unter dem Orden; doch gewann dieser in drei derselben einen entschiedenen Einfluß, indem er die bischöflichen Stühle sowohl als die Domcapitel mit Ordensbrüdern zu besetzen wußte, ein Bestreben, das ihm nur in Ermland nicht ganz gelingen wollte.

---

31. Ludwig der Heilige, und sein erster Kreuzzug.

(1226—1254.)

Der lange Zeitraum der Regierung Friedrich's II. in Deutschland und seiner nächsten ohnmächtigen Nachfolger war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger Entwickelung, fast nur durch einen einzigen König ausgefüllt, der ein Vorbild von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und ritterlicher Tugend war. Philipp August war 1223 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. hatte noch bei Lebzeit seines Vaters einen Zug nach England und eine Kreuzfahrt gegen den Grafen von Toulouse unternommen. In denselben Richtungen bewegte sich seine Thätigkeit als Regent. Er brach schon im ersten Jahre seiner Herrschaft in Poitou ein, und eroberte die letzten Besitzungen der Engländer in

Frankreich bis auf die Gascogne. Amalrich von Montfort, der durch Raimund VII. so bedrängt worden war, daß er nur mit Geld einen freien Abzug aus dem belagerten Carcassone hatte erkaufen können, übertrug in dieser Lage alle von der Kirche seinem Vater und ihm ertheilten Rechte auf Toulouse dem Könige von Frankreich (1224). Ludwig empfing das Kreuz aus den Händen der päpstlichen Legaten, und die Predigten der Geistlichen und Mönche brachten ein Heer von funfzigtausend Reitern und vielem Fußvolk gegen die Ketzer zusammen (1226). Nach dreimonatlicher Belagerung ward Avignon, das damals noch zum deutschen Reiche gehörte, eingenommen, der König drang weiter vor, aber schon im November, als er eben Anstalt machte Toulouse zu erobern, überraschte ihn der Tod. Wie die Sage berichtet, ward er durch den Grafen von Champagne vergiftet.

Sein Sohn Ludwig IX. zählte erst vierzehn Jahre. Bis zu seiner Großjährigkeit, und auch wohl noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge Mutter, Blanca von Castilien, unterstützt von dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Die Widerspenstigkeit der Barone in den nördlichen Provinzen wurde schnell beseitigt und mit Raimund VII. von Toulouse ward endlich ein Friede geschlossen, in welchem er dem König einen ansehnlichen Theil seiner Grafschaft abtreten mußte. Was ihm blieb, ward so gestellt, daß es gleichfalls an die französische Krone fallen konnte, denn er mußte seine Tochter und Erbin an Ludwig's IX. zweiten Bruder, den Grafen Alfons von Poitou verheirathen. Das war das Ende der Albigenserkriege, nach zwanzigjähriger Dauer*). Die Besitzungen der Krone erstreckten sich jetzt bis zum Mittelmeer. Allein die höhere Bildung, der Gewerbfleiß, der bessere Landbau, durch welchen sich diese Gegenden bisher vor den übrigen Ländern Frankreich's ausgezeichnet, waren mit den Ketzern durch die unsäglichen Verheerungen des Krieges vernichtet; der Norden eilte dem Süden vielmehr jetzt voran, und bis auf den heutigen Tag stehen die Ufer der Rhone und Garonne an Volksbildung und Landescultur weit hinter denen der Seine und Somme zurück.

Im Jahre 1236 erreichte Ludwig das Alter der Mündigkeit, das vierundzwanzigste Jahr. Anlage und Erziehung, welche von Geistlichen geleitet worden war, ließen die religiöse Richtung der Zeit bei ihm ent=

*) Ranke, franz. Gesch. I, 39 bemerkt, daß außer dem Siege bei Bouvines nichts so sehr das Nationalgefühl gehoben und dadurch das königliche Ansehn vermehrt habe, als die Theilnahme an den Albigenserkriegen und die durch diese gewonnene Ausdehnung der königlichen Gebiete.

schiedener und vollkommener als bei irgend einem andern Herrscher des Mittelalters hervortreten. Desto unbefangener und leidenschaftsloser überblickte er die weltlichen Verhältnisse. Handhabung der Gerechtigkeit galt ihm als erste Fürstenpflicht, um so mehr, da sie auch von der Religion geboten sei; daher war auch seine Hauptsorge die Herstellung der Ruhe und Sicherheit im Innern seines Reiches. Er schritt zu dem Ende auf der von seinen Vorgängern betretenen Bahn fort, das Königthum über die Vasallen zu erheben. So befahl er zur Beförderung der Einheit in seinen Staaten den normannischen Baronen, welche Lehen in Frankreich und England zugleich besaßen, entweder die einen oder die anderen aufzuopfern, weil nach dem Ausspruche der Schrift Niemand zweien Herren dienen könne, eine dem Lehnswesen bisher ganz fremde Neuerung. Eben so verbot er die Vermählung vornehmer Vasallentöchter mit Fremden und verstopfte auch dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Vor Allem war er auf eine bestimmtere Ordnung im Gerichtswesen bedacht, und das unter seiner Regierung in Frankreich wie in anderen Ländern emporkommende Studium des römischen Rechts gab Gelegenheit zu wichtigen Verbesserungen.

Als die Nachrichten von der furchtbaren Zerstörung Jerusalem's durch die Chowaresmier nach Europa kam, lag Ludwig schwer darnieder an einem heftigen Fieber. Er verlangte sogleich mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Nicht lange danach genas er. Nur mit Mühe ließen sich die weltlichen und geistlichen Herren bewegen, seinem Beispiele nachzufolgen und Ludwig glaubte sich endlich genöthigt, ihre Zahl durch List zu vermehren. Es war damals Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Messe sehr früh ansagen; die Edlen und Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldene Kreuze darauf gestickt. Schamgefühl und Ehrgeiz hielten sie ab, wieder zurückzutreten. Die Staatsverwaltung übertrug er seiner Mutter Blanca; seine Gemahlin Margaretha von Provence begleitete ihn, und nach langen Vorbereitungen schiffte sich endlich das Kreuzheer am 25. August 1248 bei Aiguesmortes ein. Ein günstiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, dessen König, Heinrich von Lusignan, ein Nachkomme Guido's, seine Landsleute mit großer Pracht in seine Hauptstadt Nikosia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, und Ludwig beschloß, da Nodschmeddin Eyub nach der Eroberung von Jerusalem auch das Reich von Damaskus sich unterworfen hatte, denselben im

Hauptsitze seiner Herrschaft, in Aegypten, anzugreifen. Die Templer und Johanniter, welche ein völliges Niederwerfen der Saracenen ungern sahen, suchten ihn von diesem Schritte abzuhalten; vergebens. Am Donnerstag nach Pfingsten des Jahres 1249 warfen die Pilger im Angesicht von Damiette die Anker aus. An der Küste lag die ganze ägyptische Flotte ausgebreitet, bereit, sich der Landung aus allen Kräften zu widersetzen. Auch fehlten über zwei Drittheile der achthundert großen und kleinen Schiffe, mit welchen Ludwig von Cypern ausgelaufen war. Sie waren durch Stürme verschlagen worden und fanden sich erst später nach und nach wieder ein. Dennoch wurde der Angriff beschlossen und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig sprang selber, wie die ganze Ritterschaft, bis an die Brust ins Wasser. Die ägyptische Flotte floh den Nil herauf, auch die Landtruppen leisteten nur unbedeutenden Widerstand, und überließen sogar die Stadt den Franzosen. Der fromme Ludwig hielt seinen feierlichen Einzug in dieselbe am ersten Sonntage nach Trinitatis, mit bloßem Haupt und Füßen, von seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem Könige von Cypern, dem päpstlichen Legaten, dem Patriarchen von Jerusalem und vielen andern geistlichen und weltlichen Herren begleitet. Die Moscheen wurden sogleich zu Kirchen geweiht; ein Bischof ward gewählt, Stiftsherren eingesetzt und durch die Sorge des Königs mit Einkünften und Geräthschaften des Kultus reichlich versehen.

Mit den weiteren Eroberungen ging es langsam, theils weil die Ueberschwemmung des Nils eintrat, theils weil Ludwig noch Hülfe aus Frankreich erwartete, die ihm sein Bruder Alfons von Poitou zuführen sollte. So blieb man noch länger in Damiette, wo sich das Kreuzheer allen Arten von Ausschweifungen in solchem Grade ergab, daß der König dadurch tief bekümmert ward; wogegen Eyub die Zeit eifrig benutzte, um seine Truppen zu sammeln. Endlich, nachdem Alfons am 28. October mit vieler neuen Mannschaft gelandet war, ward am 20. November nach Cairo aufgebrochen, auf demselben Wege, der vor dreißig Jahren die deutschen Pilgerschaaren ins Verderben geführt hatte. Das Heer zählte zwanzigtausend Ritter und vierzigtausend Fußgänger. Die Flotte folgte auf dem Nil. Allmählig verstärkte sich der Widerstand der Saracenen, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte griechische Feuer vielen Schaden anrichteten. So oft eine Ladung desselben geschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jésus-Christ, garde moi et toute ma gent.“ Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von

Artois, des Königs ältester Bruder, fiel mit zweihundert und achtzig Tempelherren in den Straßen der Stadt Mansurah, in die ihn seine unbesonnene Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der König zeigte ebenfalls persönlichen Muth; aber auch die größte strategische Unkunde. Man ließ sich wieder zwischen die Kanäle und Flußarme verwickeln, alle Bewegungen wurden äußerst langsam und ungeschickt ausgeführt und so sahen sich die Pilger endlich auch von Damiette abgeschnitten. In dieser Lage unterlag das Kreuzheer der Hungersnoth und den ausbrechenden Seuchen. Ein Versuch zu entkommen mißlang, und während des dabei entstandenen Gefechtes, welches augenscheinlich die Niedermetzelung und das Verderben aller Franzosen herbeiführen mußte, erhielt Graf Philipp von Montfort Vollmacht vom Könige, Unterhandlungen zu versuchen. Er fand den Emir Zeineddin, an den er sich wendete, nicht abgeneigt. In diesem Augenblick rief ein Verräther, Namens Marcel, den Rittern, welche den Kampf noch fortsetzten, zu: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es; gebt ihn nicht dem Tode Preis!" Die Ritter glaubten, daß dies wirklich der Wille des Königs sei und übergaben sogleich ihre Schwerter den Saracenen. Darauf wurden alle entwaffnet, der König selbst in der Stadt Minieh = Abuabdallah aufgehoben, und das ganze französische Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250)*). Moattam, der Sohn und Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Nodschmeddin Eyub, verlangte von dem Könige für seine und seiner Leute Befreiung die Räumung aller Plätze in Syrien, die noch in christlichen Händen seien; allein Ludwig antwortete, daß dies nicht von ihm, sondern von dem Kaiser Friedrich abhange. Hierauf forderte der Sultan die Uebergabe von Damiette und eine Million goldener Byzantiner, welches mit Freuden bewilligt wurde. Es kam endlich auf dieser Grundlage ein Vergleich zu Stande, daß zwischen Moattam und allen Christen, die Syrischen mit eingeschlossen, ein zehnjähriger Waffenstillstand sein, alle Gefangene, die seit dem Friedensschlusse Kamel's und Friedrich's ge-

*) Die Königin Margarethe erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angst warf sie sich einem alten Ritter zu Füßen, und bat ihn um eine Gunst. Er versprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, sagte sie darauf, je vous requiers sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarazins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ilz me puissent prendre." Worauf der Ritter antwortete, er wolle es sehr gern thun, ja er habe selbst schon daran gedacht, so zu verfahren, wenn der Fall eintreten sollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

macht wären, frei gegeben, Damiette geräumt, und achtmalhunderttausend Byzantiner oder ungefähr hunderttausend Mark Silbers bezahlt werden sollten. Den fünften Theil der Geldsumme hatte der Sultan erlassen.

Aber als man über Alles einig war, brach in Aegypten eine Empörung aus, durch welche die Franzosen in neue und größere Gefahr geriethen. Die Mameluden, aus erkauften Sklaven gebildete Truppen, aus welchen die Sultane ihr Heer, besonders ihre Leibwache, seit einiger Zeit zusammengesetzt, und die an dem Siege über die Christen großen Antheil hatten, fanden sich durch den Stolz Moattam's und diesen ohne ihre Zustimmung gemachten Frieden beleidigt, und ermordeten den Sultan zum nicht geringen Schrecken der Pilger, die das gleiche Schicksal fürchteten. So endigte die Dynastie der Eyubiden, d. h. der Familie Saladin's in Aegypten, und die Mameluckenherrschaft begann. Der von den Mameluden aus ihrer Mitte erwählte neue Herrscher, Malek el Moez, bestätigte endlich den durch seinen Vorgänger mit Ludwig geschlossenen Vertrag, so weit er die Befreiung der Gefangenen betraf. Die Franzosen gingen nach Damiette, wo die Hälfte der Summe abgetragen ward. Das Geld mußte aus Frankreich geholt werden, weil die eigennützigen Templer sich zu keinem Darlehn verstehen wollten. Der König schiffte darauf mit einem kleinen Theil seines Heeres nach Akkon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Aegypten sandte, aber ohne dafür die Freude zu haben, alle seine Leute befreit zu sehen. Von zwölftausend Gefangenen waren die Kranken getödtet, von den Anderen viele Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangten ganze Reihen aufgespießter Christenköpfe.

In Palästina, wo Ludwig noch beinah vier Jahre verweilte, sann er auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit dem Sultan von Damaskus; denn die Saracenen dieses Reichs hatten den von den Mameluden erhobenen Herrscher nicht anerkannt, sondern Malek el Nasr, den bisherigen Herrn von Aleppo, einen Urenkel Saladin's, auf den Thron gesetzt. Indeß schlossen Aegypter und Damasker bald Frieden (1253) und Ludwig mußte sich bei seinen geringen Kriegsmitteln begnügen, die den Christen noch gebliebenen Städte an der Küste (es waren außer Akkon nur noch Sidon, Cäsarea und Joppe) in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Der Tod seiner Mutter (1. Dec. 1252) bewog ihn endlich, an die Rückkehr zu denken. Er ließ einige Truppen und einen Stellvertreter zurück, der aber von den beiden Ritterorden

wenig beachtet ward. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche zehn Wochen dauerte, sorgte Ludwig in jeder Weise für die Erhöhung des christlichen Sinnes unter seiner Umgebung. Sein Schiff war wie eine Kapelle eingerichtet. Vor einem darin aufgestellten Altar mit einer Monstranz und vielen Reliquien ward alle Tage Messe gelesen und wöchentlich dreimal gepredigt. Wenn es das Wetter erlaubte und die Matrosen unbeschäftigt waren, wurden ihnen einfache Vorträge über die Hauptlehren des Christenthums gehalten, und die Sterbenden bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode. Am 26. Junius 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Hieres. Die Städte, Klöster und Bisthümer, durch welche der König kam, gaben ihm nach alter Art Geschenke, und überall zeigte sich die höchste Freude über seine Rückkehr.

---

32. Ludwig's fernere Thaten.

(1254—1270.)

Mit verdoppelter Anstrengung, mit reinem und festem Willen und unerschütterlicher Strenge setzte Ludwig jetzt seine Bemühungen für das Wohl Frankreichs fort. Noch war die Macht der Barone nicht in dem Grade gebrochen, daß es an Gewaltthätigkeit und Eigenmächtigkeiten gefehlt hätte, noch war der Sinn der Zeit eines in geordneten und festen Grenzen sich bewegenden Lebens ungewohnt. Den Anfang machte er mit der Beschränkung des Fehderechts und der Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit. Der Lehnsgebrauch gestattete den Aftervasallen schon lange Berufung von dem Spruche des unmittelbaren Lehnsherrn an den obersten. Da der König jetzt Mittel genug besaß, sein Urtheil auch gegen die Mächtigsten geltend zu machen, und die strenge Gerechtigkeitsliebe Ludwig's sichere Bürgschaft einer unparteiischen Entscheidung gab, wurden diese Appellationen immer häufiger. Jeder wurde verpflichtet, vor den königlichen Gerichten zu erscheinen; dann erst sollten die vorsitzenden Beamten entscheiden, ob der Beklagte denselben unterworfen sei oder nicht. „So erschien der König, wenn auch von den Rechtsbüchern jener Zeit noch immer eine gewisse Unabhängigkeit der großen Barone anerkannt wird, doch souverain über alle, und Niemand war so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof desselben geführt werden konnte." Noch bedeutendere Folgen hatte das Verbot des gerichtlichen Zweikampfs

in allen Kronländern. Bei schwierigen Fällen war man bisher ohne weiteres zu diesem Auskunftsmittel geschritten, jetzt sollte eine genaue Untersuchung geführt, Zeugen gehört und Urkunden geprüft werden, Dinge, welchen weder die Kenntniß, noch die Lust und Ausdauer der Lehnsträger und Vasallen gewachsen waren. So entstand das Bedürfniß, Leute in die Gerichte aufzunehmen, welche durch gelehrte Bildung die dazu nöthige Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt hatten, und damit hinreichende Kunde des bestehenden Rechts verbanden. In ähnlicher Weise wurde auch der Gerichtshof des Königs umgestaltet, für welchen seit dieser Zeit der Name Parlament gebräuchlich ward *). Durch Berufungen von den Gerichten der Vasallen und Baillis wurde der Geschäftskreis desselben täglich größer, und die Barone, Prälaten und Hofbeamten, welche der König zu Beisitzern berief, bedurften des Beistandes Rechtsgelehrter, deren Befugniß sich allerdings zuerst nur auf die Führung der Untersuchung und Begutachtung der Streitsachen erstreckte, bald aber, bei der überlegenen Einsicht dieser Männer, bedeutend erweitert wurde. Eine Unterstützung gewährte nach dieser Seite die Erneuerung des römischen Rechtes in Frankreich, das zuerst von Blanca, dann noch mehr von Ludwig anerkannt wurde. Die Verwaltungsbeamten beaufsichtigte Ludwig streng und steuerte allem Mißbrauch. Jeder Beschwerde war er zugänglich, sprach selbst oder ließ in seiner Gegenwart Recht sprechen. Oft saß er im Sommer im Gehölze zu Vincennes unter einer großen Eiche, und Alle, welche mit ihm zu reden hatten, traten ungehindert heran.

Wie in Deutschland waren auch in Frankreich die alten Volksrechte und Kapitularien der Karolinger den Gewohnheiten der Städte und Provinzen gewichen. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts fing man an, diese Herkommen aufzuzeichnen, und bald nach Ludwig's Tode oder auch noch während seiner Regierung verfaßte ein Rechtsgelehrter oder königlicher Beamter eine Zusammenstellung von Gewohnheitsrechten einiger Kronlandschaften und von Verordnungen Ludwig's, und suchte diese so viel als möglich mit dem römischen Rechte in Verbindung zu bringen und darauf zu stützen. Seine Arbeit ist unter dem Namen Etablissements de Sct. Louis bekannt.

Im Jahre 1259 brachte Ludwig endlich auch sein lange feindselig gewesenes Verhältniß mit England ins Reine. Heinrich III., der Nachfolger Johann's ohne Land, hatte 1230 einen vergeblichen Kriegszug

---

*) Schmidt, Geschichte von Frankreich, Thl. I. S. 579 flgd. Ranke, franz. Gesch. I, 43 flgd.

zur Wiedereroberung der verlorenen Besitzungen in Frankreich unternommen, und 1242 einen zweiten, der einen noch schlechtern Erfolg hatte. Die Engländer verloren diesmal zwei Treffen, bei Taillebourg und Saintes, und mußten sich eiligst zurückziehen. Dann wurde ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen und mehrmals verlängert. Jetzt nach siebzehn Jahren entschloß sich Ludwig, um einen festen Frieden zu Stande zu bringen, Einiges von den eroberten Provinzen wieder heraus zu geben (Friede zu Abbeville). Heinrich entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür stellte Ludwig Limousin, Perigord, Querci, Agenois und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und Guienne liegt, zurück, wofür jedoch, so wie für seine sonstigen Besitzungen in Frankreich, der jedesmalige König von England, als Herzog von Guienne, dem französischen die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. kam bald darauf nach Paris und schwur den Lehnseid, und da kurz nach seiner Anwesenheit Ludwig's ältester sechzehnjähriger Prinz gleiches Namens starb, so kehrte Heinrich noch einmal zurück, um dem Leichenzuge desselben beizuwohnen und den tief bekümmerten Vater zu trösten. Seit jener Zeit wurde die Normandie auf immer mit der Krone vereinigt; „auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Macht der Krone". — Auf ebenso billigen Grundlagen traf Ludwig eine Uebereinkunft mit dem König Jacob I. von Aragonien, durch welche die Verhältnisse geregelt und die Grenzen beider Reiche festgestellt wurden.

„Während in allen andern Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede; und Frankreich nahm sich auf an Menschenzahl und Kultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor Allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mächtige Vasallen im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung" *).

Ueber seine Pflichten als König ließ sich Ludwig niemals durch hingebende Frömmigkeit verblenden. Nirgend sprach sich der beginnende Unwille über die Anmaßungen und Erpressungen des Papstes und des Klerus offener aus als in Frankreich. Der päpstliche Hof nahm die vollständigste Verfügung über geistliche Güter und Aemter in Anspruch; die Geistlichkeit griff unaufhörlich in die Gerichtsbarkeit der weltlichen Herrschaften ein. Schon vor dem Antritt seines Kreuzzuges machte Ludwig

*) Ranke, a. a. O.

dem Papste Innocenz IV. die nachdrücklichsten Vorstellungen: Es sei unerhört, daß der römische Hof für jede Noth Hülfsgelder von den Gütern der französischen Kirche fordere, daß die Bischöfe und Aebte wie Juden und Sklaven besteuert würden, daß geistliche Würden, Ausstattungen der Stiftsherren willkürlich, und selbst wenn sie nicht erledigt seien, vergeben würden. Da alle Beschwerden vergeblich blieben, ja da Clemens IV. späterhin solches Verfahren für wohlbegründet und rechtmäßig erklärte, so hielt es Ludwig für seine Schuldigkeit, die Rechte der Krone und der Vasallen, welche ihnen nach seiner Ueberzeugung gebührten, zu schützen, und die Wohlfahrt seiner Unterthanen der Habsucht der Päpste nicht aufzuopfern. Im März 1266 erließ er zu Paris die unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekannte Verordnung, daß die Prälaten und Patrone der Kirchen gegen alle Eingriffe in ihre Rechte gesichert sein sollten. Ueberall sollte freie Wahl der Vorsteher stattfinden, und das verderbliche Laster der Simonie durchaus nicht mehr geduldet werden. Der letzte Artikel aber lautet folgender Gestalt: „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen, und bei unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet.“

Diese wohlthätigen Anstrengungen wurden durch einen neuen Kreuzzug unterbrochen. Durch den traurigen Ausgang des ersten glaubte Ludwig sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, und die Genueser übernahmen nach langen Verhandlungen und gegen hohe Bezahlung die Fortschaffung und Versorgung des Heeres. Im Lande selbst nahm man wenig Antheil an dem neuen Zuge, selbst der Papst soll nicht ohne Bedenken gewesen sein. Ludwig machte zuvor sein Testament, setzte zwei bewährte Männer, den Abt Matthäus von St. Denis und den Ritter Simon von Nesle, zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denis die Oriflamme, und schiffte sich am 1. Julius 1270 mit sechzigtausend Mann zu Aiguesmortes ein. Man konnte sich nicht viel Gutes von dem Unternehmen versprechen; Ludwig's Gesundheit hatte so gelitten, daß er nicht mehr ohne Hülfe aufs Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen sollte. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, damals schon längere Zeit

König von Sicilien, entworfen, dem der Beherrscher von Tunis einen früher übernommenen Tribut nicht mehr zahlte. Auch hatte der Letztere dem frommen Ludwig die täuschende Hoffnung gemacht, Christ zu werden, wenn er es ohne Gefahr thun könne. Die Flotte landete an jener Küste, die Pilger eroberten das Schloß Karthago, und erwarteten dann die Ankunft des Königs von Sicilien. Diese verzögerte sich länger als man geglaubt hatte; die glühende Hitze erzeugte böse Seuchen, die Zahl der Feinde wuchs mit jedem Tage; mehrere französische Herren, unter ihnen Ludwig's dritter Sohn, und eine große Anzahl anderer Krieger, starben in den ersten Wochen, und endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Die Andachtsübungen, durch welche er sich zum Tode vorbereitete, unterbrach er nur durch die Abfassung weiser und frommer Vorschriften, welche er seinem zweiten Sohn und Nachfolger Philipp als bleibendes Vermächtniß übergab. So starb er, am 25. August, in seinem sechsundfunfzigsten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die David'schen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den seltenen Tugenden dieses Königs in seinem Privatleben erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, der in einer höchst treuherzigen Sprache eine Geschichte Ludwig's niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als nostre bon roy Sainct Loys. Seine Standhaftigkeit in der Ausübung der kindlichen Pflichten, die ihm der Charakter seiner Mutter Blanca sehr erschwerte, war außerordentlich. Diese von Herrschsucht nicht freie und durch lange Herrschaft verwöhnte Frau zeigte sich auch auf den Einfluß ihrer Schwiegertochter, der Königin Margarethe, eifersüchtig, und drängte sich störend in das Verhältniß zu ihrem Gatten. Selbst wenn Ludwig seine Gemahlin im Schlosse besuchen wollte, mußte er wohl erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und Blanca ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott," rief die Kranke, „wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unangemessenes Betragen fühlbar zu machen. Täglich ließ der König hundertundzwanzig

Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bei Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Im Jahre 1297 wurde er von Papst Bonifacius VIII. unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Ludwig's schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig," rührten die Prinzessin so oft sie ihrer gedachte zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit verweinten Augen auf, aß dann wenig und ging an ihr Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilands Beispiel zu laben. Ihr ganzes Vermögen war diesem Zwecke bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

---

33. Ende der Kreuzzüge.

Nach dem Tode Ludwig's IX. landete Karl von Sicilien bei Tunis. Die Saracenen wurden in zwei Treffen besiegt, aber dennoch schritt man nicht zur Belagerung der Stadt, sondern ließ sich durch eine bedeutende Geldsumme zum Rückzuge bewegen. Dies war der letzte größere Versuch abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Jener seltsame Staat von Tempelherren und Johannitern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Bestreben durch die Mannichfaltigkeit der Völker, die sich hier beisammen fanden, noch mehr zersplittert ward, trug von Anfang die Keime seiner Zerstörung in sich. Während von außen her die Macht der mamelukischen Sultane Aegypten's immer drohender nahte, wütheten Eifersucht und blutige Fehden im Innern der christlichen Städte. Am 18. Mai 1291 erstürmten die Saracenen Ptolemais nach einer heldenmüthigen Vertheidigung. Nach dem Verluste dieses wichtigen Bollwerks verließen die Franken ihre letzten Plätze, Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig, und die christliche Herrschaft in Syrien war unwiederbringlich verloren.

Zwei Jahrhunderte hindurch haben die Bewegungen des Abendlandes gegen das Morgenland gedauert. Sie sind hervorgegangen aus dem innersten Geiste des Mittelalters, und machen seine lebendigste Erscheinung aus. Gegen Rohheit und Barbarei ankämpfend, war das Christenthum einst den Germanen verkündigt worden, allmählig hatte es Kraft in ihren Herzen gewonnen, und erfüllte dann alle Gemüther mit solcher Begeisterung, daß es gegen den Islam, dem es früherhin fast erlegen war, siegreich auftreten konnte. Diese Richtung nach außen hin wurde zuerst durch das Gefühl erweckt: es sei der Christenheit unwürdig, das heilige Grab, die theuerste Reliquie, in den Händen der Heiden zu lassen. Es mahnte ferner der mysteriöse Glaube der Zeit, daß an den Orten, wo Heilige gewirkt und gelebt, ihre Gegenwart kräftiger und in mannichfachen Wundern sich äußernd empfunden werde. Was konnte — so meinte man — Besseres für das Heil der Seele gethan werden, als am Grabe des höchsten Heiligen zu beten, wofür die Kirche die Vergebung aller Sünden verhieß. Auch lag jenem Irrthum ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn es wird allerdings an allen Stätten, wo große Männer gewandelt, durch die volle Anschauung der Umgebung und der Einzelnheiten die Erinnerung mächtiger aufgeregt und das Gemüth höher erhoben. Wie außerdem damals jeder Einzelne, jedes Kloster, jede Stadt dem Schutze eines besonderen Heiligen anvertraut war, wie diesem Glück und Wohlergehen zugeschrieben wurde, so ward gleicherweise angenommen, daß auch für die Gestaltung weltlicher Verhältnisse unter der Obhut Christi in und um Jerusalem die beste Stätte zu finden sei. Die Kirche feierte ihren höchsten Triumph, indem sie die ungeheure Gewalt jener Ideen sah, deren Träger sie war; ja man kann die Kreuzzüge geradezu als die auswärtige Politik der päpstlichen Weltherrschaft ansehen. Auf ihre Ermahnung ohne äußeren Zwang strömten Hunderttausende zusammen, für das Zeitliche das Ewige zu gewinnen oder in Palästina ein höheres und edleren Zwecken bestimmtes Leben zu führen. Die Fürsten erkannten an, daß alle ihre weltlichen Mittel, daß ihre Macht und ihr Leben für das Christenthum und die Kirche zu opfern seien, das Ritterthum setzte alle seine Kraft und Mannheit zur Erwerbung des Heiligen ein, und zeigte, wie alle Tapferkeit nur Organ des Glaubens sein dürfe. In solchem Sinne wurden die Ritterorden gestiftet. Interessen des Handels und der Politik schlossen sich dann den großen Unternehmungen an, auch Eigennutz und Habsucht fehlten wie bei allem Menschlichen nicht.

Das eigenthümliche Gepräge des Mittelalters, innerlich Zusammen=

gehöriges nur äußerlich neben= oder feindlich gegenüberzustellen und Widersprechendes zu verbinden, zeigt sich uns hier auf das schärfste und deutlichste. Rein Geistiges wollte man durch sinnliche Mittel erreichen, das wahre Leben sollte durch das Grab gewonnen werden, den Frieden der Seele wollte man durch das Schwert erkämpfen, den lebendigen Christus suchte man bei den Todten. Die Frömmigkeit geht in wilde Wuth und Grausamkeit über, und diese machen dann abwechselnd wieder heiliger Andacht und tiefer Zerknirschung Raum, wie wir es vornehmlich bei der Eroberung Jerusalem's gesehen haben. Die Hoffnung der Einen, Beruhigung der Seele zu finden, so wie die der Anderen, ein reineres Staatsleben in Palästina zu schaffen, schlug fehl. Die religiöse Begeisterung und Ueberspannung hatte jedes planmäßige und vernunftgemäße Auftreten im Orient unmöglich gemacht. Aber die Verachtung der irdischen Kräfte des Menschengeistes rächte sich; man fiel aus der mystischen Verzückung in jede niedrige, erbärmliche Leidenschaft und bald ging es dort unchristlicher, verderbter und sittenloser zu, als in den Reichen des Abendlandes. So sah man sich endlich vom Aeußeren weg an das Innere gewiesen, um hier Befriedigung und Versöhnung zu schöpfen. Aber auch die unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge waren von der höchsten Bedeutung. Der einförmige beengte Sinn lernte Welttheile umfassen, die Völker wurden körperlich und geistig durch einander gemischt, morgen= und abendländischer Geist tauschte sich gegeneinander aus. Man sah die Kunst und Wissenschaft des Arabers, man erblickte unbekannte Staatsformen, die Fülle der Gewalt in einer Hand vereinigt, die bürgerliche Gesellschaft wohl geordnet, Gewerbe, Handel und Verkehr blühend, man erstaunte über die Cultur des Landes, über die mannichfachen Genüsse und den Schmuck des Lebens. So wurden mit neuen Kenntnissen und Gewohnheiten neue Bedürfnisse zurückgebracht, ferne Verbindungen angeknüpft. Ueberall regte es sich lebendiger im Abendlande unter Rittern und Bürgern, es tönten Gesänge, es strömten die Schüler zu den Lehrern der Philosophie, der Religion und des Rechts. Alle wesentliche Elemente saracenischer Cultur waren aufgenommen worden, immer reicher und allgemeiner wurden Bildung und geistige Entwickelung in den germanischen Ländern. Wie aber die Uebermacht der Kirche zu derselben Zeit zu Grunde ging, als ihre Schöpfungen auf asiatischem Boden dahinstarben, so begann der Occident sich von nun an als ein Ganzes auch ohne die Kirche, die bisher das alleinige Band der Zusammengehörigkeit gewesen war, zu fassen; die Nationalitäten traten einander näher, und dies, wunderbar genug, in demselben Maße als jede einzelne ihre beson=

deren und eigenthümlichen Culturmomente, Sitte, staatliche Ordnung, Sprache mehr und mehr für sich allein ausbildete.

Vielfach hat ein kalter Verstand die Kreuzzüge als das sinnlose Erzeugniß eines unklugen Aberglaubens verschrien und die unzählbare Menschenmenge beklagt, welche durch dieselben ihren Untergang gefunden. Aber nur ein allen großen, allen religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die mächtig aufflutende Ideenströmung, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Erhebung und Bewunderung betrachten. Alle Pilger, die innerlich von dieser ergriffen die beschwerliche Fahrt antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt; denn nur in dem Maße verdient der Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Raub- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlicheres vollbracht haben; und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein Jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des Zeitgeistes und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine.

Der Missions- wie der Handelseifer folgte den Kriegerschaaren auf dem Fuße. Der Dominicaner Ascelin ward 1254 vom Papst Innocenz IV. an die mongolischen Chane geschickt, nahm seinen Weg durch Persien, und drang bis zur Ostseite des kaspischen Meeres vor. Zu den Chanen reiste schon früher der Franziscaner Johann de Plano Carpini; er gelangte bis zur hohen Mongolei. Im Jahre 1253 ging der Franziscaner Wilhelm Rubruquis als Abgeordneter Ludwig's des Heiligen in die Mongolei. Alle seine Vorgänger übertraf jedoch bei weitem der Venetianer Marco Polo, der Herodot des Mittelalters, der, nachdem er sechsundzwanzig Jahre (1272—1298) auf Reisen zugebracht hatte und dann bei der Rückkehr ins Vaterland von den Genuesern gefangen genommen war, in der Haft seinen berühmten Reisebericht, die Mirabilia mundi, verfaßte. Er war der erste Europäer, der auf dem Landwege nach China gelangte, der Tibet besuchte und auf der Heimfahrt auch Vorderindien kennen lernte.

34. England unter Heinrich III.

(1216—1272.)

König Johann, mit dessen Tode wir oben die englische Geschichte abbrachen, war 1216 gestorben, als er eben vor dem französischen Prinzen Ludwig und den aufständischen Baronen bis an die Grenze von Wales hatte flüchten müssen. Dennoch ward sein neunjähriger Sohn, Heinrich III., anerkannt, weil der Marschall des Reiches, Graf Wilhelm von Pembroke, der schon dem verstorbenen Herrscher unwandelbare Treue bewahrt hatte, mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff. Ludwig von Frankreich verlor ein Treffen bei Lincoln, büßte seine Flotte ein und fand selbst bei den Bürgern von London, in deren Schutz er sich zuletzt begeben hatte, nicht mehr Theilnahme und Unterstützung, so daß er auf seine Ansprüche an die englische Krone verzichten mußte. Pembroke konnte es sogar wagen, die Magna Charta in einigen bedeutenden Punkten zu beschränken, so sehr wußte er das Ansehn der Krone zu heben; aber leider starb er, noch ehe der König großjährig war (1219), und es trat Keiner an seine Stelle, der Ansehen und Macht genug gehabt hätte, die Ruhe und Gesetzlichkeit im Innern, die er herbeigeführt, zu erhalten. Noch übler war, daß, als Heinrich III. im Jahre 1227 durch eine Bulle des Papstes Honorius III. für mündig erklärt ward, sich nur allzubald zeigte, wie er selbst völlig unfähig sei, den schwierigen Verhältnissen zum hohen Adel seines Reiches zu genügen. Während die Lage, in welcher er sich befand, Kraft, Ernst und Beharrlichkeit erforderte, war er nur wankelmüthig und unentschlossen ohne alle Thätigkeit und Selbständigkeit. Zwei Räthe waren es, welche sein Vertrauen am meisten besaßen, der Oberrichter Hubert de Burgh, und Peter des Roches aus Poitou, Bischof von Winchester. Nach einiger Zeit aber ward Hubert durch die wahre oder falsche Anklage, daß er sich auf Kosten des königlichen Schatzes bereichert habe, gestürzt (1232), und nun stand der Bischof in der Gunst des Königs ohne Nebenbuhler da, mit dem unumschränktesten Einflusse. Er bediente sich dessen eben so übermüthig als unverantwortlich, indem er alle Engländer verdrängte, und die höchsten und einträglichsten Stellen des Staates und der Kirche mit Poitevins und Bretagnern besetzte. Um jedem Widerstand zuvorzukommen, zog man an zweitausend Ritter von jenseits des Meeres ins Land und stattete dieselben mit Grafschaften und Baronien reichlich aus. Vergebens that Richard von Pembroke, Wilhelm's Sohn und Erbe seiner Reichs=

würde, die nachdrücklichsten Vorstellungen, vergebens vereinigten sich die Barone. Heinrich gab erst nach, als auch der Erzbischof von Canterbury ihm mit dem Banne drohte. Die Ausländer wurden entlassen und Räthe ernannt, welche das Zutrauen der Nation besaßen. Aber nur auf kurze Zeit. Denn als der König sich zwei Jahre nachher mit Eleonoren, der Tochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence, vermählte, traten die Oheime der Königin und andere Provençalen an die Stelle der früheren Günstlinge, und erregten die kaum beschwichtigte Unzufriedenheit von neuem.

Gab der König auf diese Weise zu den gerechtesten Beschwerden Anlaß, so kränkten seine ruhmlosen Feldzüge in Frankreich auch die Volksehre, die wiederholten dazu eingeforderten Hülfsgelder vermehrten den Druck, und die Erpressungen des römischen Stuhles trieben den Unwillen auf die höchste Spitze. England sollte wie Frankreich und die übrigen Länder der Christenheit die Geldmittel zum Kampfe gegen Friedrich II. und die Hohenstaufen liefern, und da Heinrich aus Furcht vor den Päpsten sich am wenigsten oder vielmehr gar nicht widersetzte, so wurde in seinem Reiche das Meiste zusammengetrieben. Damals war England die eigentliche Schatzkammer des in Lyon residirenden päpstlichen Hofes. Zwei Erzbischöfe von Canterbury wurden hintereinander von Rom aus ernannt, haufenweise kamen Italiener ins Land, die in Rom und Lyon die englischen Pfründen zu hohen Preisen erstanden hatten und ihre Kosten wieder herausbringen wollten. Schon Honorius III. hatte die Einkünfte zweier Stiftsherren an jeder Kathedralkirche und zwei Mönchsantheile in jedem Kloster für den heiligen Stuhl gefordert, war aber nicht im Stande gewesen, seine Absicht durchzusetzen. Dagegen brachten jetzt die Legaten Otho (1240) und Martin (1244) so ungeheure Summen zusammen, daß man sagte, sie hätten mehr Geld aus dem Königreiche hinweggenommen, als darin gelassen. In ihrem Gefolge befanden sich lombardische Kapitalisten und Wucherer, die Kirchen, Klöstern und Pfarreien das augenblicklich Fehlende zu den höchsten Zinsen vorstreckten. Ueberdem hatte die römische Kurie das Eindringen der Bettelorden der Dominicaner und Franziscaner begünstigt, die, der Satzungen ihrer Stifter uneingedenk, im ganzen Lande Eigenthum erwarben und in das feindseligste Verhältniß zu den alten Mönchsorden traten. Ehe noch Karl von Anjou sich auf die Eroberung Neapel's einließ, bot Innocenz IV. dieses Reich dem Könige von England für seinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorsichtig genug, sich ohne Befragung seines Parlaments auf diesen mißlichen Handel einzulassen, und dem Papste mit vollem Ver=

trauen alle zur Gewinnung der Neapolitaner erforderlichen Maßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV. unternahmen alsbald auf seine Kosten mit Manfred den Krieg, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldenlast, deren Bezahlung die Barone verweigerten. Nun sollte die Kirche das Geld aufbringen. Innocenz befahl, die englischen Geistlichen sollten die liegenden Güter verpfänden, um darauf Geld für Edmund's Unternehmen zu leihen; wer sich weigere, würde abgesetzt werden. Alexander erklärte, Gelübde zur Kreuzfahrt seien gelöst, sobald man nach Sicilien gehen, oder Geld zum dortigen Kriege zahlen wollte. Danach ließ er drei Jahre hintereinander den Zehnten von allen Kirchengütern erheben, und bewilligte dem Könige die Hinterlassenschaft aller verstorbenen Geistlichen und die Einkünfte aller erledigten Pfründen. Die bitteren Klagen des Klerus waren fruchtlos. Dennoch blieb die ganze Sache ohne Erfolg; nur die Päpste hatten Geld dabei gewonnen. Eben so schlecht berechnet, indeß doch nicht für das Land so verderblich, war auch die Unternehmung Richard's, von der wir in der deutschen Geschichte gehört haben. Dieser, Heinrich's Bruder und reichster Vasall von England, erschöpfte sich in dem Maße, daß er genöthigt war, zuletzt sogar seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können; und das Alles für eine Krone, die ihm fast nichts als den Namen gewährte, und um derentwillen er in England nicht höher geehrt ward als zuvor.

Die Barone trugen Heinrich's Regierung mit dem größten Widerwillen und verbargen diesen in den Reichsversammlungen (Parlamenten), die der König nach der Bestimmung der Magna Charta, sobald er Geldforderungen machte, berufen mußte, keinesweges. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in der Hofhaltung gebraucht wurden, die Kleider, welche der König und seine Diener trügen, vor allem aber der Wein, den diese tränken, den Unterthanen mit Gewalt und ohne Bezahlung weggenommen seien, und daß aller Handel aus Furcht vor dieser Räuberei aufhöre. Der schwache König beantwortete solche Vorwürfe jedesmal mit schönen Worten und Versprechungen, die nicht gehalten wurden. Als er im Jahre 1253 abermals seine Zuflucht zu den Baronen nehmen mußte, verlangten diese eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes, der nur zu häufig von Seiten des Königs verletzt worden, auf eine feierliche und zuverlässige Art. In seiner Bedrängniß versprach er, sich der Excommunication zu unterwerfen, wenn er seine Verpflichtung nicht erfülle. Demnach versammelten sich die Barone und

Prälaten in der Westminsterhalle. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen, und der Bann auf Jeden gewälzt, der ihn brechen würde; hierauf warfen die Bischöfe ihre Fackeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!“ Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich Alles dieses unverletzt halten, so wahr ich ein Christ, ein Ritter und ein gesalbter und gekrönter König bin.“ Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

Schon war die Erbitterung im Lande aufs höchste gestiegen, als böses Wetter und Mißwachs im Sommer 1257 Theuerung und Hungersnoth erzeugten; der Weizen, der in den früheren Jahren zwei Schillinge gekostet hatte, stieg bis auf zwanzig. Gerade um dieselbe Zeit drohte der Papst mit dem Banne, wenn ihm der Preis der sicilischen Krone nicht ausbezahlt würde. Als unter diesen Umständen das Parlament Ostern 1258 in Westminster zusammentrat, verlangten die Barone einmüthig die unverzügliche Abstellung aller Beschwerden; sie waren bewaffnet und mit zahlreichem Gefolge erschienen, als wären sie darauf gefaßt, ihren Forderungen mit Gewalt Nachdruck zu geben. An der Spitze stand Simon von Montfort, Graf von Leicester. Dieser talentvolle, kühne und ehrgeizige Mann, ein jüngerer Sohn des aus den Albigenserkriegen bekannten Grafen Simon von Montfort, hatte sich nach England gewandt, und dort als Erbe seiner Mutter die Grafschaft Leicester in Besitz genommen. Nach langen Streitereien und nachdem von beiden Seiten Concessionen gemacht waren, versprach Heinrich eine neue Versammlung nach Oxford zu berufen, welche dann am 11. Junius 1258 zusammentrat. Sie führt in der englischen Geschichte den Namen des tollen Parlaments (mad parliament). Es wurden vierundzwanzig Barone und Prälaten gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Diese zwangen den König, seine Stiefbrüder, die Söhne des Grafen Hugo de la Marche, mit dem Heinrich's Mutter Isabella in zweiter Ehe verbunden war, die unter allen am Hofe lebenden Franzosen die wildesten und habgierigsten waren, zu verbannen, setzten alle königlichen Beamten ab, wählten andere aus ihrer Partei, und verordneten, daß das Parlament jährlich dreimal gehalten werden, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben, und zugleich den König beobachten solle. Es sind dies die sogenannten „Provisionen von Oxford“, die allerdings in beglaubigter Form nicht auf uns gekommen sind, denen sich aber die Städte, London voran, durch ihre Zustimmung anschlossen. Die Macht des Reiches lag

in der Hand der Barone; England war kaum eine Monarchie mehr, die Regierungsform eine oligarchische. Der König, den die Barone in Haft hielten, mußte die getroffenen und noch zu treffenden Einrichtungen beschwören. Wie viel aber von den straffen normannischen Institutionen verloren gegangen war, und wie lebhaft die niederen freien Leute die Bewegung unterstützten, geht daraus hervor, daß die Proclamation, welche das Parlament an das Volk erließ, nicht mehr allein in der bisherigen Geschäftssprache, der französischen, sondern zugleich in der sächsischen verfaßt war.

Aber die Barone blieben nicht einig; sie zerfielen unter einander selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Der König ließ sich 1262 von Papst Urban IV. seines Eides entbinden, und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Es kam zum offenen Kampfe. Das Volk in London stand in Masse auf, schlug sich zu den Baronen, und beging große Ausschweifungen. Noch war Leicester soweit Herr der Staatsverwaltung, daß er mit Ludwig IX. das Abkommen über die englischen Besitzungen in Frankreich treffen und den oben erwähnten Frieden von Abbeville schließen konnte (1259). Indessen ward die Spaltung zwischen ihm und Richard von Glocester immer größer, wogegen die Sache des Königs mehr und mehr Anhänger gewann, so daß die Barone darauf eingehen mußten, den Streit mit Heinrich dem schiedsrichterlichen Ausspruche des wegen seiner Gerechtigkeit auch außerhalb der Grenzen seines Reiches verehrten Königs Ludwig IX. von Frankreich zu überlassen. Der fromme König berief hierauf seine Großen nach Amiens (1264); hier, in Gegenwart des Königs von England und eines Sohnes des Grafen von Leicester, untersuchte er die Sache, und entschied, die königliche Würde solle wieder hergestellt und die Oxforder Verordnungen aufgehoben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war aber der Graf von Leicester nicht zufrieden; er verwarf ihn, und griff wieder zu den Waffen. Der Westen und Norden des Reiches waren für den König, der Süden und Osten für die Barone, die eine Hauptstütze in dem geringeren Volk der Städte fanden. Heinrich zog gegen London heran und als Simon herbeieilte, diesen wichtigen Punkt zu retten, kam es bei Lewes in Sussex zur Schlacht (14. Mai 1264), in der Leicester's Kriegskunst den Ausschlag gab. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich selbst nebst seinem Bruder, dem römischen König Richard, gefangen. Am folgenden Morgen ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die Oxforder Provisionen vor der Hand in Kraft bleiben, die beiden Könige und

alle anderen Gefangenen losgelassen, der Kronprinz Eduard dagegen als Geisel in Leicester's Hände gegeben, und der ganze Streit durch Schiedsrichter beendigt werden sollte (die sogenannte Misa von Lewes). Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. „Eine Reihe von Verordnungen bezeichnete nun die durchgreifende Regierung des Grafen von Leicester, die mehr als eine Wohlthat für das Land bezweckte, aber keineswegs frei von Gewinnsucht von Seiten der Sieger war" *). Leicester führte den König überall mit sich herum und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Er dachte vielleicht darauf, England seinem Hause zu gewinnen. Die Truppen des Königs wurden entwaffnet, seine Schlösser besetzt, und um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog Leicester die Güter von achtzehn Baronen ein, und ließ sich ungeheure Lösegelder und hohe Abgaben von der Geistlichkeit bezahlen. Am 20. Januar 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London, und berief dazu, außer den Baronen und Geistlichen seiner Partei, zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und Abgeordnete aus den freien Städten, um sich diese noch fester zu verknüpfen. Dies ist die erste unbezweifelte Berufung von Stellvertretern der Gemeinen zur Reichsversammlung. Ursprünglich hatten nur die unmittelbaren geistlichen und weltlichen Vasallen, die Barone und Prälaten, die Reichsversammlung gebildet, und so war es auch durch den großen Freiheitsbrief bestätigt worden; doch hatte schon Johann die Einberufung von vier Vertretern der Ritter jeder Grafschaft angeordnet (1213), „um mit dem Könige über Angelegenheiten des Reichs zu reden." Noch früher, zuerst 1070, waren Abgeordnete dieses Standes an den Hof beschieden worden, allein damals immer nur, um über einzelne und ihren Stand insbesondere betreffende Fälle Rath oder Zustimmung zu geben, nicht zur Theilnahme an den allgemeinen Berathungen und Steuerbewilligungen. Aebte und Prioren waren ebenfalls erst seit der Regierung Johann's ohne Land ins Parlament gerufen worden, und die so häufige Besteuerung des Kirchengutes unter der jetzigen Herrschaft hatte auch eine öftere Zuziehung dieser Geistlichen nöthig gemacht. Gleichzeitig mit den Städten im übrigen Europa hatten sich die englischen, besonders London, York, Lincoln, und die Hafenstädte wie Portsmouth, Plymouth u. s. w. gehoben, und wenn sie auch nicht solche Freiheit erkämpften wie die italienischen und ihre bessere Stellung sich noch unbeachteter und ruhiger

*) Pauli a. a. O. S. 775. Ranke, Englische Gesch. S. 76.

hervorbildete als in Deutschland und Frankreich, so erreichten die bedeutenderen Orte doch die Umwandlung der persönlichen Lasten in bestimmte Zahlungen, erwarben Marktrechte und Zollstätten, und zum Theil das Recht der Wahl ihrer Obrigkeiten und eigener Statuten. Die Könige hinderten diese Entwickelung nicht, da man sie nun als selbständige Corporationen zu den Steuern mit heranziehen konnte. Die Städte, welche damals Abgeordnete schickten, werden nicht genannt. Eben so wenig als über die Wahl ihrer Deputirten sind wir über die der ritterschaftlichen Abgeordneten unterrichtet. In der Folge ist die Theilnahme der Gemeinen an den Parlamenten das wesentlichste Werkzeug der englischen Freiheit geworden. Diesmal mußte sie dazu dienen, Leicester's gewaltsame Maßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab indeß den verworrenen Angelegenheiten seines Vaterlandes bald eine glückliche Wendung. Er benutzte das Zerwürfniß zwischen Leicester und Glocester zu seiner Befreiung und entkam wirklich aus seiner Haft; die Anhänger des Königs sammelten sich um ihn, und er errang am 4. August 1265 in der Schlacht bei Evesham, in welcher Leicester selbst heldenmüthig kämpfend fiel, einen vollständigen Sieg, und vertilgte nach einiger Zeit die letzten Reste der Empörung. Die Ueberwinder verfuhren, nachdem die erste Siegesfreude, in der sie manche Gewaltthat begingen, verrauscht war, mit Schonung und Milde. Zu Kenilworth trat am 1. November 1265 ein Parlament zusammen und stellte den alten Zustand, wie er vor dem Oxforder Parlament gewesen, wieder her; die Magna Charta ward anerkannt, auch vom päpstlichen Legaten bestätigt. Leicester's Söhne wurden verbannt; aber selbst das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Prinz Eduard aber, nachdem er das Reich beruhigt sah, zog voll ritterlicher Thatenlust den französischen Kreuzfahrern (1270) nach, und da er den heiligen Ludwig bei Tunis nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete, so daß diese einen Assassinen gegen den jungen Fürsten aussandten. Aber die Körperstärke und Gewandtheit Eduard's vereitelte den Mordversuch. Sein Vater hielt indessen mit schwacher Hand, aber wenigstens gewissenhafter als früher, die Zügel der wiedergewonnenen Herrschaft, und starb noch vor der Rückkehr seines Sohnes am 16. November 1272 im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unsicherheit in diesem Zeitraume mag nur folgender Vorfall zeugen. Im Jahre 1249 kamen zwei brabantische Kaufleute zum Könige und klagten, daß königliche Dienstleute ihnen zweihundert Mark geraubt hätten, daß dergleichen alle Tage vorfiele, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil die meisten Richter die Räuber fürchteten, oder mit ihnen im Bunde ständen. Sie baten, ihnen den gerichtlichen Zweikampf zu erlauben. Heinrich verwies sie an das Gericht der Grafschaft. Dies sprach die Thäter wirklich frei. Hierauf ließ der König Vorsitzer und Schöffen gefangen nehmen und die Sache von anderen Richtern untersuchen. Diese fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entschuldigten sich mit der Noth, weil sie vom Könige keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß Dörfer und Klöster vom Gefolge des Königs oder anderer Großen rein ausgeplündert wurden. Ein anderes Beispiel von der Gerechtigkeitspflege Heinrich's gibt sein Verfahren gegen den Juden Aaron von York. Dieser war der Fälschung von Münzen und königlichen Urkunden angeklagt, überführt und verurtheilt worden. Um nicht im Gefängniß zu sitzen, zahlte er vierzehntausend Mark Silber und zehntausend Mark Gold; und um dann wieder freigesprochen zu werden, noch dreißigtausend Mark Silber und zweihundert Mark Gold an die Königin. Doch traf Heinrich einige zweckmäßige polizeiliche Anordnungen über das Aufgebot der Städte und Dörfer zur Verfolgung von Verbrechern, Begleitung von Reisenden, und über die Abhaltung von Nachtwachen. Der Handel, besonders von den deutschen Städten betrieben, nahm unter seiner Regierung merklich zu, mehrte aber auch die Neigung zum Materialismus. Anerkennenswerth ist an dem Könige ferner sein Interesse für alle Zweige der Kunst.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Inhalt des sechsten Bandes.

Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug (814—1096).

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Friedrich

Weltgeschichte Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe. Herausgegeben von Adolf Schmidt. Mit der Fortsetzung von Eduard Arnd
Bd.: 6

Berlin 1862

H.un. 24 e-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031089-4